

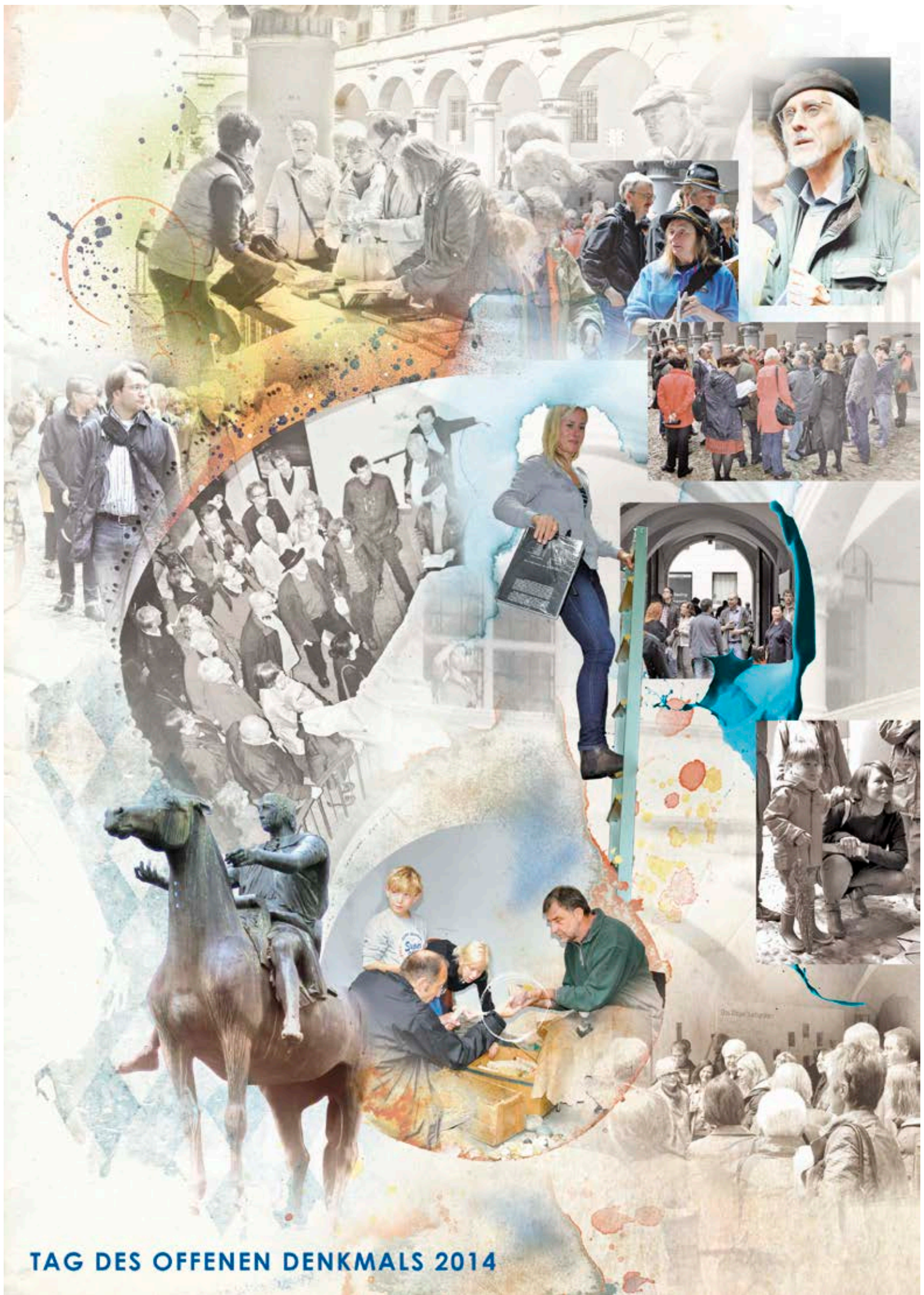
DENKMALPFLEGE INFORMATIONEN



Die Teichmühle bei Steinwiesen

**Zwischen Himmel und Herde:
Kaser im Berchtesgadener Land**

**Älteste Bestattung Münchens?
Ein Grab im Apothekenhof**



TAG DES OFFENEN DENKMALS 2014

Impressum

Herausgeber: Bayerisches Landesamt
für Denkmalpflege

Redaktion: Dr. Karlheinz Hemmeter
(verantwortl. Redakteur), Dr. Doris Ebner
Tel. 089 2114-261/-358

Fax 089 2114-401

karlheinz.hemmeter@blfd.bayern.de
doris.ebner@blfd.bayern.de

Redaktionelle Mitarbeit:
Ina Hofmann M.A., Renate Schiwall M.A.,
Angela Schürzinger M.A.

Satz/Layout: Susanne Scherff

Bildbearbeitung: Susanne Scherff,
David Winckelmann

Titelbild: Teichmühle bei Steinwiesen
(Foto: BLFD, Michael Forstner)

Collage S. 2: David Winckelmann

Abkürzungen: DE = Doris Ebner,
Htr = Karlheinz Hemmeter

Gesamtherstellung: Fa. Kastner & Callwey
Medien, 85661 Forstinning

Auflage: 8500 Stück

Denkmalpflege Informationen im Internet:
www.blfd.bayern.de/denkmalpflege/
publikationswesen

© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege

**Dienststellen der Denkmalpflege
in Bayern**

Dienststelle München (Zentrale)
Hofgraben 4, 80539 München
Postfach 10 02 03, 80076 München
Tel. (089) 2114-0

Landesstelle für die nichtstaatlichen Museen
in Bayern
Alter Hof 2, 80331 München
Tel. (089) 210140-0

Dienststelle Bamberg
(Oberfranken/Unterfranken)
Schloss Seehof, 96117 Memmelsdorf
Tel. (0951) 40950

Dienststelle Nürnberg (Mittelfranken)
Burg 4, 90403 Nürnberg
Tel. (0911) 23585-0

Dienststelle Regensburg
(Niederbayern/Oberpfalz)
Adolf-Schmetzer-Straße 1, 93055 Regensburg
Tel. (0941) 595748-0

Dienststelle Thierhaupten
(Schwaben und Oberbayern-Nord)
Klosterberg 8, 86672 Thierhaupten
Tel. (08271) 81570

E-Mail-Adressen der Mitarbeiter
vorname.name@blfd.bayern.de
www.blfd.bayern.de

**BAYERISCHES LANDESAMT
FÜR DENKMALPFLEGE**

**EDITORIAL**

*Liebe Kolleginnen und Kollegen,
liebe Freunde der Denkmalpflege!*

*Nachdem ich Ihnen nun schon zum zweiten Mal die „Denkmalpflege
Informationen“ in neuer Gestaltung vorstellen darf, möchte ich darauf etwas
genauer eingehen.*

*Gestaltung selbst ist noch kein Mehrwert, aber auch für eine Behörde, die
sich der Tradition verpflichtet fühlt, ist es wichtig, „mit der Zeit zu gehen“. Nur
was heißt das denn genau? Mit den „Denkmalpflege Informationen“ wollen wir
möglichst viele Menschen erreichen. Es muss Freude machen, diese Zeitschrift
zu lesen, weshalb eine gestalterische Anpassung notwendig erschien. Mit
einem verstärkten Bildanteil, dreispaltigem Satz, neuer Schrift und farbigen
Auszeichnungen soll das Heft freundlicher, besser lesbar und der Aufbau
übersichtlicher sein.*

*Mit den beiden neuen Rubriken „Passion Denkmal“ und „Feuilleton“
wollen wir auf ganz spezielle Themen eingehen, wir wollen Spaß an Denkmalpflege
vermitteln und beachtenswerten Aktivitäten wie zum Beispiel dem Ehrenamt in
der Denkmalpflege, der Jugendarbeit und den verschiedenen Preisverleihungen
ein Podium bieten. Einzelne, besonders erwähnenswerte Personen, die sich um die
Denkmalpflege verdient gemacht haben, und herausgehobene Projekte sollen hier
– beispielhaft – vorgestellt werden. Natürlich darf bei einem emotional besetzten
Thema wie der Denkmalpflege der Humor und Absonderliches nicht fehlen.
Solche Aspekte beleuchten wir in unserem Feuilleton in Bild und Schrift näher –
zum Beispiel mit dem „Kulinarischen Denkmal“, Skurrilem aus dem Alltag der
Denkmalpfleger, Schätzen aus dem Bildarchiv oder mit dem Denkmalrätsel.
Ich hoffe, Sie finden Gefallen an unseren „neuen“ Denkmalpflege Informationen!*

*Zeitgleich mit diesem Heft erhalten Sie die Neuauflage des 1946 erschienen
Heftes „Das neue München“ von Karl Meitinger, damals Münchener Stadtbaurat.
Manche werden sich fragen, wozu das dienen soll. In der unmittelbaren
Nachkriegszeit, kurz nach den Schutträumungen, hat Meitinger in einem dünnen
Geheft von gerade 64 Seiten die wesentlichen Grundzüge des Wiederaufbaus
der Stadt München definiert. Er hat im Gesamtblick über das kriegszerstörte
Altstadtgefüge weitsichtig die Weichen gestellt, die heute noch Gültigkeit
haben. Gerade in Zeiten explodierender Grundstückspreise und hasardeurartig
auftretender Immobilienvermarkter ist es wichtig, diesen Gesamtblick nicht aus den
Augen zu verlieren. Der Wiederaufbauplan des Karl Meitinger ist heute aktueller
denn je!*

*Ich wünsche Ihnen viel Freude bei der Lektüre dieses Heftes und wünsche
Ihnen allen frohe Weihnachten und ein glückliches Neues Jahr 2015!*

*Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil
Generalkonservator*

EDITORIAL

3 Mathias Pfeil

IM BRENNPUNKT

6 „ABC – Standards der Baudenkmalpflege“
Bernd Vollmar
9 Vor 70 Jahren – Kultur im Bombenhagel, Teil 3
Karlheinz Hemmeter

DENKMAL AKTUELL

15 Älteste Bestattung Münchens
Timm Weski
18 Hl. Bonaventura in Neukirchen b. Hl. Blut
Eva-Maria Ilsanker und Bernhard Symank
21 Abbruch in Ruprechtsberg, Lkr. Landshut
Anke Borgmeyer
22 Kriegerdenkmal in Coburg instandgesetzt
Armin Hanson
26 Rosenaustadion in Augsburg
Burkhard Körner

DENKMALFORSCHUNG

28 Die Stadtmauer von Memmingen
Christian Kayser
31 Hofmarkschloss Hurlach im Lkr. Landsberg am Lech
Karl Gattinger
35 Baumeister Jakob Engel in Eichstätt
Juri-Johannes Leuschner
38 Die untere Grotte der Eremitage Bayreuth
Angela Schürzinger
41 Bertel Thorvaldsen und München
Karlheinz Hemmeter

44 Mühlen in Bayern
Ina Hofmann
47 Die Teichmühle bei Steinwiesen
Thomas Gunzelmann
49 Zwischen Himmel und Herde:
Die Kaser im Berchtesgadener Land
Lena Stephanie Becker und Andreas Grüner
52 Bergbaufolgelandschaft als Teil der Kulturlandschaft
Bernhard Häck

PASSION DENKMAL

55 14. September: Tag des offenen Denkmals
Dorothee Ott, Angela Schürzinger, Karlheinz Hemmeter, Sabine Wieshuber und Toni Drexler
61 Zugänge zu einer kirchlichen Denkmalpflege, Teil 2
Peter B. Steiner
65 Restaurierungsprojekt Grünwald
Annika Maier
67 Präsentation archäologischer Funde bei der Firma Gerresheimer in Pfreimd
Christoph Steinmann
70 Patenschaft für Bodendenkmal
Ralf Obst
72 Archäologisches Symposium im Museum Erding
Christian Later und Stephanie Zintl
73 Altstraßenfächer bei Steiningloh
Mathias Conrad
75 Jugendbauhütte zu Gast im Bauarchiv Thierhaupten
Christoph Bücken und Stephanie Hodek
78 Denkmalschutzmedaille: ehem. Synagoge Obernbreit
Ina Hofmann
79 Denkmalschutzmedaille: Bergbauernhof Dreiwies
Ina Hofmann



Rosenaustadion in Augsburg, Blick zur Tribüne
(Foto: BLfD, Michael Forstner)



Ausstellung zum Karlsgraben in der Alten Münze mit Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle und Generalkonservator Dipl.-Ing. Mathias Pfeil

ÜBER DEN ZAUN

- 81 Ein Umweltprojekt in Äthiopien
Ruth Sandner
- 83 Oberpfälzer Eisen für Karls Heer –
Karolingische Rohstoffpolitik
Martin Straßburger

IM AMT

- 85 Methoden des Zentrallabors im BLfD, Teil 3
Martin Mach
- 89 Neue Objekte in den Restaurierungswerkstätten
Rupert Karbacher und Martin Mannewitz
- 90 Kooperation Bauarchiv Thierhaupten
und Bezirk Schwaben
Alexandra Beck und Stephanie Hodek
- 92 Fortbildung für Grabungsfirmen
Stephanie Gasteiger
- 95 Startschuss für den Bayerischen Denkmal-Atlas
Roland Wanninger
- 97 Der Bayerische Denkmal-Atlas – ein Gewinn
Andreas Büttner

PERSONALIA

- 99 Dr. Erwin Keller †
- 100 Prof. Dr. Wolfgang Czysz zum Abschied
- 102 Chemotechniker Vojislav Tucic geht in Rente
- 104 Pressesprecherin Beate Zarges verlässt das BLfD
- 104 Ruhestand für Sieglinde Schenk
- 105 Christian Beyer: neuer Leiter des Sachgebiets Personal
- 106 Rita Hannig: neue Referentin für Bodendenkmalpflege
- 106 Ilja Saev: Volontär mit Schwerpunkt Bodendenkmalpflege
- 107 Stefan Hanöffner: Kreisarchäologe in Deggendorf

AKTIVITÄTEN

- 109 Mühlenkolloquium für Wolfgang Czysz
Doris Ebner
- 111 VdL-Tagung „Zwischen Welterbe und Denkmalalltag“
Karlheinz Hemmeyer
- 113 Dehio-Tagung: Auf dem Weg zum „Dehio to go“?
Karlheinz Hemmeyer
- 115 Montagsvorträge
Dorothee Ott

VERKÄUFLICHE DENKMÄLER

- 116 Wolfgang Karl Göhner und Christine Schuller

FEUILLETON

- 119 Rumford, der Architekt des Englischen Gartens
Ina Hofmann
- 120 Erinnerung an König Ludwig II.
Oskar Maria Graf
- 121 Wandern am bayerischen Limes: von Echingen
bis Kipfenberg
Martin Pietsch
- 122 Sommernachtslauf
Karlheinz Hemmeyer
- 125 BayernViewer-denkmal „goes“ Bayerischer Denkmal-Atlas
Roland Wanninger
- 126 Das kulinarische Denkmal
Renate Schiwall, Eva Maier und Katrin Vogt
- 127 Sommerfest in der Alten Münze
Karlheinz Hemmeyer
- 128 Denkmalrätsel
Markus Hundemer und Marion-Isabell Hoffmann
- 129 Im Reich der Sinne
Bernd Symanck und Roland Feitenhansl
- 130 Schätze aus dem Bildarchiv
Ingeborg von Quillfeldt und Markus Hundemer

133 LITERATUR

Nürnberg, Rathaus, Wolff'scher Bau, 1945
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 39-III-F-R-3)



Historische Hammerschmiede Schwabsoien, Lkr. Weilheim-Schongau
(Foto: Juditha Wolf)

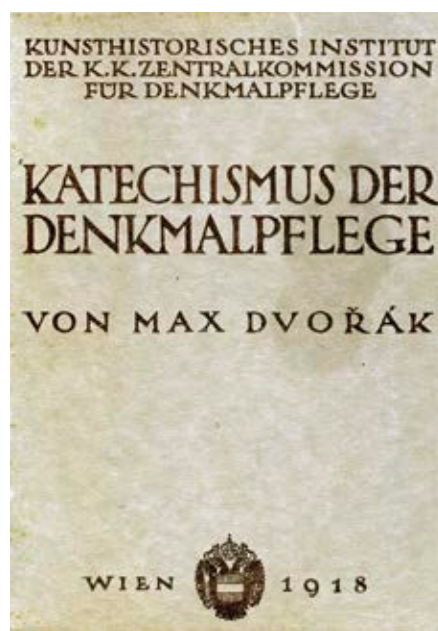
„ABC – Standards der Baudenkmalpflege“

Überlegungen zu den Kernaufgaben der Denkmalfachbehörden anhand einer Publikation des Österreichischen Bundesdenkmalamtes (Hrsg.), Wien 2014

Beeindruckend: Im Jahr 1678 erschien in Nürnberg ein dickleibiges Buch mit dem etwas biederen Titel „Hauß- und Feld-Schule“. Mit dem Versprechen, dass „dergleichen zuvor niemals gesehen“, verbirgt sich dahinter ein auf 1300 Seiten gebündeltes Wissen über den christlichen Hausstand, das einige Zeit später, mit weiteren 1600 Seiten und ebenfalls anschaulich illustriert, ergänzt wurde. Zielgruppe dieses wunderbaren Sammelsuriums waren angehende „Hausväter“, die hier alles über die Gründung einer Familie, das Leben und die Existenzgrundlagen auf dem Land nachlesen konnten. Die Themen reichen von Planzeichnungen für Wohn- und Ökonomiegebäude, der Haltung von Nutztieren und restlosen Verwertung derselben, Kochrezepten oder medizinischen Hausmitteln bis hin zur Personalführung und Kindererziehung. Tatsächlich war das Ganze so neuartig nicht, Ähnliches hatte bereits Aristoteles versucht. Im 16. Jahrhundert war der geregelte Hausstand dann ein wesentliches Anliegen der Reformation. In der Folge entstand eine Fülle solcher, meist von protestantischen Pfarrern verfassten Ratgeberschriften, die heute in der Literaturwissenschaft einer eigenen Gattung, der sog. Hausvaterliteratur, zugeordnet sind. Als ein Hauptwerk gilt die oben angesprochene Zusammenstellung geballten Wissens, für die überraschenderweise ein „Architect & Ingenieur“ namens Georg Andreas Böckler verantwortlich zeichnet. Immerhin war er Sohn eines protestantischen Pfarrers und wurde siebzigjährig als vormalig markgräflich-ansbachischer Hofbediensteter begraben. Wie auch immer: Aus einem solchen historischen Kompendium kann man viel Theorie erlernen. Die praktische Umsetzung jedoch ist weiterhin eine offene Erfahrung,

Anders formuliert: Allein mit einem Kochrezept steht das Essen noch nicht auf dem Tisch.

Der Begriff „Hausvater“ stammt übrigens von keinem Geringeren als Martin Luther, und der hat bekanntlich den „Kleinen/Großen Katechismus“ verfasst, in dem er jeweils die Grundzüge seiner Lehre darstellt. Nicht von ungefähr hatte 1916 der Kunsthistoriker und vormalige Generalkonservator der K. und K.-Denkmalbehörde Max Dvořák einen „Katechismus der Denkmalpflege“ veröffentlicht. Dvořák war Schüler von Alois Riegler; beide gelten (noch vor



Georg Dehio) als die Väter der modernen Denkmalpflege. Der Katechismus definiert erstmals komprimiert und vor allem allgemein verständlich Prinzipien der Denkmalpflege und bietet konkrete Handlungsanweisungen zum Umgang mit Kulturdenkmalen. Zur besseren Veranschaulichung seiner Anliegen fügte Dvořák, der sich auch an ein Laienpublikum wandte, einen breit

angelegten Bildteil mit Positiv/Negativ-Beispielen bei.

Mit dem von Zeitgenossen verliehenen Prädikat „Marseillaise der Denkmalpflege“ ist die Bedeutung von Dvořáks Katechismus auf den Punkt gebracht. Dazu ist anzumerken, dass der Katechismus von 1916 in der Folge zunächst die Charta von Venedig (1964) und später die internationalen Grundsätze der Denkmalpflege von ICOMOS (1987/1992) inspirierte. An diese Tradition, für die wir die österreichische Denkmalpflege bewundern, um nicht zu sagen beneiden, ist auch deshalb zu erinnern, weil die vorliegende Publikation diese Kontinuität fortsetzt.

Die Publikation: Verfasser und Inhalt

Beeindruckend! Das ist die erste spontane Reaktion auf die „Standards“. Sie kommen ausgesprochen „fesch“ daher, Broschur, 416 Seiten, schwarzes Softcover, weiße Schrift, rotes Signet des BDA (Bundesdenkmalamt). Mit dem Kladden-Merkbändchen erinnert man sich unwillkürlich an die sog. Moleskine-Notizbücher, die nicht nur für Denkmalpfleger inzwischen zum ständigen Begleiter geworden sind. Der optische Anspruch spiegelt sich dann gleich im Vorwort (p. 5) der Präsidentin des BDA, Barbara Neubauer, wider, die als neue Herausforderung für die Denkmalpflege „Bürgernähe, Transparenz und Nachvollziehbarkeit“ postuliert und die dafür eine Erläuterung der „Rahmenbedingungen für den fachlichen Umgang“ mit Baudenkmalern für unabdingbar erachtet. Zu Recht, und dies gilt auch für den selbstbewussten Hinweis, dass die Publikation als „in der europäischen Denkmalpflege in dieser detaillierten Form bislang einzigartig“ anzusehen ist. Als Verfasser der „Standards“ tritt eine aus MitarbeiterInnen des BDA zu-

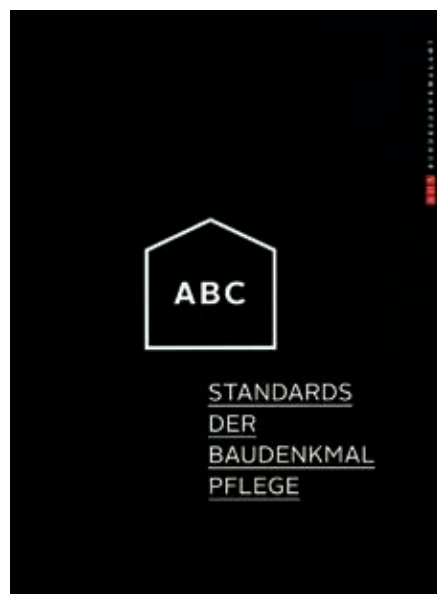
sammengesetzte Arbeitsgruppe auf, in die sich bescheiden auch der für Grundsatzzfragen verantwortlich zeichnende Fachdirektor, Hofrat Bernd Euler-Rolle, einreicht. Derselbe gibt sich dann mit der von ihm verfassten Einführung (p. 6–13) als Spiritus Rector zu erkennen. Zusammen mit seinem Tiroler Kollegen Walter Hauser erledigte er auch das Lektorat (p. 416). Über die Buchform hinaus ist die Publikation im pdf-Format im Internet zugänglich (www.bda.at).

Zum Anspruch einer „modernen Denkmalpflege“, die transparent agiert, steht der Titel „ABC – Standards der Baudenkmalpflege“ etwas prosaisch, gleichwohl birgt das „ABC“ von sich aus einen elementaren, allgemein verbindlichen Anspruch. (Schon allein darin wird Dvořáks „Katechismus“ fortgeschrieben). Hinter den drei Anfangsbuchstaben des Alphabetes stehen dann, fassetenreich untergliedert, die Hauptthemen „Erfassen“ (A), „Erhalten“ (B), „Verändern“ (C). Dies wird im Inhaltsverzeichnis (p. 400–415) erläutert, das den Ersatz für ein Register darstellt, was der als Handbuch konzipierten Publikation allerdings nicht gerade entgegenkommt. Den drei Hauptkapiteln ist im Layout bei den Überschriften jeweils eine eigene Schriftfarbe zugeeignet. Jeweils gleichfarbig ist der bei vielen Themen in den Text eingestreute „Grundsatz“ hinterlegt. Die Textgestaltung zeigt eine Hauptspalte, als Randbemerkungen sind Querverweise auf kapitaleinführende „Allgemeine Anforderungen“, auf analoge Textpassagen oder auch auf die mit „§“ gekennzeichneten, „Rechtlichen Hinweise“ zu finden. Auf Literaturverweise übrigens verzichten die „Standards“ gänzlich (!). Trotz des differenzierten Layouts erweckt die Publikation den Eindruck einer sog. Bleiwüste, die zudem durch das numerische Gliederungssystem verstärkt wird („2.12.2.3“ ist und bleibt doch immer etwas spröde). Im Weiteren, und darin unterscheidet sich diese Publikation wesentlich vom „Katechismus“, gibt es keine Abbildungen, die an vielen Stellen doch wünschenswert wären – dies nicht zuletzt wegen der explizit als Adressaten angesprochenen Denkmaleigentümer, welche regelmäßig dem Laienpublikum zuzurechnen sind. Dieser Zielgruppe dürften aber nicht die bisweilen auftretenden

Unschärfen in der Nomenklatur geschuldet sein („Dachstuhl“, p. 193 ff., entspricht zwar dem allgemeinen Sprachgebrauch, stellt jedoch eigentlich nur eine Teilkonstruktion eines Dachtragwerkes dar). Ferner zeigt sich natürlich auch bei denkmalfachlichen Texten die Karl Kraus unterstellte Erkenntnis, dass sich Österreich und Deutschland durch die gemeinsame Sprache unterscheiden (vgl. z. B. p. 190 und den – aus deutscher, respektive bayerischer Warte – nicht zu erschließenden Unterschied zwischen „Stiege“ und „Treppe“).

Zukunftsaufgaben

Die vorstehenden kritischen Hinweise sollen die Qualität der Publikation aber keineswegs schmälern. Das Wissen um die Schwerpunktthemen der – internationalen – Denkmalpflege ist hier gebündelt zusammengefasst. Dies reicht bis zu den aktuellen denkmalfachlichen Problemstellungen, etwa der energetischen Verbesserung (p. 45–49; z. B. p. 235 f., 239 f. und 360–366) oder der sog. Barrierefreiheit (p. 339–349) von historischen Bestandsbauten. Die Publikation kann



und will insgesamt (und überzeugend) sog. Leitplanken, Spielräume aufzeigen, in welchen sich denkmalfachliches Handeln zugunsten des baulichen Erbes bewegen sollte. Die einzelnen Texte vermitteln, differenziert, aber prägnant zusammengefasst, die wesentlichen Inhalte der jeweiligen Themen.

Stellt sich die Frage, inwieweit die „Standards“ von 2014, analog zum „Ka-

techismus“ von 1916/18, international übertragbar sind, einmal in der hier vorgelegten Form, zum anderen in der „Nachahmung“. Anders formuliert: Braucht beispielsweise Bayern oder gar die bundesrepublikanische Denkmalpflege ein vergleichbares Kompendium? Dazu parallel ist auch die Frage nach dem cui bono, also nach den Zielgruppen, zu stellen. Um die Antwort vorweg zu nehmen: Nein, die Vorgabe der österreichischen KollegInnen bedarf keiner – zumindest nicht bundesdeutschen – Entsprechung. Warum? Eine Antwort findet sich im „Ausblick“ der einführenden Bemerkungen, dort (p. 13) heißt es: „Die äußerst umfangreichen Sachgebiete der ‚Standards der Baudenkmalpflege‘ repräsentieren die denkmalfachliche Themenführerschaft des Bundesdenkmalamtes in Österreich.“ Bedingt durch die föderalistische Struktur gibt es in der Bundesrepublik weder eine entsprechende Institution noch durch die Kulturhoheit der Länder eine einheitliche gesetzliche Vorgabe. Hierzulande sind also andere Wege zur einheitlichen „Gebrauchsanweisung“ im Umgang mit Kulturdenkmälern zu suchen – eine Antwort. Eine weitere, ähnlich elementare Antwort, ist beispielsweise aus den österreichischen Ausführungen zum Thema „Beton (Sichtbeton)“ (p. 158–161) abzuleiten. Zu diesem, auch für die internationale Denkmalpflege aktuellen Problemfeld bietet das hier gewählte Instrument der „Standards“ viel, ist aber für die praktische Handhabung nicht ausreichend. Denn Fragen zur Karbonatisierung von Beton oder der Oberflächenschutz mit Hydrophobierungsmitteln (p. 161) und damit zur Nachhaltigkeit von Restaurierungsmaßnahmen beinhalten schlussendlich ungeklärte Veränderungsprozesse und bedürfen weiterer intensiver denkmalfachlicher Diskussion auf der Grundlage zusammengefasster naturwissenschaftlicher Ergebnisse. Mit anderen Worten: Für eine praxisorientierte Umsetzung der „Standards“ bedarf es ergänzender Handreichungen mit Ausführungen, die weniger statisch an eine Buchform gebunden sind und jederzeit aktualisiert werden können. Dass denkmalfachliche Lösungsansätze permanent fortzuschreibenden Erkenntnissen unterliegen, zeigen gerade und nicht allein beim Baumaterial Beton und dessen

Bewehrung die Instandsetzungsprobleme beim Denkmalbestand aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Wie war das noch: Allein mit einem Kochrezept steht das Essen noch nicht auf dem Tisch, oder: Mit einer standardmäßigen Anweisung ist noch kein Kulturdenkmal fachgerecht erhalten und instandgesetzt.

Ein weiteres Positivum der hier vorgestellten Publikation, der „Standards“: Sie führt einige, nicht unerhebliche Defizite der denkmalfachlichen Vermittlung vor Augen. Denn Publikationen,

Bundesrepublik Deutschland“ (VDL), erarbeitet werden und elektronisch zur Verfügung stehen (www.denkmalpflege-forum.de/Veroffentlichungen/Arbeitsblatter/arbeitsblatter) und doch nicht ausreichend bekannt sind – übrigens bei allen Beteiligten. Hinzu kommen die zahlreichen Arbeitsblätter und Ratgeberbroschüren zu einzelnen denkmalfachlichen Problemstellungen und aktuellen Lösungsansätzen der bundesdeutschen Denkmalfachbehörden. Aber das oben angesprochene Dilemma wird anhand der „Arbeitsblätter des Bayeri-

tieren daraus auch ein unzulänglicher Bekanntheitsgrad und die unbefriedigende praktische Wirkung. Ausreichend banal zu begründen ist die Ursache: Die von Mitarbeitern des Landesamtes und auch externen Autoren verfassten und in die Jahre gekommenen „Arbeitsblätter“ harren einer Aktualisierung, welche den jüngsten methodischen, naturwissenschaftlichen oder auch ökologisch-ökonomischen Erkenntnisstand und neueste Literaturnachweise berücksichtigt. Erst wenn diese Arbeit erledigt ist, kann an eine elektronische Verbreitung gedacht werden.

Wenn an dieser Stelle auf das hohe Klagelied der Arbeitsüberlastung infolge Personaleinsparung in den Denkmalfachbehörden verzichtet wird, liegt es an der Prognose, dass die Neubearbeitung und Themenerweiterung, ferner die zukünftige Wartung der „Arbeitsblätter“ zwar eine fulminante Mehrbelastung bedeutet, unter dem Strich jedoch eine Entlastung beinhalten kann. Zudem gehört beispielsweise in Bayern die Herausgabe solcher „Richtlinien“ nach Art. 12 des Bayerischen Denkmalschutzgesetzes zu den Kernaufgaben des Landesamtes. Es stehen also große Aufgaben und Mühen bevor. Die ersten Schritte sind getan. Als Grundlage für ein Aktualisierungsprojekt der „Arbeitsblätter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege“ sind sämtliche praxisorientierten Empfehlungen der bundesdeutschen Denkmalfachbehörden und auch anderer Institutionen erfasst. Das Ergebnis ist überraschend. Immerhin wurden über 1000 Titel gelistet, die verstreut und eben bisweilen vergessen und nicht im Alltagsgebrauch die Grundsätze der Denkmalpflege vertiefen.

Zurück zu den „Standards“ der österreichischen KollegInnen. Die internationale Denkmalpflege, Denkmalfachbehörden, Denkmalschutzbehörden, Studierende, Planer, Ausführende oder Denkmaleigentümer werden künftig diese Publikation zu nutzen wissen, darin nachschlagen, sie zitieren, auf diese verweisen, schlicht davon profitieren. Bei aller Hochachtung für die „Standards“ wird das Prädikat „Marseillaise der Denkmalpflege“ weiterhin Max Dvořáks „Katechismus der Denkmalpflege“ von 1916/18 zuzusprechen sein. Für die konkrete Anwendung zu Erhalt, Nutzung und Instandsetzung



die sich mit der praktischen Umsetzung von Standards befassen, stehen zur Verfügung. Zu erinnern ist an – und mit dieser Formulierung beginnt das Dilemma! Man muss (sich) daran erinnern, dass etwa die „Praktische Denkmalpflege“ von Michael Petzet und Gert Mader (Stuttgart 1993) in die Jahre gekommen ist und auf eine erweiterte – auch in Bezug auf die Literaturhinweise –, auf den neuesten Stand gebrachte Neuauflage wartet.

Im Weiteren gibt es das „Management in der Denkmalpflege: die Sanierung historischer Bürgerhäuser“ von Wolf Schmidt (München 2008). Obgleich methodisch zwar wegweisend, aber doch eher vom Baubetrieb der 1970er und 1980er Jahre ausgehend, sind die sog. nachwachsenden Baudenkmäler, mit nun anders gearteten baukonstruktiven und materialtechnischen Problemstellungen, vernachlässigt. Zu erinnern ist selbstredend auch an die Arbeitsblätter und Positionspapiere, die von den Arbeitsgruppen der „Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der

schen Landesamtes für Denkmalpflege“ deutlich: Ein vergleichbares „Merkblatt Nr. 1“, übrigens zum Thema „Fachwerkfreilegung“, stammt von 1930, wurde 1937 und 1958 auf den neuesten Stand gebracht. Seit den 1970er Jahren erschienen dann die „Arbeitsblätter“, „Fachwerk“ wurde „Nr. 10“, 1977 bearbeitet, derzeit gilt die zwei Jahrzehnte alte Bearbeitung von 1995. Die aktuelle Themenliste der „Arbeitsblätter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege“ reicht von „Außenputze“ bis „Werbeanlagen und Markisen“ (www.blfd.bayern.de/denkmalerschaffung/publikationswesen/publikationen) und beinhaltet „Grundsätze der Denkmalpflege“ ebenso wie Detailfragen, etwa „Kalkfarben“ oder „Probennahmen bei Trockenlegungsmaßnahmen“. Und obgleich als Loseblattsammlung flexibel, jederzeit aktualisierbar, stehen diese praxisorientierten und eben auch Standards berücksichtigenden Handreichungen (noch) nicht elektronisch zur Verfügung, sind derzeit, umständlich antiquiert, lediglich in Papierform zugänglich. Letztlich resul-

von Bau- und Kunstdenkmälern bedarf es weiterhin zusätzlicher, erläuternder, veranschaulichender, nicht zuletzt sog. Best-Practice-Beispiele in einem dynamischen, sprich jederzeit aktualisierbaren (und zu aktualisierenden) Internetformat. Ein solches könnte ob der föderalistischen Struktur der bundesdeutschen Länder zwar in bestehenden bundesweiten Foren (vgl. VdL-Homepage: www.denkmalpflegeforum.de) zentral abrufbar sein, müsste jedoch von den Denkmalfachbehörden

der einzelnen Länder gespeist bzw. mit deren Internetauftritten verlinkt sein. Die Sinnfälligkeit eines solchen Projektes erschließt sich gerade wegen der Arbeitsbelastung der denkmalpflegenden Zunft, die zwar bei jedem Ortstermin Überzeugungsarbeit zu erbringen hat, sich jedoch gebetsmühlenartige Grundlagenvermittlung nicht (immer) leisten kann. Es gibt viel zu tun. Ergo: „Allons enfants ...“!

Bernd Vollmar

Literatur

„ABC – Standards der Baudenkmalpflege“, hrsg. vom Österreichischen Bundesdenkmalamt, Wien 2014, (Schutzgebühr und Versand ins Ausland) bzw. Download <http://www.bda.at/documents/663023798.pdf>

Der „Katechismus der Denkmalpflege“ ist abgedruckt in: Max Dvořák: *Schriften zur Denkmalpflege, gesammelt und kommentiert von Sandro Scarrocchia*, Wien/Köln/Weimar 2012, S. 523–720

Vor 70 Jahren – Kultur im Bombenhagel

Teil 3: Nürnberg am 2. Januar 1945

„Es gibt zwei Städte in Bayern, denen das Herz aus der Brust gerissen wurde, so daß sie mit verstümmelten Gliedern tot und erstarrt daliegen. Ich meine Würzburg und Nürnberg.“

Man kommt nicht umhin, immer wieder Georg Lill, den Direktor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, der kurz nach Kriegsende 1945 quasi von Amts wegen eine Rundreise

durch das zerstörte Bayern unternommen hat, zu zitieren: als den kompetentesten Augenzeugen, der um die Qualität seiner Baudenkmäler wusste, um die Verluste und um die Unmög-



Nürnberg, Innere Cramer-Klett-Straße Richtung Egidienkirche, im Hintergrund die Burg, 1945 (Foto: Foto Marburg, LA 37349)

lichkeit eines Wiederaufbaus. „Nürnberg, das vielfach aus kleineren Fachwerkbauten bestand ... präsentiert sich wie ein ungeheurer Stapelplatz von Abfällen, Gewirr von Drähten, Röhren und Installationen, und da das Mauerwerk förmlich niedergewalzt ist, tritt auf einmal das bewegte Terrain des Bodens in Erscheinung ... Selbst die ehemaligen Monumentalbauten, St. Sebald und St. Lorenz, die Frauenkirche am Markt und das mächtige Rathaus, die fast gänzlich zerstörte Hohenzollernburg sind auch nicht viel mehr als Schuttberge mit einzelnen noch ragenden Ruinenmauern.“ Viel mehr bräuchte man eigentlich nicht zu sagen zur Bombardierung Nürnbergs, illustriert mit ein paar Fotos von Stadtquartieren in Trümmern. Die Luftbilder der Zeit belegen das ganze Ausmaß der Zerstörung: z. B. im Viertel östlich des Obstmarktes zwischen Innerer Laufer Straße und Pegnitz. Die „Steppe“ nannte es

der selbst dann noch nicht humorlose Volksmund. Flächenschaden – wenn man hier noch von „Schaden“ sprechen mag –, Ausradierung ganzer Stadtviertel ist das. „Antlitz und Seele wurden vernichtet und geschändet“, schreibt Lill, vielen heute zu pathetisch. Es gab auch Zeitgenossen, die erfreut die Möglichkeit eines gänzlichen städtebaulichen Neubeginns ins Kalkül zogen – hätten da nicht immer noch die alten Versorgungsleitungen im Boden gelegen, die dann häufig ein Abweichen von alten Straßenzügen erschwerten. Die alten Aufnahmen bestätigen Lills Worte: einzelne Denkmäler, Türme oder Häuserwände vor gespenstischer Ruinenkulisse oder der bekannte Blick von der Lorenzkirche über die nunmehr „geschändete“ nördliche Altstadt oder die Pegnitzpartie mit der Fleischbrücke – nun die ehemalige Pegnitzpartie mit der ehemaligen Fleischbrücke –, die Straßen 1946/47 schon ausgeräumt, fast kli-

nisch sauber, antlitzlos die Steinmassen, wahrlich geschändet jedes Haus und Geister ihre Bewohner.

Nürnbergs Schäden, Nürnbergs Verluste? Wo anfangen? Ein Kleinod, die Stadt, aus spätgotischen Wohnhäusern und Renaissance-Anwesen, Fachwerkhäusern, Galeriehöfen mit geschnitzten Maßwerkbrüstungen, Patrizierhäusern aus Sandsteinquadern, aber auch den weltbekannten gotischen Kirchen St. Lorenz und St. Sebald, kirchlichen und weltlichen Großbauten, Klöstern, historischen Gebäuden der allgemeinen Wohlfahrt, des Handels, der Kultur, umgeben vom Bering der mittelalterlichen Stadtmauer und über allem die Burg: Vorbild für Mittelalterromantik, Anregung für Kinderbuchwelten und Märchencomics.

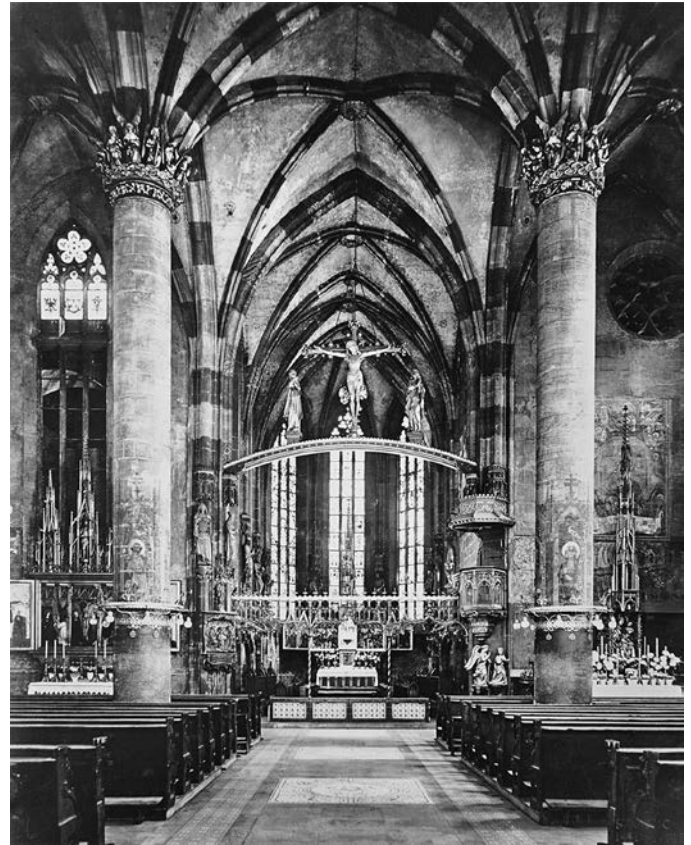
Die „Stadt der Reichstage“ gehörte, als prosperierender Industriestandort und vor allem auch wegen seiner verkehrsstrategischen Lage, zu den beliebtesten Kriegszielen und zu den



St. Sebald, Südansicht, 1946 (Foto: Foto Marburg, Nr. 203043)



St. Sebald, Blick zum Chor, um 1934–36
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 44-C-6122-20)



Kath. Frauenkirche, Blick zum Chor, um 1935
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 44-C-6135-11)

am stärksten zerstörten deutschen Städten. 28 Luftangriffe hatte die Stadt zwischen August 1942 und April 1945 zu erleiden, von denen diejenigen am 8. März 1943, am 3. Oktober 1944, vor allem aber das Flächenbombardement am 2. Januar 1945 die größten Verwüstungen anrichteten. „... ein wunderbarer, klarer Wintertag. Der Schnee glitzerte auf den Dächern von Häusern und Kirchen“, schrieb die damals 16-jährige Schülerin für Technisches Zeichnen bei M.A.N. Rose-Maria K. (veröffentlicht im Quellenband „Der Luftkrieg in Nürnberg“ von 2004). Es war bitterkalt: 8 Grad, als abends nach 18 Uhr der Höllenspektakel begann. Etwa 900 Flugzeuge warfen an jenem „schwarzen Tag“ 6000 Spreng- und eine Million Brandbomben ab: überwiegend auf die Altstadt, die Vorstadt Wöhrd und die Südstadt um den Bahnhof. Am stärksten betroffen war neben den genannten Vierteln die mit kulturhistorisch bedeutenden Bauten am reichsten bestückte Sebalder Seite innerhalb der Mauern. Flächenschäden – um das Wort noch einmal zu verwenden – fand sich im Bereich der

erwähnten „Steppe“, dann zwischen Laufer Platz und Wöhrder Tor sowie nördlich der Lorenzer Straße; weitgehend zerstört war auch die Bebauung

an der Tetzeltgasse, um den Marktplatz, auf der Insel Schütt, an der Museumsbrücke, an den Geschäftsstraßen Brunnen- und Breite Gasse,



St. Egidien, Blick zum Chor, um 1909 (Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 47-KS-21-4)



Haus zum Pfauen (Tetzeltgasse 32), 1906 (Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 48-Sc-59-15)

südlich des Jakobsplatzes und an der Jakobstraße.

Jedes Wohnhaus der Altstadt beschädigt oder zerstört

Was greift man heraus? Die Statistik meldet: 14 690 Wohngebäude, etwa 50 % des Bestandes, gelten als total zerstört, 12 397 Häuser als mittel oder leichter beschädigt. In der Altstadt sind alle Häuser betroffen. Ein paar sehr bedeutende Beispiele: Das Grolandhaus am Panierplatz von 1489, der Historische Hof in der Tucherstraße von 1500, das Haus zum Pfauen in der Tetzeltgasse mit seinen geschnitzten Laubenbrüstungen, das Pickert-Haus am Albrecht-Dürer-Platz mit einem Festsaal aus der Zeit um 1730, der Hirsvogelsaal von 1534, das Toplerhaus von 1590: alles Totalverluste. Geringe Reste blieben auch vom Wels-erhof in der Theresienstraße, um 1510 für Hans Behaim erbaut, oder von dem berühmten Pellerhaus, kurz nach 1600 nach Plänen von Jakob Wulff d. Ä. als typische „Nürnberger Anlage“ mit Innenhof und traufständigem Vorderhaus errichtet.

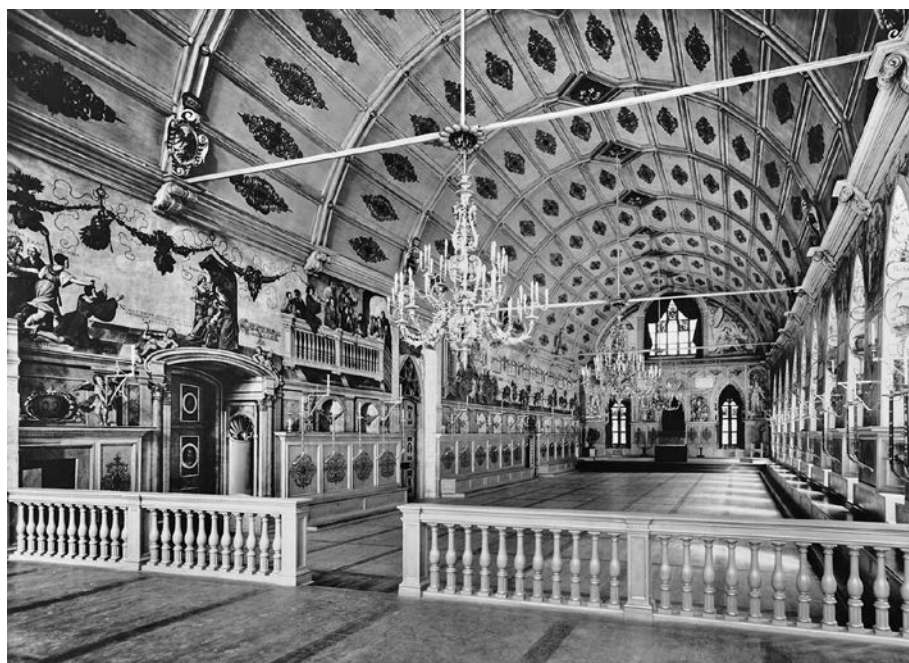
Bau- und Innenausstattung? Wer kann sie aufzählen?, die Treppentürmchen, Dachkerker und die für Nürnberg so charakteristischen Chörlein, die offenen Lauben mit Schnitz- und

Sandsteinbrüstungen, Innenhöfe mit Brunnen, gerippte Gewölbe, Fresken, Kassetten- und Stuckdecken, hölzerne Stiegenhäuser und Maßwerktreppeläufe, Wand- und Deckenvertäfelungen, Kunstwerke und Handwerksdetails. Die bemerkenswerte Vorkriegs-Inventarisierung der Innenstadt durch Fritz Traugott-Schulz blieb mit der Fertigstellung des Milchmarktviertels süd-

lich der Burg stecken. Sie zeigt: Hier ging eine Welt unter, voller Geschichte, voll lebendiger Wohnkultur und reichster Gestaltung im Intimen – wie sie natürlich keinen Militär und keinen Eroberer jemals im Geringsten interessiert hat: nicht in Coventry und Rotterdam, nicht in Dresden, Würzburg, Nagasaki usw. – und nicht in Nürnberg.

Kirchen – Ruinen ohne Gewölbe, Pfeiler, Ausstattung

Ausgebombte, ausgeglühte Hüllen: St. Lorenz, eine dreischiffige Basilika von 1260 mit wichtigen Aus- und Umbauten bis ins frühe 16. Jahrhundert, verlor einen Großteil der spätgotischen Gewölbe und des Maßwerks, Adam Kraffts berühmtes Sakramentshaus den oberen Teil. St. Sebald, zwischen 1230 und dem späten 15. Jahrhundert erbaut, stand als Ruine ohne Gewölbe da, drei Strebepfeiler, Hauptportal und Teile der südlichen Umfassungsmauer, die Turmspitzen, acht Glocken, Empore, z. T. der Engelchor und das Gestühl fehlten – „von denen [beiden Kirchen]“, schreibt Lill, „man besonders bei der letzteren sich fragt, wie sie wieder die alte Form gewinnen soll. ... Aber wie will man bei ihnen allen die Inneneinrichtung, soweit sie nicht in einzelnen Fällen in Sicherheit gebracht war, wieder herstellen?“ Nun, man



Rathaussaal, 1936 (Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 55-VI-38-2-6)



Grolandhaus (Paniersplatz 20), 1934–36
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 44-C-6085-1)

konnte und wollte es nicht und hat es in der Regel nicht gemacht. – St. Egidius von 1711–18 (mit älteren Teilen) verlor die Kuppel mit Stuck von Donato Polli und die barocke Ausstattung. – Von der Frauenkirche, ab 1352 wohl von Peter Parler erbaut, blieben nach Detonation einer Sprengbombe im Innern noch zwei größere Mauerreste – Säulen, Gewölbe, Chor und Sakristei vernichtet. – Die ehemalige Deutschordenskirche St. Jakob (um 1283–90, Chor 1. Hälfte 14. Jh., verlängert 15. Jh.) verlor große Teile des Langhausmauerwerks, alle Gewölbe, einen Teil der Pfeiler, u. a. ein Fresko aus der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts. Beim stark veränderten Wiederaufbau verschwanden die letzten Säulen; der Hauptraum wurde zum Saal mit Holzdecke und davon abgetrennt ein Gemeinderaum. – Von Hl. Kreuz, dem Pilgerspital des 15. Jahrhunderts, blieben Ruinenreste neben dem Neubau. – In St. Leonhard verbrannten neben den barocken Emporen u. a. eine gotische Pietà, die Gewölbe stürzten ein. – Vom Heilig-Geist-Spital samt Kirche, weitgehend 14.–16. Jh., mit Stuck von Carlo Brentano um 1662, blieben kaum mehr als die Erdgeschossmauern. – Die Klosterkirche der Dominikanerinnen, St. Katharina, eine Pfeilerbasilika vom Ende des 13. Jh. mit reichem Freskenschmuck des 14. und 15. Jh.,

blieben Fragmente bestehen: der Chor ohne Gewölbe und zwei Arkaden der nördlichen Hochwand, vom Kloster die Umfassungsmauern.

Die Ruine der Burg thronte über den Ruinen der Stadt

Schwerste Schäden trug das Germanische Nationalmuseum davon, das 1857 in das ehemalige Kartäuserkloster von 1380 eingezogen und durch Teile des Augustinerklosters (Dormitorium, Kreuzgang, Leonhardskapelle von 1412) sowie zahlreiche An- und Neubauten und die Einbeziehung angrenzender Häuser zwischen 1850 und 1920 ergänzt worden war. Nach der Instandsetzung einzelner Gebäude des zerbombten Komplexes in den späten 1940er und beginnenden 1950er Jahren räumte man jüngere Bauruinen ab und integrierte ab 1955 die gotischen Reste in die nach einem Generalbebauungsplan von Sep Ruf errichteten Neubauten. – Das Rathaus von 1332 ff. mit seinem berühmten Saal mit Wandgemälden nach Entwurf von Albrecht Dürer brannte bis auf die Außenmauern aus – wie auch alle anderen Gebäudetrakte: Der Behaim'sche Ratsstubenbau von 1514 stürzte teilweise ein. Vom Wolff'schen Bau, eine Dreiflügelanlage mit Arkadenhof, nach Plänen von Jakob Wolff

um 1620 errichtet, war besonders hart der Nordflügel betroffen, ein Drittel zerbombt. – Auch zahlreiche andere historische Verwaltungs- und Kulturbauten fielen den Bomben ganz oder teilweise zum Opfer. Total zerstört wurden u. a. der Peststadel von 1480 am Tetzelpfad, die Alte Stadtwaage von 1497, das Fleischhaus am Hauptmarkt von 1599, die ehem. Hauptwache am Rathausplatz von 1810, das



Pellerhaus (Egidienplatz 23), Innenhof, 1935
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 44-C-6167-9)



Töplerhaus (Untere Söldnergasse 17), 1929
(Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 38-C-29-2)

Schauspielhaus von 1831 und 1927 am Lorenzerplatz, der Herkules-Saalbau von 1898 am Richard-Wagner-Platz und zahlreiche historisierende Gebäude des frühen 20. Jahrhunderts. Teilbeschädigt und wiederaufgebaut wurden u. a. die Mauthalle aus der Zeit um 1500, das ehem. Zeughaus von 1588 oder das Melanchthon-Gymnasium von 1697 ff.

Und über allem thronte damals noch die Burg mit dem Fünfeckturm aus salischer Zeit, der Kaiserpfalz von 1150 bis 1200 (u. a. Bergfried, Palas, Kemenate, Burgkapelle, Heidenturm) und reichsstädtischen Bauteilen vom 14. bis 16. Jh.: u. a. Luginsland, Kaiserstallung durch Hans Behaim d. Ä., Basteien nach Entwürfen von Antonio Fazuni (um 1540), Brunnenhaus um 1565. Danach wuchsen die Ruinen der Burg aus den Ruinen der Stadt. 75 %



Pegnitzpartie mit Fleischbrücke, 1947 (Foto: Stadtarchiv Nürnberg, A 38-K-59-7)

– schon wieder Statistik! – des Burgkomplexes wurden zerstört, brannten aus, stürzten ein. Wie schrieb Lill: „... Schuttberge mit einzelnen noch ragenden Ruinenmauern“. – Verschont blieb auch nicht die etwa 5 km lange Stadtmauer aus der Zeit um 1250 bis 1450: fast ein Viertel des Bestandes zerstört oder beschädigt, der Wehrgang fast vollständig abgebrannt, große Breschen gegenüber der Oper und am Henkersteg, 14 Türme total vernichtet, darunter der Wachturm am Kasematentor, alle andern beschädigt, auch die vier großen Rundtürme ausgebrannt, die Steubenbrücke in Trümmern und weitgehend das Frauentor.

Bar jeden Mitgeföhls

„Das Tragische“, so Lill damals, 1946, „liegt darin, daß in den kulturell führenden Städten gerade die Spitzenstücke der Kunst vernichtet oder aufs

Schrecklichste geschädigt worden sind. Und gerade jeder Verantwortliche mußte wissen, daß in der heutigen Zeit der Maschine, der Motorisierung und des an keine Grenzen mehr gebundenen Flugzeuges keine eiserne Barriere um ein Land gezogen werden könne, sondern vor allem die Zentren der Wirtschaft und der Staatsführung und damit die Stätten der Kultur förmlich eine magnetische Anziehungskraft für die Träger der Vernichtung besitzen mußten.“ So galten etwa zwei Drittel der öffentlichen Bauten (594) Nürnbergs als total zerstört oder schwer, 28,3 % als mittel oder leichter beschädigt. Lill gibt nicht dem Feind die Schuld, hat noch die Schlagworte von der „Coventrierung“ Englands im Ohr: „Erst der letzte Abschnitt des Krieges, seit Sommer 1944, hat die furchtbarsten Verluste in Bayerns Kunstbesitz gebracht,

durch die eigenste Schuld jener, die sie angeblich über alles schätzten.“ Und: „Erst die ins Dämonische gesteigerte Machtfülle der technischen Maschine war die große Versucherin, sich über jedes menschliche Mitgeföhls hinwegzusetzen, alles bis herunter zur armenigen Näherin als Kriegspotential zu erklären, im totalen Krieg und die totale Weltherrschaft zu erstreben oder andernfalls die totale Vernichtung.“ Städte wie Nürnberg haben diese erlebt.

Karlheinz Hemmeter

DENKMAL AKTUELL

Älteste Bestattung Münchens?

Urnenfelderzeitliches Grab im Apothekenhof der Residenz aufgefunden

Der Befund im Apothekenhof

Ende des 15. Jahrhunderts verlegten die Wittelsbacher ihre Residenz vom Alten Hof in die 1384 erstmals erwähnte Neue Veste am Nordrand der Münchner Altstadt. In der Folge wurde der Gebäudekomplex mehrfach aus- und umgebaut. Auch die Abdankung der bayerischen Könige 1918 bedeutete kein Ende der mit Erdingriffen verbundenen Tätigkeiten, denn 1944 wurde das Bauwerk bei Luftangriffen stark zerstört und seit den 1950er Jahren wieder aufgebaut. Wegen der Vielzahl von Vorgängerbauten sind in den letzten Jahren alle Erdarbeiten archäologisch begleitet worden, so auch die Verlegung von Rigolen, Röhren, im Frühjahr 2014 im Apothekenhof.

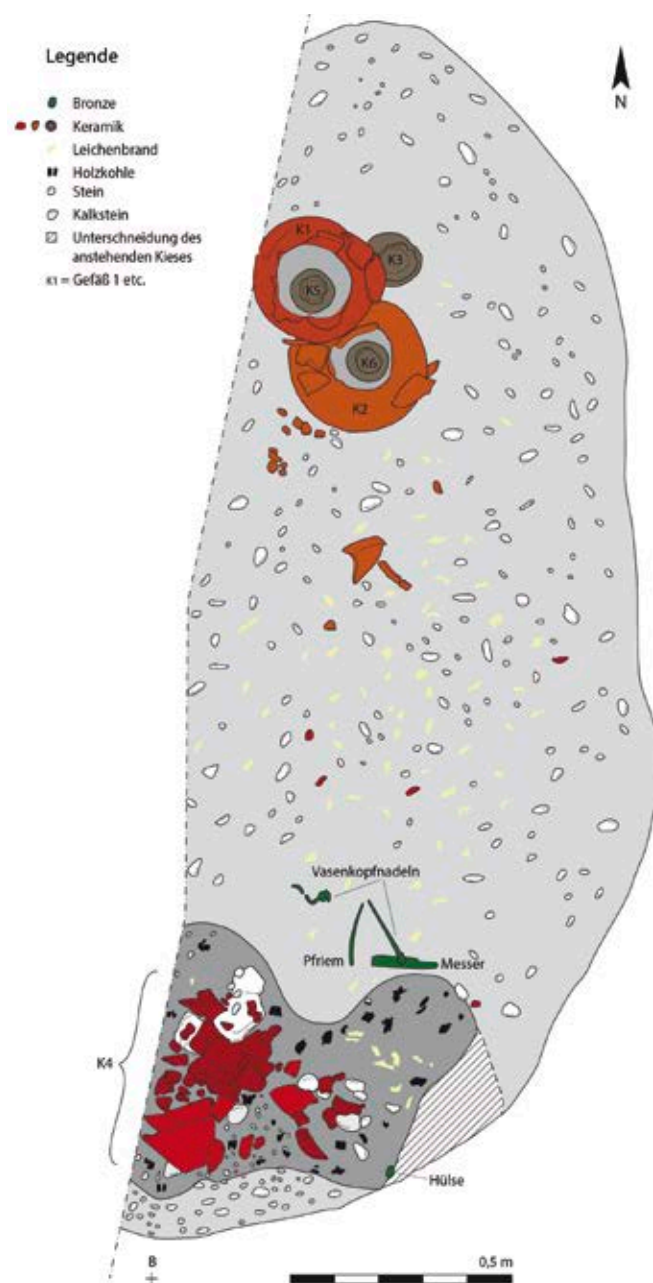
Dabei stieß das Team von Bauforscher Reinhold Winkler in einer bisher ungestörten Fläche zwischen zwei Leitungsgräben überraschend auf ein weitgehend intaktes Brandstreuungsgrab. Es handelt sich um eine ovale Grube von ca. 2,70 m Länge, deren Westteil bereits bei früheren Erdingriffen abgegraben worden war. Ihre Breite betrug noch etwa 1,10 m, dürfte ursprünglich aber bei etwa 1,50–1,60 m gelegen haben. Im Süden fanden sich Fragmente zerscherbter, in einigen Fällen auch verbrannter Gefäße, eine Bronzeweige und Holzkohlestücke. Direkt nördlich davon lagen zwei Vasenkopfnadeln, von denen die eine fast unversehrt, die andere verbrannt und zerbrochen war, ein Bronzefriem mit einem spitzen und einem spatelförmigen Ende sowie ein Griffplattenmesser vom Riegseetyp. Ganz im Norden der Anlage standen zwei größere und zwei kleine Beigefäße. Der Raum dazwischen war mit Leichenbrand und Holzkohleresten durchsetzt.

Bergung und Restaurierung

Gemäß den Vorgaben des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege wurden die vollständig erhaltenen Gefäße nicht im Block geborgen, sondern

schichtweise abgetragen und in der Originalposition gelagert, sodass eine zügige konservatorische und restauratorische Weiterbearbeitung ohne zusätzlichen Aufwand möglich ist. In den Restaurierungswerkstätten konnte die Oberfläche der Bronzefunde gleich

gereinigt und gefestigt werden. Die zerscherbte Keramik wurde nach zusammengehörigen Scherbenkomplexen sortiert; ein fast komplett erhaltenes, stark abgebautes Kleingefäß wurde stabilisiert. Für die vollständige Konservierung und Restaurierung zur geplanten



München, Residenz.
Grabplan (Umsetzung:
Simone Reuß)

Präsentation in der Residenz müssen allerdings erst noch die notwendigen Finanzmittel bereitgestellt werden.

Erste Ergebnisse

Obwohl die wissenschaftliche Auswertung noch nicht abgeschlossen ist, liegen schon erste Ergebnisse vor. Für den Scheiterhaufen hatte man in der Nähe des Fundortes gewachsenes Kiefernholz verwendet, wie die Analysen des Dendrolabors des BLfD ergaben. Die erste Auswertung des Leichenbrandes durch das ArchaeoBioCenter der Ludwig-Maximilians-Universität im Rahmen der Forschergruppe Transalpine Mobilität und Kulturtransfer ergab Hinweise auf eine grazile, vermutlich weibliche Person, die im maturaen Alter (40–60 Jahre) verstorben war. Die Beigabe des Pfriems spricht archäologisch allerdings eher für einen Mann. Beigaben und Bestattungsform datieren das Grab in die Stufe Bronzezeit D (1350–1200 v. Chr.), die aber bereits zur nachfolgenden Urnenfelderkultur gerechnet wird. In dieser Zeit hatte sich die Sitte



München, Residenz. Fundstelle des Grabes zwischen modernen Leitungsräben. Norden ist oben (Foto: Reinhold Winkler)



München, Residenz. Beigefäße im Norden der Grabgrube (Foto: BLfD, Michael Forstner)

der Leichenverbrennung allgemein durchgesetzt, aber der Leichenbrand und die Beigaben wurden nicht in einer Urne deponiert, sondern zusammen mit Resten des Scheiterhaufens in einer längeren Grube, die noch an Körpergräber erinnert, niedergelegt. Die Ausstattung des Grabes mit den Bronzeobjekten und den teilweise ritzverzierten Keramikgefäßen liegt leicht über dem sonst aus der Münchner Region bekannten Durchschnitt, kann jedoch nicht als herausragend bezeichnet werden.

Vorgeschichtliche Funde in München

Die Fundstelle liegt auf der ersten, hochwasserfreien Flussterrasse am Westrand der Isarniederung. Es handelt sich hierbei um eine bevorzugte Siedlungslage, da die Schotterebene landwirtschaftlich genutzt werden konnte, während die nahe Isar und die Hangbäche das für Menschen und Tiere notwendige Wasser boten. Zusätzlich lieferten die Wälder am Rand der Terrassen und in der Flussniederung Bau- und Brennholz. Erwähnt sei zudem der Fischreichtum der Isar. Deshalb wäre auch hier in der Altstadt, ähnlich wie im Bereich der Würm, entlang der Isar nördlich und südlich von München und seitlich des Hachinger Baches, eigentlich mit zahlreichen vorgeschichtlichen Siedlungsresten und Bestattungen zu rechnen. Durch das Wachsen der Stadt, als noch keine staatliche Denkmalpflege existierte bzw. der Gedanke an archäologische Hinterlassenschaften noch nicht entwickelt war, sind die meisten der



München, Residenz. Styroporplatten mit den schichtweise geborgenen Beigefäßen, darunter die Schulter eines schichtweise geborgenen Beigefäßes (Fotos: BLfD, Clemens Köhler)



München,
Residenz.
Keramik mit
Ritzverzierung
(Foto: BLfD,
Clemens Köhler)

sicherlich ehemals vorhandenen Fundstellen wohl unerkannt zerstört worden. Die wenigen überlieferten Funde stützen diese These. Bei der Bebauung des Grundstücks Salvatorstraße 14 wurden 2003 neben sehr viel jüngeren Bauresten und Funden auch eine ca. 10 cm starke Kulturschicht mit Scherben des Spätneolithikums bzw. der frühen Bronzezeit (ca. 2200 v. Chr.) angeschnitten, die damit den ältesten Nachweis der Besiedlung des Altstadtbereichs darstellt. Etwas jünger sind die 1900 aufgedeckten frühbronzezeitlichen Bestattungen (2200–1600 v. Chr.) an der Lindwurm-/Ecke Grimmstraße. In die gleiche Zeit könnte ein 1912 beobachtetes beigabenloses Hockergrab aus der Antwerpener Straße in Schwabing gehören. Zu nen-

nen ist auch noch ein frühbronzezeitlicher Spangenbarrenhort, der 1928 in einer Kiesgrube im heutigen Luitpoldpark bekannt wurde. In die gleiche Zeit gehört ein weiterer Metallhort aus dem Bereich Kurfürsten-/Belgradstraße. Vom südlichen Stadtgebiet, am Implersplatz, ist seit 1919 ein frühbronzezeitliches Hockergrab bekannt. In die Urnenfelderzeit (1200–800 v. Chr.) datiert ein nicht näher lokalisierbares Antennenschwert aus der Theresienstraße. An der Straßenkreuzung Widenmayer-/Liebigstraße, direkt an der Isar, stießen Bauarbeiter 1899 und 1912 auf zwei Hortfunde mit Bronzegegenständen der Urnenfelderzeit, bei denen es sich vermutlich um Opferfunde handelt. Zur gleichen Fundkategorie zählt auch das 1935 beim Bau

der inneren Ludwigsbrücke gemeldete Bronzebeil. Bei Renovierungsarbeiten im Alten Hof kamen 1995 im ehemaligen Burggraben, leider nur in sekundärer Lage, vorgeschichtliche Scherben, vermutlich aus der Hallstattzeit (800–500 v. Chr.), zum Vorschein. Bei der Anlage der Ludwigstraße stieß man auf Gräber der gleichen Epoche, deren Funde leider verschollen sind. Ebenfalls in die Hallstattzeit oder in die vorangehende Urnenfelderzeit dürfte ein heute nicht mehr erhaltener „eherner“ Eimer gehören, der an der Ecke Gabelsberger-/Türkenstraße beobachtet wurde. Jüngere Funde sind aus dem Altstadtbereich und seiner näheren Umgebung nicht bekannt.

Diese Fundstellen liegen bis auf drei Ausnahmen, zu denen auch der Neufund zählt, alle nicht in der ursprünglichen Altstadt, sondern im Bereich der Stadterweiterungen des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts. Zusätzlich handelt es sich ausschließlich um Zufallsfunde, sodass weitreichende historische Schlüsse kaum möglich sind. Daher ist das Grab im Apothekenhof nicht nur die älteste Bestattung im Altstadtbereich, sondern auch die einzige mit modernen, wissenschaftlichen Methoden dokumentierte.

Timm Weski



München, Residenz. Bronzefunde: zwei Fragmente eines Messers, Tülle, vollständige und fragmentierte Vasenkopfnadel, Pfriem (Foto: BLfD, Dorothea Albert)

Eine seltene Darstellung des hl. Bonaventura an der Klostermauer von Neukirchen b. Hl. Blut

In Neukirchen b. Hl. Blut (Lkr. Cham) befindet sich auf der Innenseite der Klostermauer eine gemalte Darstellung des hl. Bonaventura. Sie hat rund 250 Jahre ohne Wetterschutz im Freien überdauert und war jetzt dringend sanierungsbedürftig.

Die vom Verfall bedrohten Malereien wurden auf Grundlage einer bauphysikalischen Untersuchung des Instituts für Gebäudeanalyse und Sanierungsplanung IGS (Schliersee) durch Hubert Wiesen von den Restauratoren Preis+Preis (Regensburg) rein konservatorisch behandelt und sehr zurückhaltend retuschiert. Die Außensituation bedingt aus bauphysikalischen Gründen auch in der Zukunft Kontrollen/Wartungsmaßnahmen („Monitoring“) hinsichtlich neuerlicher Salzwanderungsphänomenen und deren Schadenspotenzial. Die Maßnahme (Konzepterstellung, Finanzierung) wurde von Seiten des Landkreises Cham vor allem von Kreisbaumeisterin Gabriele Berlinger-Möck und Bürgermeister a. D. Josef Berlinger, von Seiten des BLfD von Raimund Karl und Bernd Symanck geleitet.

Situation vor Ort

Für die Mitte des 18. Jahrhunderts sind in Zusammenhang mit den Umbauten an der Wallfahrtskirche in Neukirchen b. Hl. Blut auch Modernisierungsmaßnahmen an der Klosterkirche und dem Kloster selbst belegt. Aus dieser Zeit dürfte auch die kapellenartige Gestaltung der Klostermauer mit der Darstellung des hl. Bonaventura stammen.

Baulich gesehen handelt es sich um die südwestliche Ecke der Klostermauer, die durch zwei Segmentbogennischen hervorgehoben wird. Die Mauer selbst ist aus Natursteinen gefügt, die Bogenarchitektur ist in Ziegelmauerwerk mit einer Ziegelstärke stumpf vor die Mauer gesetzt. Die dabei entstandenen Nischen werden von einer über Eck geführten jüngeren Überdachung geschützt.

Der malschichttragende Putz ist gleichermaßen auf den zurückgesetzten Mauerausschnitt wie auf die Laibung bzw. die Stirnfläche des Bogens aufgetragen. Der Oberflächencharakteristik

nach zu urteilen, wurde die Malerei freskal ausgeführt, die scharfen Vorzeichnungen (Vorzeichnungen) wirken allerdings wie in bereits getrockneten Putz geschnitten.

Die beiden Nischen mit den Hauptdarstellungen sind durch Architekturmalerei in zwei quereckige Felder eingebunden. Die Malerei der Westnische ist völlig zerstört, die der Südnische nur noch in der oberen Hälfte erhalten. Seitlicher und oberer Abschluss und



Neukirchen b. Hl. Blut. Südwestecke der Klostermauer mit Bogennischen; Blick von Osten (Foto: BLfD, Bernd Symanck)

die Nischen selbst werden von gemalten Stuckprofilen gesäumt, wobei das Profil der Nische über das der ockerfarbenen Rücklage greift. Die so entstandenen vier Zwickelfelder wurden mit je einer palmwedelgerahmten Kartusche mit Schriftband, mit Draperien und einer vierblättrigen Blüte gefüllt. Die Rücklagenfelder der Kartuschen waren mit Grisaillemalerei gestaltet. An den Nischenseiten füllen aufgemalte Felderungen die restliche Fläche. Das Nischengewände ist mit hellem Flechtwerk auf ockerfarbenem Grund ausgemalt.

Die Darstellung

Leider hat sich nur die Malerei in der südlichen Nische erhalten: der

hl. Bonaventura in seiner Bibliothek im Disput mit dem hl. Thomas von Aquin. Das Bildfeld zeigt in perspektivischer Darstellung den Ausschnitt eines Bibliotheksraumes: Im Vordergrund die handelnden Personen, im Mittelgrund wird die hochgewölbte Decke von einem Pfeiler mit marmorierten Flächen und Rokokokartuschen getragen, den Bildhintergrund bilden Wandabschnitte, die mit einem hohen Gesims an die Decke hin anschließen. Der Pfeiler teilt die Darstellung in zwei Felder zu etwa $\frac{1}{3}$ zu $\frac{2}{3}$ auf, ein geraffter Vorhang trennt den breiteren Teil vom Betrachter. Im linken, schmaleren Feld ist eine männliche Figur zu erkennen, offensichtlich kahlköpfig, mit Nimbus und in einen schwarzen Mantel gekleidet, unter dem eine weiße Tunika sichtbar wird. Der Heilige im Habit der Dominikaner, hinter dem ein weiterer Mönch, ebenfalls im schwarzen Habit steht, beugt sich leicht nach vorne. Den Hintergrund für die beiden Figuren bildet eine geschlossene Füllungstür mit breiter Rahmung. Im rechten Feld steht, im Zentrum der Bilddarstellung, ein Heiliger mit Nimbus in einer ihn vollständig umgebenden Gloriole vor einer hohen Bibliothekswand. Vor dieser steht ein Schreibpult mit roter Decke, darauf ein Kruzifix auf einem Totenkopf, vor dem Kruzifix ein aufgeschlagenes Buch. Rechts neben dem Pult sieht man einen Stab mit Doppelkreuz. Der Heilige trägt den braunen Habit der Minderbrüder mit Kapuze und Zingulum, darüber ein rotes Schultermäntelchen, die Mozetta. Sein dunkelhaariges Haupt ist bartlos. Körper und Gesicht wenden sich dem Kreuz zu, seine linke Hand liegt beschwörend auf seiner Brust, die rechte streckt er zu seinem Gesprächspartner hin aus. Eine weiße Taube mit Nimbus schwebt mit ausgebreiteten Flügeln vor dem roten Hintergrund des Schreibpultes, in ihrem Schnabel hält sie ein Schriftband, das nach links oben zu dem Heiligen weht.

In der Kartusche links oberhalb des Hauptgemäldes wird in Grisaillemalerei ein Innenraum gezeigt, in dem der hl. Bonaventura auf einem Katafalk



Der hl. Bonaventura in seiner Bibliothek im Disput mit dem hl. Thomas von Aquin (Foto: BLfD, Bernd Symank)

aufgebahrt ist und vom hl. Franziskus, der in Wolken vom Himmel hernieder geschwebt ist, die Hostie empfängt. Franziskus hält sie in seiner linken Hand, sie ist mit einem Strahlenkranz umgeben. Franziskus ist dem Bildbetrachter zugewandt, mit seiner Rechten zeigt er auf Bonaventura, ein Mönch fällt vor Erstaunen vor ihm auf die Knie. Um den Sterbenden haben sich seine Mitbrüder eingefunden und beten für ihn.

Die Szene: Bonaventura und Thomas von Aquin

In der Hauptdarstellung ist der hl. Bonaventura im Franziskanerhabit, durch die rote Mozetta als Kardinal gekennzeichnet, im Gespräch mit dem hl. Thomas im Habit der Dominikaner. Dieser fragt Bonaventura nach der Quelle seines Wissens, worauf der sich seinem Buch und dem Kreuzifix zuwendet. Das Buch steht für die Gelehrsamkeit des Bonaventura, das Kreuzifix erscheint

seit dem ausgehenden 15. Jahrhundert als Zeichen seiner Meditation und in Anspielung auf seinen Traktat „Lignum vitae“ (Baum des Lebens). Auf diesem Fresko trägt die Heilig-Geist-Taube ein Band mit Inschriften seines Traktats.

Die Darstellung auf dem Hauptgemälde ist angelehnt an das Gemälde von Francisco Zurbarán von 1629, auf dem der hl. Thomas, begleitet von weiteren bedeutenden Vertretern der Bettelorden, Bonaventura nach der Quelle seines Wissens fragt. Die Darstellung des Bibliotheksraumes mit Pfeiler, Schreibpult, Büchern und Kreuz sowie Haltung und Gestik der Agierenden sind vergleichbar. Der Maler muss Zurbaráns Gemälde gekannt haben, wenn nicht aus eigener Betrachtung, dann über einen Stich, da berühmte Gemälde durch Stiche verbreitet waren.

Anhand der Formen der Architekturmalerei und der Ausgestaltung des Bibliotheksraumes kann die Malerei in das zweite Drittel des 18. Jahrhunderts datiert werden, d. h. Bogenarchitektur und Malerei sind wohl zeitgleich mit der Rokokoausstattung der Kirche um 1752 anzusetzen.

Eine weitere vergleichbare Darstellung ist in der Klosterbibliothek Metten im Mittelraum in der Mittelachse zu sehen. Der Freskant Innozenz Anton Warathy hat hier 1723 eine ähnliche Situation gemalt: Thomas fragt Bonaventura nach der Quelle seines Wissens. Links Bonaventura als alter, bärtiger Mann, gekleidet in Soutane, Mozetta und Kardinalshut, er hebt Augen und Hände zu einem großen Kreuzifix. Rechts ein deutlich jüngerer Thomas im Dominikanerhabit, mit Nimbus und leuchtender Sonne auf der Brust vor einem Tischchen mit aufgeschlagenem Buch. Aus den Mündern beider kommen Spruchbänder, bei Thomas beginnend mit „unde tanta scientia“ – „woher (kommt) soviel Weisheit ...“, Bonaventura antwortet mit „ecce ab hoc“ – „siehe hier von diesem ...“

Legende des hl. Bonaventura

Bonaventura wurde um 1217 geboren. Als kleiner Junge war er so schwer erkrankt, dass nicht einmal sein Vater, ein Arzt, noch eine Hoffnung sah, ihn vor dem Tod zu retten. Deshalb brachte ihn seine Mutter im Jahr 1224 zu Franziskus von Assisi, der damals schon



Südwestecke der Klostermauer (Foto: BLfD, Bernd Symank)



Grisaillemalerei in Kartusche: Tod des hl. Bonaventura (Foto: BLfD, Bernd Symank)

wie ein Heiliger verehrt wurde, und flehte diesen um Hilfe an. Franziskus soll ihn gesegnet und für ihn gebetet haben. Bald darauf sei das Kind geheilt gewesen. Als Franziskus im Jahr 1226 im Sterben lag, brachte sie Johannes noch einmal zu Franziskus, da dieser den Jungen inzwischen sehr liebevoll gewonnen hatte. Da soll Franziskus „o buona ventura“ – was für eine gute Fügung, welch gutes Schicksal – ausgerufen haben. Von da an wurde der Junge Bonaventura gerufen, und die Mutter legte das Gelübde ab, das Kind dem Orden des Franziskus zu weihen.

Das Leben des Heiligen

Im Gegensatz zur Überlieferung und zur Legende gibt es über den Heiligen nur wenige zeitgenössische Informationen. Bonaventura wurde als Sohn des Arztes Giovanni di Fidanza und dessen Frau Maria di Ritello in der Kleinstadt Bagnoregio in der Nähe von Viterbo in Latium geboren. Wie sein Vater wurde er auf den Namen Johannes getauft. Das Geburtsjahr wird auf 1217 datiert, andere Quellen sprechen von 1221.

Über die Jugend von Johannes ist nichts überliefert. 1235 schrieb er sich 18-jährig als Laie an der berühmten Universität in Paris ein. Hier studierte er zunächst „septem artes liberales“, die sieben freien Künste, eine Grundausbildung, die für alle weiterführenden Studien Voraussetzung war. Das Studium umfasste das „Trivium“: Grammatik, Rhetorik und Dialektik bzw. Logik, wobei der Umgang mit Sprache und Schrift oft anhand der Bibel und der Schriften der Kirchenväter gelehrt wurde, sowie das Quadrivium mit der Lehre von Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie. Erst danach konnte man sich auf das eigentliche Studienfach spezialisieren. Einer seiner Lehrer war der Magister Alexander von Hales, einer der bedeutendsten Gelehrten seiner Zeit und Begründer des Kommentars zu den Sentenzen des Petrus Lombardus. Alexander von Hales war 1236 dem Orden der Minderbrüder beigetreten. Viele Studenten folgten diesem Beispiel, darunter auch Johannes. 1243 bat er um Aufnahme in den

Orden und nahm den Ordensnamen Bonaventura an.

Von 1243 bis 1248 studierte er bis 1245 Theologie bei Alexander von Hales, nach dessen Tod bei dem auf dessen Lehrstuhl berufenen Johannes von Parma, der 1247 zum Generalminister des Ordens gewählt wurde und der ihm die Erlaubnis erteilte, selbst Vorlesungen zu halten. Bonaventura lehrte über die Bibel und kommentierte die Sentenzen des Petrus Lombardus, er schrieb einen Kommentar zum Lukasevangelium. Nach dem Noviziat und weiteren biblisch-theologischen Studien erlangte er 1252 den Grad des Magisters. Ab 1250 war es an der Universität in Paris zu einem Konflikt zwischen den Bettelmönchen, den Mendikanten, und den Weltklerikern gekommen, dem Mendikantenstreit. Vordergründig wurde den Bettelorden (Dominikaner und Minderbrüder) eine Verletzung der universitären Statuten vorgeworfen, außerdem galten sie wegen Streikbruchs als unsolidarisch. Weitreichende Vorwürfe wurden erhoben, aber eigentlich ging es um die Orientierung von Lehre und Forschung und um das Leitbild der Universität.

Etwa gleichzeitig mit Bonaventura studierte in Paris der etwas jüngere Dominikaner Thomas von Aquin. Trotz großer bestehender Gegensätze wurden Dominikaner und Minderbrüder im Mendikantenstreit gemeinsam angegriffen. Bonaventura und Thomas von Aquin halfen den Konflikt literarisch auszufeuchten, vertraten dabei jedoch unterschiedliche Anschauungen. 1254 wird Bonaventura als Nachfolger des Johannes von Parma auf dessen Lehrstuhl berufen, überarbeitet seinen Lukaskommentar und schreibt über die alttestamentlichen Bücher „Jesus Sirach“ und „Weisheit“. Mit der Wahl zum Generalminister seines Ordens 1257 gab er seine akademische Laufbahn auf.

Auch als Generalminister hatte er seinen Hauptsitz in Paris, das zu einem bedeutenden Zentrum des Ordens geworden war. Das Generalkapitel von Narbonne bestätigte 1260 die unter Bonaventuras Leitung geschaffene Ordensverfassung und beauftragte ihn, die offizielle Vita des hl. Franziskus von Assisi zu schreiben („legenda maior“).

Papst Gregor X. ernannte ihn 1273 zum Kardinalbischof von Albano.

Bonaventura wurde vom Papst auch zum federführenden Mitarbeiter für das II. Lyoner Konzil von 1274 bestimmt. Noch vor Beendigung des Konzils verstarb er unverhofft am 15. Juli 1274 in Lyon, die Ordensleitung hatte er bis zu seinem Tod inne.

Noch am gleichen Tag wurde er unter Beteiligung der Konzilsväter in der Sakristei der dortigen Ordenskirche beigesetzt. Um 1450 erfolgte die Übertragung der Gebeine in die neue Kirche des hl. Franziskus in Lyon. Karl VIII. schenkte der Stadtgemeinde Bagnoregio, Bonaventuras Geburtsge- meinde, eine Armreliquie, die heute

noch in der dortigen Kathedrale zu sehen ist. Am 14. April 1482 sprach ihn Papst Sixtus IV., der ihn bereits Kirchenlehrer nennt, heilig. Die offizielle Erklärung zum Kirchenlehrer erfolgte 1588 durch Papst Sixtus V.

Eva-Maria Ilsanker und
Bernhard Symank

Abbruch ohne Not

Verlust einer Hofanlage in Ruprechtsberg bei Velden

Der Landkreis Landshut gehört leider nicht mehr zu den bayerischen Kulturlandschaften, die besonders reich gesegnet sind mit herausragenden Denkmälern, umfassend erhaltenen historischen Ortskernen und gut überlieferten Ensembles. Umso schmerzlicher ist ein Verlust, der zu vermeiden gewesen wäre.

Historischer Ort Ruprechtsberg

Ruprechtsberg (Gemeinde Velden) ist eine kleine Siedlung, bestehend aus historischen Hofanlagen um die ehemalige Pfarr- und heutige Filialkirche St. Rupertus und einigen vereinzelt Neubauten. Schriftliche Quellen und auch die älteste Bausubstanz der Kirche (Bau- und Bodendenkmal) belegen mittelalterliche Wurzeln. Ein Vergleich der Uraufnahme von 1812 mit der aktuellen Flurkarte (noch mit den Umrissen der Abbruchbauten!) zeigt die tradierte Siedlungsstruktur mit sechs Hofanlagen, bestehend aus Wohn- und Ökonomiebauten des 18.



Ruprechtsberg, Gde. Velden, Lkr. Landshut; Haus Nr. 19, ehemaliges Wohnstallhaus (Foto: BLfD, Almut Schäffner-Knoblach, 2013)

bis 20. Jahrhunderts. Auch die Straße nimmt bis heute ihren gewundenen Verlauf um die Höfe durch den Ort, wodurch sich dem Besucher jede

Hofanlage beim Durchfahren einzeln präsentiert und sich nach jeder Kurve eine neue Facette des Ortsbildes zeigt.



Ruprechtsberg, Gde. Velden, Lkr. Landshut; links: Uraufnahme von 1812; Mitte: aktuelle Flurkarte; rechts: Luftbild mit Abbruchstelle (Karten und Luftbild: Bayerische Vermessungsverwaltung 2014)



Velden, Ruprechtsberg 19, links: Stadel mit Remise, Zustand April 2013 (Foto: BLfD, Almut Schöffner-Knoblach, 2013); rechts: Stadel mit neuen Einfahrtstoren und neuer Dachdeckung, links im Anschluss die neue Maschinenhalle, Zustand April 2014 (Foto: BLfD, Anke Borgmeyer, 2014)

Es war: ein denkmalgeschützter Dreiseithof

Gleich gegenüber und nördlich der Kirche lag bis 2013 die nach Süden geöffnete Hofstelle Ruprechtsberg 19; auf dem Urkataster von 1812 ist es die Nr. 10. Der Dreiseithof – wohl in allen Teilen Nachfolgebauten von 1894 – bestand aus einem Wohnstallhaus, einem parallel dazu liegenden Stadel mit Remise und einem nördlich die Hofstelle abschließenden Stallgebäude als Verbindungstrakt. Er ist 1989 in die Denkmalliste nachgetragen worden. Das massive und verputzte Wohnstallhaus stand giebelseitig zur Straße. Die gotisierende Fassadengliederung gipfelte an der Straßenseite in triforienartigen Fensterformen und einer spitzbogigen Figurennische im Giebel. Sie wurde an der Hofseite mit Geschossbändern und Fensterputzrahmungen

sowie einem feingliedrigen Eisenbalkon über der Eingangstür fortgeführt.

Herbe Verluste

Obwohl das Wohnstallhaus schon seit Jahren leer stand, befand es sich in einem guten und gepflegten Zustand, weshalb sich das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, der Kreisheimatpfleger und das Kreisbauamt nach einem Ortstermin im Mai 2012 klar gegen den geplanten Abbruch für einen Ersatzbau aussprachen und die Eigentümer hinsichtlich eines Verkaufs der denkmalgeschützten Hofstelle berieten.

Umso überraschender war die Genehmigung für den Abbruch des Wohnstallhauses und des angrenzenden Stalltrakts und für den Neubau einer landwirtschaftlichen Maschinenhalle, die im Sommer 2013 vom Landratsamt erteilt wurde. Und der

Verluste nicht genug: Der verbliebene Stadel mit seinen charakteristischen Segmentbogenöffnungen wurde für mächtige Einfahrten aufgebrochen, mit einem neuen Dach versehen und durch große Schiebetore in seiner historischen Anschaulichkeit stark beeinträchtigt.

Ein anderer Weg wäre sicherlich auch zu beschreiten gewesen, um ein neues Ökonomiegebäude unterzubringen. Der Abbruch des Wohnstallhauses von 1894 ist nicht nur ein unwiederbringlicher Verlust an gut erhaltener, sanier- und bewohnbarer historischer Bausubstanz, sondern auch ein Aufbrechen der über Jahrhunderte tradierten und gewachsenen Siedlungsstruktur mit irreparabler Verletzung des Ortsbildes.

Anke Borgmeyer

Instandsetzung des Kriegerdenkmals in Coburg

Siegeszeichen gegen Frankreich und Symbol des britisch-deutschen Kulturaustausches

Das neugotische Kriegerdenkmal von 1874 auf dem Ernstplatz in Coburg gehört wegen seiner imposanten Größe und aufwendigen Gestaltung zweifellos zu den markantesten Beispielen seiner Gattung in Oberfranken. Zugleich bildet es mit den Gebäuden auf der Ostseite des Platzes ein herausragendes Ensemble der Neugotik von besonderem städtebaulichem Reiz.

Vom Blickfang zum Problemfall

1974 – hundert Jahre nach seiner Einweihung – wurde das Ehrenmal allerdings seiner einst platzbeherrschenden Wirkung weitgehend beraubt, als es im Zuge der neuen Straßenführung zum östlichen Platzrand hin versetzt werden musste. Mit dieser Maßnahme gingen eine unsachgemäße Restaurierung sowie eine wenig glückliche Veränderung des Sockels und der

Grünanlage einher. Fortan fristete das Denkmal zwischen hoch aufgewachsenen Bäumen im wahrsten Sinne des Wortes ein Schattendasein. Der dadurch beschleunigte Verwitterungsprozess und Vandalismus begünstigten einen fortwährenden Verfall. Den Tiefpunkt der Entwicklung markierte die notwendig gewordene Aufstellung eines Bauzauns im Frühjahr 2011, als die Verkehrssicherheit durch her-

abfallende Teile gefährdet war. Die von der Stadt Coburg im Folgejahr beauftragte Voruntersuchung durch das Büro ProDenkmal offenbarte das Ausmaß der Schäden: Die bauzeitlichen Sandsteinoberflächen, aber auch die Ergänzungen früherer Restaurierungsmaßnahmen waren großflächig rückgewittert und von zahlreichen Rissen durchzogen, sodass offensichtlich dringender Handlungsbedarf bestand. Der geschätzte Kostenaufwand für die Restaurierung von mehr als 100 000 € war zunächst nicht leicht zu vermitteln – zumal der triumphale Gestus des Kriegerdenkmals dem heutigen Zeitgeist eher fremd ist, während sich seine vielschichtige Bedeutung nicht gleich erschließt. Auch wenn der Vorschlag, das Objekt dem „kontrollierten Verfall“ preiszugeben, eine Einzelmeinung blieb, bedurfte es einiger Überzeugungsarbeit seitens des BLfD, um das Bewusstsein für die Notwendigkeit einer nachhaltigen Restaurierung zu schaffen. Nach Abschluss der Instandsetzungsmaßnahme im Dezember 2013 präsentiert sich das Einzeldenkmal wieder in einem Zustand, der seiner Bedeutung und der Erinnerung an die Toten des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 angemessen ist.

Teil des neugotischen Promenadenrings

Das Kriegerdenkmal bildete einst das Zentrum des nach Herzog Ernst I. von Sachsen-Coburg und Gotha (1784–1844) benannten Platzes. Dieser ist Teil des ausgedehnten Promenadengürtels aus Straßen und Grünanlagen, der die Altstadt umschließt und ab etwa 1800 entstand, als die Befestigungsanlagen weitgehend beseitigt wurden. Seine Randbebauung ist wesentlich von der Neugotik geprägt. Diesen Architekturstil brachte kein geringerer als Karl Friedrich Schinkel nach Coburg: Bereits 1810 lieferte er die Pläne für den 1840 abgeschlossenen vollständigen Umbau von Schloss Ehrenburg, dem Stadtschloss der Herzöge. Dieser Entwurf war (wie Annette Faber 1985 in ihrer Dissertation nachweisen konnte) von der Architektur gotischer Paläste in Venedig inspiriert, die Schinkel auf seiner Italienreise 1803 begeistert hatten, während sich die überwiegend im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts



Oberer Teil des Unterbaus, vor der Restaurierung im Sommer 2012 (Foto: ProDenkmal)

entstandenen neugotischen Bauten am Promenadenring erkennbar an der Neugotik in Großbritannien orientieren. Dies war kein Zufall, hatte doch der jüngere Sohn Ernsts I., Prinz Albert von Sachsen-Coburg und Gotha, 1840 Königin Victoria von Großbritannien und Irland geheiratet. Die dynastische Verbindung bewirkte einen intensiven kulturellen Austausch zwischen dem Vereinigten Königreich und dem kleinen deutschen Herzogtum. Der britische Einfluss ist nicht zuletzt an den neugotischen Häusern (Nrn. 1, 2, 3, 12) an der Ostseite des Ernstplatzes greifbar. Das Ensemble wird besonders von drei repräsentativen Sandstein-

quaderbauten im nördlichen Platzbereich geprägt. In den 1865/66 nach Plänen des belgischen Architekten Adolf Schuster errichteten Gebäuden mit Maßwerkfeldern und zinnenbekrönten Türmen residierten vor dem Ersten Weltkrieg das amerikanische Generalkonsulat und der britische Gesandte. Der besondere Reiz der Häusergruppe besteht darin, dass sie den Verlauf der ehemaligen Stadtmauer nachzeichnet und mittelalterliche Gebäudeteile, darunter den Hirtenturm, einbezieht. Südlich davon befindet sich als Relikt der alten Befestigung eine Stützmauer mit integrierter Treppenanlage, welche die höher gelegene Kleine Rosengasse mit dem Ernstplatz verbindet und auf das Kriegerdenkmal zuführt.

Gestaltung und Aussage des Denkmals

In dieses städtebaulich markante Umfeld fügt sich das nach Plänen von Stadtbaumeister Julius Martinet ausgeführte Kriegerdenkmal ein, indem es den neugotischen Stil aufgreift. Es misst mehr als 11 m in der Höhe und ist aus Zeiler Sandstein gearbeitet. Die Ausführung übernahm der Hofbildhauer Heinrich Scheler. Der Unterbau des Denkmals ist in Form eines großen Tabernakels mit Wimpergen auf den vier Seiten gestaltet, deren Giebelschrägen mit Krabben besetzt sind und deren Spitzen in einer Kreuzblume auslaufen. Darüber erhebt sich eine achteckige



Coburg, Kriegerdenkmal auf dem Ernstplatz. Postkarte um 1900 (Stadtarchiv Coburg, Fo_04.01_E_00002)

Säule, die mit einem Kapitell abschließt und vom Reichsadler mit ausgebreiteten Schwingen bekrönt wird. Das Denkmal ist reich geschmückt und weist zahlreiche Details auf. Im Sockel befinden sich in Spitzbogenblenden vier Inschriftentafeln mit einer Widmung und den Namen der Gefallenen. Konsolen in Adlerform bilden die Basis der großen Dreiecksgiebel. Der Säulenfuß ist mit acht kleinen Wimpergen verziert. Hier sind acht detailgetreue Porträtköpfe führender Persönlichkeiten aus dem Krieg von 1870/71 angebracht, darunter Reichskanzler Otto von Bismarck, Kaiser Wilhelm I., Helmuth von Moltke und der preußische Kriegsminister Albrecht von Roon. Die Gestaltung des Kriegerdenkmals ist wohl von der Form der englischen Eleanor-Kreuze inspiriert, die nach dem Tod der Gattin König Eduards I., Eleonore von Kastilien, in den 1290er Jahren entlang der Route des Trauerzugs durch England errichtet wurden. Ein stilistisch vergleichbares Denkmal ist die 1882 auf dem Schlossplatz aufgestellte Wettersäule, die ebenfalls von Julius Martinet und Heinrich Scheler gestaltet wurde.

Bürgerschaftliches Engagement und staatliche Förderung – zur Entstehungsgeschichte

Abgesehen vom heute nicht mehr vorhandenen Ziergitter sind leider keine Entwurfszeichnungen mehr auf-

findbar. Dennoch lässt sich die Entstehungsgeschichte des Denkmals anhand von Archivalien gut nachvollziehen (Stadtarchiv Coburg A 10307; Staatsarchiv Coburg, Landtag 949). Die Initiative zur Gründung eines „Comités zur Errichtung eines Kriegerdenkmals für die 1870/71 Gefallenen des Landes in Coburg“ ging – kurz vor dem zweiten Jahrestag der Schlacht von Sedan am 2. September – vom Magistrat der Stadt Coburg aus. Das neugebildete Gremium, bestehend aus Lokalpolitikern, Vertretern der Stadtverwaltung und engagierten Bürgern, trat im August 1872 erstmals zusammen. Mit einem Aufruf in der Coburger Zeitung und der Eröffnung einer Sammlung am „Sedantag“ begannen die Bemühungen des Komitees, Spenden und regelmäßige Mitgliederbeiträge zu akquirieren. Dabei stellte der Ausschuss den Bau eines Denkmals als „noch nicht erfüllte Pflicht der Dankbarkeit“ dar. Nach der anfänglichen Begeisterung flossen die Zuwendungen jedoch eher spärlich, da weder über den Ort noch die Form des zu errichtenden Ehrenmals Klarheit bestand. Erst als Rudolf Muther in seiner dreifachen Funktion als Vorsitzender des Komitees, Bürgermeister und Landtagspräsident im Juli 1873 einen Zuschuss von 2000 Gulden aus Landesmitteln erwirkte, nahmen die Pläne Gestalt an. Stadtbaumeister Martinet erhielt den Auftrag, mehrere Ent-

würfe vorzulegen, die dann nach den Anregungen der Ausschussmitglieder überarbeitet wurden. Parallel ging die Spendensammlung auch in den kleineren Städten des Herzogtums wie Königsberg und Rodach weiter, da man mit einem Kostenaufwand von mindestens 5000 Gulden rechnete, „wenn das Denkmal würdig ausgeführt und zugleich eine Zierde der Stadt werden soll“. Keineswegs selbstverständlich



Porträtköpfe im Bereich des Säulenfußes, vor der Restaurierung im gereinigten Zustand (Foto: ProDenkmal, Heike Wolter)

war die Entscheidung, auf dem Monument nicht nur die Namen der Offiziere zu erwähnen, sondern die knapp hundert Namen aller Verstorbenen aus dem Herzogtum Coburg anzubringen. Für die Ausführung wurde daher mit großem Rechercheaufwand ein genaues Namensverzeichnis erstellt, das noch heute die Einzelschicksale gerade der einfachen Soldaten lebendig werden lässt. Obwohl Hofbildhauer Scheler den Rechnungsbüchern zufolge zumindest ab Juni 1874 mit Hochdruck an dem Denkmal arbeitete, erwies sich der ursprünglich für die Einweihung anvisierte 2. September als unrealistisch. Es konnte dann am 18. Oktober 1874 feierlich enthüllt und der Stadt Coburg übergeben werden, die seitdem für den Unterhalt zuständig ist. Die Hoffnung auf prominente Gäste bei der Einweihungsfeier erfüllte sich übrigens nicht. Weder Herzog Ernst II. noch Albrecht von Roon, der bei Coburg lebte und in der Reihe der Porträtköpfe am Denkmal verewigt wurde, folgten der Einladung. Laut Endabrechnung vom Herbst 1875 beliefen sich die nun in der neuen reichseinheitlichen Währung ausgewiesenen Gesamtkosten auf 10428 Mark. Davon konnte knapp die Hälfte



Restaurator Christopher Stark beim Herstellen eines Modells für die Sandsteinkopie des Kapitells (Foto: Christoph Klesse, Steinrestaurierung)

durch Spenden und Beiträge, ein weiteres Drittel durch den Zuschuss aus der Staatskasse gedeckt werden, so dass sich die Belastung für die Stadt in Grenzen hielt. Den Löwenanteil der Ausgaben machten die Bildhauerarbeiten (4710 M) und der Zeiler Sandstein (3384 M) aus.

Einfühlsam bis stümperhaft – die älteren Restaurierungsmaßnahmen

Bis 1904 schmückten die Kriegervereine das Denkmal alljährlich zum Sedantag. Als dann das Interesse an dem Gedenktag merklich nachgelassen hatte, übernahm das städtische Bauamt die Arbeit, bis sie schließlich 1943 ganz eingestellt wurde. Bis zum Zweiten Weltkrieg sind zwei größere Restaurierungsmaßnahmen nachgewiesen. Der tonig gebundene, stark dehnfähige Zeiler Sandstein ist nämlich wenig witterungsresistent, sodass bereits 1896 in größerem Umfang Natursteinarbeiten vorgenommen werden mussten. Die allerdings nur 95 Mark teure Maßnahme umfasste unter anderem den Austausch von zwei Kreuzblumen sowie das „Verkitten und Verschleifen“ sämtlicher Fugen mit Portlandzement. Als deutlich gravierender erwiesen sich die Ende 1919 festgestellten Schäden. Das Fazit lautete, dass, „um das Denkmal auch nur einigermaßen vor dem Verfall zu schützen, eine weitgehende Erneuerung der verwitterten und abgefallenen Teile nötig“ sei. So wurden 1921 drei große und acht kleine Kreuzblumen, zwei Adlerkonsolen und mehrere Krabben durch Kopien in Muschelkalk ersetzt, ein neuer Säulenschaft aus Sandstein eingesetzt und das Kapitell mit einer Kupferabdeckung versehen. Hinzu kam die Ausbesserung sämtlicher Porträtköpfe und des Wappens mit dem Coburger Mohren. Schließlich erhielt das gesamte Denkmal einen Schutzanstrich. Da sich die Stadt außerstande sah, die Kosten von 11500 Mark allein zu schultern, erwirkte der Magistrat einen Zuschuss der Coburger Landesstiftung und der Niederfüllbacher Stiftung (zusammen 6500 RM). Eine dritte Instandsetzungsmaßnahme, die 1973/74 im Zusammenhang mit der Versetzung des Kriegedenkmals durchgeführt wurde,

nahm wenig Rücksicht auf ästhetische oder denkmalfachliche Belange. Dabei formte man die Kreuzblumen und einige Wappenschilder in Zementmörtel nach und ergänzte die rückgewitterten Oberflächen in großem Stil mit einer grobkörnigen und relativ festen Steinersatzmasse.

Umfassende Instandsetzung 2013

Der jüngsten, Ende 2013 abgeschlossenen Instandsetzungsmaßnahme gingen umfangreiche Voruntersuchungen voraus. Zu einer im Juli 2012 vorgenommenen Schadensaufnahme gehörte die naturwissenschaftliche Analyse von Bohrkernen, um die bereits visuell erkennbaren Schäden besser bewerten zu können. Gleichzeitig wurden absturzgefährdete Fragmente vorsorglich geborgen. Es stellte sich heraus, dass die originalen Oberflächen, aber auch Altergänzungen, in vielen Berei-



Das Denkmal nach der Restaurierung
(Foto: BLfD, Armin Hanson)

chen abgängig oder stark verwittert waren. Die gravierendsten Schäden wiesen das Kapitell, der Säulenfuß und die obere Hälfte des Unterbaus auf. Auch die Namen auf den Inschriftentafeln waren teilweise nicht mehr lesbar.

Besondere Sorge bereitete der Zustand der Porträtköpfe mit enormen Rissbildungen und schlecht ausgeformten Mörtelergänzungen, die einigen Darstellungen ein geradezu groteskes Aussehen verliehen. Zu den denkmalfachlich gebotenen Hauptzielen der Restaurierungsmaßnahme gehörte daher neben der nachhaltigen Sicherung der Substanz auch die Wiederherstellung eines würdigen Zustands und der Ablesbarkeit des Geschichtszeugnisses. Ein aus Gründen der Kostenreduzierung alternativ zum umfassenden Instandsetzungskonzept entwickeltes „Konzept Notsicherung“ kam daher für das BLfD nicht in Betracht. Dank der großzügigen Förderung durch die Bayerische Landesstiftung, die Oberfrankenstiftung und das BLfD gelang es letztendlich doch, die von ProDenkmal geplante Maßnahme im erforderlichen Umfang durchzuführen; lediglich auf die Neugoldung der Inschrift und die Neugestaltung des Ernstplatzes wurde vorläufig verzichtet.

Zu Beginn der von der Steinrestaurierungsfirma Christoph Klesse ausgeführten Arbeiten standen eine Komplettreinigung des Denkmals und die Festigung einzelner Partien. Danach wurden Risse und Hohlstellen tiefgründig injiziert und vernadelt, Mürbzonen und unpassende Altergänzungen bis zu einem tragfähigen Untergrund abgenommen und fehlende Elemente durch Steinersatzmasse oder bildhauerische Steinkopien rekonstruiert. Einfühlungsvermögen war bei der Rekonstruktion der Adlerkonsolen gefragt, da die fehlenden Köpfe nach Fotovorlagen nachmodelliert werden mussten. Besondere Sorgfalt verlangte auch die Restaurierung der Porträtköpfe, die mit Unterstützung des BLfD zweifelsfrei identifiziert und mit Hilfe von Bildquellen detailgetreu wiederhergestellt werden konnten. Eine bemerkenswerte Leistung stellt die Rekonstruktion des stark geschädigten Kapitells dar, denn die aufwendig gearbeiteten Details des Originals waren weitgehend abgewittert.

Das heutige Erscheinungsbild des Kriegerdenkmals steht in deutlichem Kontrast zum ästhetisch wenig ansprechenden Vorzustand. Trotz des enormen Aufwands fiel die Rechnung am Ende wesentlich günstiger aus als ver-

anschlagt. Die gut geplante Gesamtmaßnahme darf daher als beispielhaft gelten, zeigt sie doch, dass eine qualitativ überzeugende Ausführung bei vertretbaren Kosten möglich ist. Vor diesem Hintergrund wäre es wün-

schenswert, wenn die vom BLfD angelegte Verbesserung der städtebaulichen Situation am Ernstplatz doch noch verwirklicht werden könnte.

Armin Hanson

Ein Schwung in der Landschaft: das Rosenaustadion in Augsburg

Ein Nachkriegsbau auf Trümmerschutt

Seit August 2014 ist das im Jahr 1951 eröffnete Rosenau-Stadion als Baudenkmal in die Denkmalliste eingetragen. Es war nach dem Zweiten Weltkrieg der erste Neubau einer Großsportstätte in Deutschland und mit etwa 53 000 Zuschauerplätzen zur damaligen Zeit die größte Sportstätte ihrer Art. Wengleich der Standort des Stadions an dieser Stelle nach dem Zweiten Weltkrieg neu gewählt wurde, kann die Rosenau schon auf eine lange Tradition als Ort für Feste und sportliche Wettkämpfe zurückblicken. Seit 1430 hatte man hier Preisschießen mit Armbrust und Büchse veranstaltet. Derartige Schützenfeste waren mit Wettkämpfen im Rennen, Ballspiel, Fechten und anderen sportlichen Aktivitäten begleitet. Im Jahr 1926 erstellte der Architekt Thomas Wechs zu der Anlage eines Ausstellungs- und Sportgeländes an den Rosenauanlagen eine Denkschrift.

Das Rosenaustadion liegt im Antonsviertel unmittelbar an der Hang-

kante der Augsburger Hochterrasse zur Wertach, und zwar an der Stelle, an der nach dem Zweiten Weltkrieg Trümmerschutt mittels einer hierher verlegten Bahn abgeladen wurde. Die anfängliche Überlegung, den Trümmerschutt zu neuen Baustoffen weiterzuverarbeiten, scheiterte nach der Währungsreform aus wirtschaftlichen Gründen. So kam die Stadtverwaltung auf die Idee, die Trümmerberge in Form einer ellipsoiden Mulde anzulegen und so die grobe Form der Stadionanlage schon vorzubilden. In diese Mulde plante die Stadtbauverwaltung unter Leitung von Georg Werner und Walther Schmidt und unter Mitarbeit von Hans Bruckner, Jakob Heichele und Heinz Hilten ab 1949 die geschwungene Sportanlage hinein. Das Spielfeld mit umlaufender Aschenbahn ist zu zwei Dritteln von Stehtribünen umfasst, die an der Nord- und Südseite ansteigend ihre höchste Erhebung nach Osten haben. Den Westteil nimmt die überdachte Sitztribüne über dem Unterbau mit Umkleide- und Aufenthaltsräumen für die Sportler bzw. Mannschaften

ein. Architektonisch am sinnfälligsten in der geschwungenen Stadionanlage tritt das Dach der Sitztribüne in Erscheinung. Das weit vorkragende Betondach liegt auf Unterzügen auf, die nach rückwärts an sich nach oben verbreiternden Stützen ansetzen und die sich ihrerseits nach vorn hin verjüngen. Dieses Dach steigert mit seiner filigranen Erscheinung die elegante Wirkung der Gesamtanlage mit den in den Hang eingetieften auf- und absteigenden Tribünen. Das Haupteingangsgebäude liegt auf der Höhe des Rosenauberges oberhalb der Hangtribünen. Es enthält Kassenhallen sowie ehemals einen Ladenraum und sanitäre Anlagen. Mit seinen schmalen Dächern und dünnen Stützen bzw. dünnen Betonwänden zwischen den Eingangstoren erzeugt es ebenfalls einen filigranen Eindruck.

Vorbilder und zeittypische Merkmale

Für die Anlage des Stadionbaus mit seinen teils in einen Hang eingefügten Tribünen sind letztlich noch antike Theater- und Sportstättenbauten als Vorbilder zu erkennen. So waren schon die Theaterbauten im antiken Griechenland Freilufttheater, die sich an einen Hang anschmiegen. Auch die antiken Stadien waren mit Tribünen umfasst, die teils die vorgegebene Topografie aufnahmen und teils künstlich aufgeschüttet waren. Für die Überdachung der Sitztribüne des Rosenau-Stadions standen den Entwerfern hingegen jüngere Vorbilder vor Augen. Hier sind es in erster Linie die Bauten des Ingenieurarchitekten Pier Luigi Nervi in Italien. Das 1930–32 nach seinem Entwurf erbaute städtische Stadion in Florenz (damals Stadio Giovanni Berta, jetzt Stadio Artemio Franchi) besitzt ein betonsichtiges, weit vorstehendes Tribünendach,



Augsburg. Rosenaustadion, Westseite mit überdachter Stehtribüne (Foto: BLfD, Michael Forstner)



Außenseite des Stadions in filigraner Bauweise (Foto: BLfD, Michael Forstner)

das, wenn auch nicht in der Form, für Augsburg Pate gestanden haben mag.

Mit der Einfügung der Gesamtanlage in die Landschaft schufen die Entwerfer eine scheinbar an natürlich vorgegebenen topografischen Verhältnissen orientierte Lösung. Wenngleich der Trümmerberg künstlich angelegt und moduliert ist, wirkt der Stadionbau – im Wortlaut der Bauzeit – „organisch“. Dem typisch zeitgenössischen Schwung des Bauens sind aber nicht nur die Gesamtanlage, sondern auch alle anderen baulichen Anlagen verpflichtet. Auch das Dach der Sitztribüne sowie die Eingangsbauten zeigen die Linie und die Leichtigkeit des Bauens der 1950er Jahre. Das Rosenaustadion ist ein frühes Beispiel einer leichten und geschwungenen Architektursprache der Nachkriegszeit, die sich mit diesen architektonischen Mitteln bewusst gegen die zumeist starre und strenge Ordnung der offiziellen Bauten der vorausgehenden NS-Diktatur abgrenzen wollte. Es wird damit auch zum Symbol für einen Neubeginn.

Symbolhaft und geschichtsträchtig

Das Rosenau-Stadion ist bis heute ein sichtbarer Beleg, dass schon in der frühen Nachkriegszeit neben dem vordringlichen Ziel der Linderung der Wohnungsnot durch Wohnhausneubauten auch das Bauen in anderen Gattungen durch die zuständigen Behörden gefördert worden ist, um in Deutschland nach Diktatur und Kriegsjahren insgesamt geordnete Lebensumstände für die Bürger herzustellen.

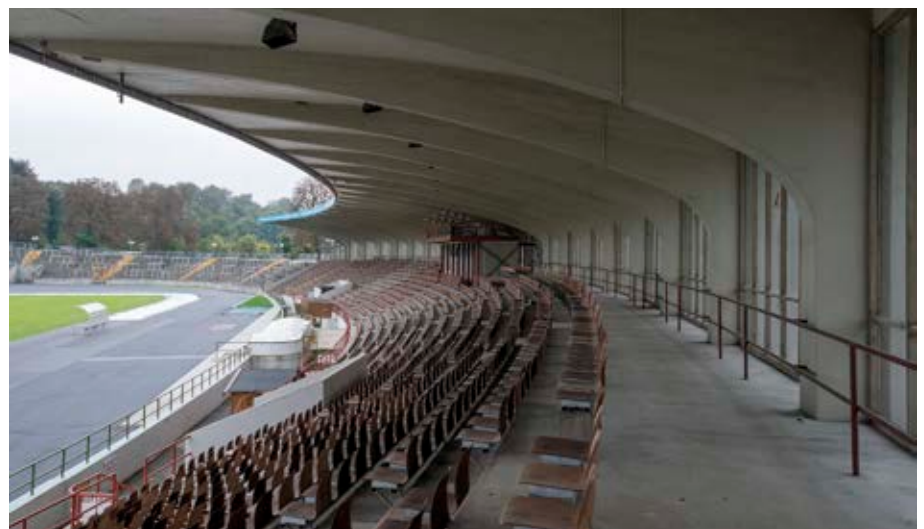
Symbolhaft mag man im geschichtlichen Rückblick auch den Bau über Trümmersteinen verstehen, das – wie bei der Verwendung von Trümmersteinen in anderen Gattungen – als Zeichen für den Neuanfang, hier im Sport, gelesen werden kann. Interessant ist dabei, dass in der Folge mehrere Stadionbauten über Trümmerschutt errichtet worden sind. Es folgt das 1952–54 erbaute Niedersachsen-Stadion in Hannover und 1954–56 das Zentralstadion in Leipzig. Ebenfalls in Berlin, Hamburg und Magdeburg erbaute man in den 1950er Jahren Sportbauten über Trümmerschutt. Schließlich entstand auch der 1972 eröffnete Olympiapark in München mit seiner künstlich modulierten Landschaft über Trümmerbergen.

Letztgenannte Anlage mit dem darin befindlichen Olympiastadion in München sollte ab 1972 dem Rosenau-

Stadion den Rang ablaufen. Denn waren bis 1972 oft Augsburg vor dem Stadion an der Grünwalder Straße in München die sportlichen Großveranstaltungen zugesprochen worden, sollte sich dies mit dem neuen Münchner Stadion schlagartig ändern. Wenn auch das Rosenaustadion heute nicht mehr auf dem ersten Podestplatz stehen mag, so hat es eine bedeutsame Geschichte. In den Eröffnungstagen vom 16. bis 21. September 1951 fand vor fast 50 000 Zuschauern ein Fußballspiel zwischen dem TSV 1847 Schwaben und dem VfB Stuttgart statt. Im Jahr darauf folgte ein Länderspiel Deutschlands gegen die Schweiz vor über 64 000 Zuschauern, die man auf zusätzlichen Stahlrohrtribünen untergebracht hatte. Auch die 1953 hier veranstalteten 53. Deutschen Leichtathletik-Meisterschaften hatten einen großen Zuschauerzuspruch. Es folgten in den 1950er und 1960er Jahren sowohl Fußball-Länderspiele und Leichtathletik-Wett- und Länderkämpfe als auch andere sportliche, aber auch nicht-sportliche Veranstaltungen, so der Katholikentag 1951 oder die Ansprache von Bundeskanzler Konrad Adenauer am 14. Juni 1953 zur Situation in der DDR nur drei Tage vor dem dortigen Volksaufstand.

Das Rosenaustadion ist ein Bau und Ort mit vielfältiger Geschichte. Mit dem Eintrag als Baudenkmal in die Denkmalliste wird dieser schwungvolle Stadionbau hoffentlich dauerhaft hiervon Zeugnis ablegen können.

Burkhard Körner



Vorkagendes Betondach über rippenförmigen Stützen mit Unterzügen (Foto: BLfD, Michael Forstner)

Spiegel der Stadtgeschichte: die Stadtmauer von Memmingen

Vorbereitende Schritte zur Instandsetzung

Memmingen, die ehemalige Reichsstadt mit ihren Toren, Türmen, Winkelidyllen am Stadtbach: eine nahezu perfekte Vorlage für Carl Spitzweg, der, wie eine feine Bleistiftstudie des Einlasstors bezeugt, die Mauern Memmingens kannte und schätzte. Doch so biedermeierlich-romantisch die Befestigungen sich seit dem Ende der Reichsstadtzeit dem Besucher darbieten, handelt es sich doch um die Fragmente einer einstmals militärisch wie künstlerisch ungewöhnlich ambitionierten Anlage, deren Bau-, Ausbau- und letztendlich

auch Abbruch- und Nachnutzungsgeschichte unmittelbar die Stadtgeschichte Memmingens widerspiegelt.

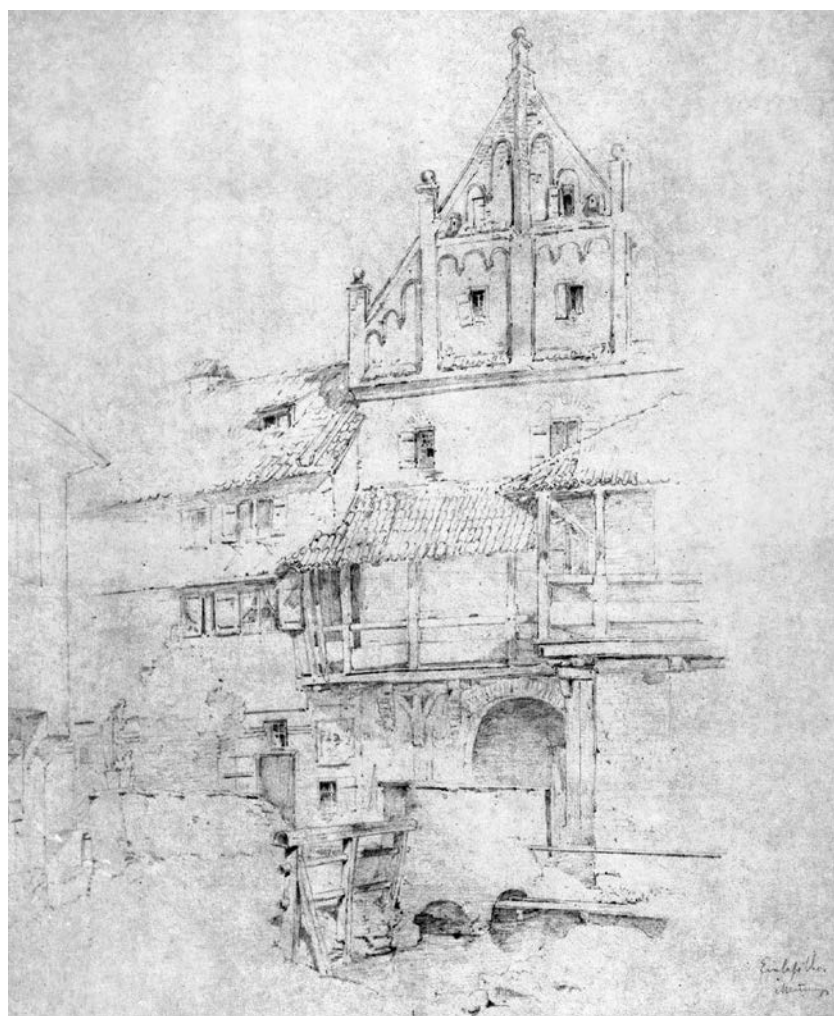
Um eine der baugeschichtlichen Bedeutung des über 3 km langen Komplexes angemessene Gesamtinstandsetzung in den nächsten Jahren vorzubereiten, erfolgte im Auftrag der Stadt und gefördert durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege eine baugeschichtliche Untersuchung der Anlage (Barthel & Maus, Beratende Ingenieure GmbH). Im Laufe eines Jahres wurden fünf Stadttore, sechs Türme, sechs Turmfragmente und etwa anderthalb Kilometer Mauerzüge

verformungsgetreu vermessen, Balken zur Probengewinnung für dendrochronologische Holzaltersbestimmung durchbohrt und die Archive durchforstet (Dr. Stefan Nadler, München), bis schließlich der überaus gewichtige, mehrbändige Untersuchungsbericht vorgelegt werden konnte – eine wertvolle Grundlage für alle kommenden Planungsschritte und zugleich ein wichtiges Dokument für die Stadtbau-geschichte Memmingens!

Mittelalterliche Ursprünge und Stadterweiterung

Die ältesten obertägig nachweisbaren Abschnitte der Mauer gehen bis in das Hochmittelalter zurück: eine kräftige Mauer aus Kalktuffquadern, die, bereits mit immerhin fünf Toren versehen, den Memminger Stadthügel um die Martinskirche und den unterhalb gelegenen Marktplatz umschloss. Die prosperierende kleine Siedlung wurde, wohl im ausgehenden 13. Jahrhundert, entlang der alten Ausfallstraße am östlichen Kalchtor erheblich erweitert und die weiterhin aus Kalktuffbrocken gemauerte Stadtbefestigung nun mit einer Reihe viereckiger Ecktürme versehen. Aus dieser Phase ist bis heute ein etwa 150 m langer Mauerabschnitt mit einem Turmfragment erhalten geblieben, in seltener Vollständigkeit mit dem nachträglich, etwa um die Mitte des 14. Jahrhunderts aufgesetzten hölzernen Wehrgang, den Schießscharten des 13. und 14. Jahrhunderts und der Wehrgangpflasterung des 16. Jahrhunderts.

Der wirtschaftliche Aufschwung, die schließlich geklärten inneren und äußeren politischen Verhältnisse der Stadt mit Anerkennung der Reichsfreiheit ermöglichten ab der Mitte des 14. Jahrhunderts das Projekt der großen Memminger Stadterweiterung: unter Einbezug einer mit einer eigenen Pfarre versehenen Siedlung im Süden wurde das Gebiet der Kernstadt um das Zweieinhalbfache vergrößert und zudem im



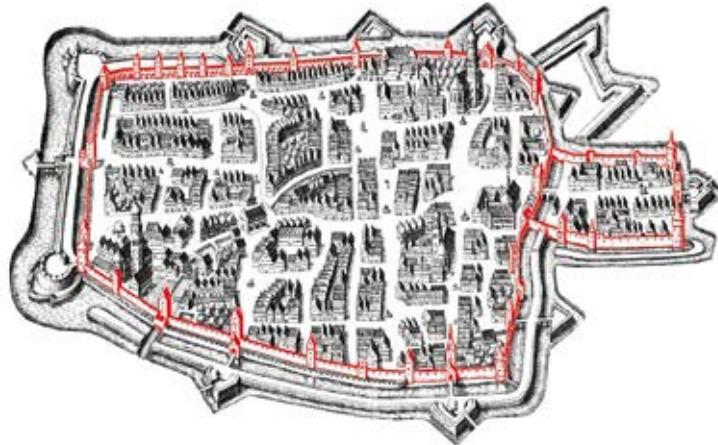
Memmingen, Stadtseite des Einlasstores. Bleistiftzeichnung von Carl Spitzweg, um 1841 (Städt. Museum Memmingen)

Norden eine umwallte Vorstadt angelegt – die so umrissene Siedlungsfläche wurde erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts überschritten! Bei der Anlage der neuen Mauer orientiert man sich im Westen an einem natürlichen Höhenrücken, im Süden und im Osten gewährte eine von kleinen Bächen durchflossene – und im Belagerungsfall zu flutende – Aue Schutz.

det, der stadtseitig in einem Abstand von durchschnittlich 4,5 m kräftige Pfeiler mit dazwischengespannten Bögen vorgesetzt waren. Über den Bögen verlief der Wehrgang. Die Mauer besaß bereits einen mit einem Pultdach gedeckten Wehrgang und war in regelmäßigen Abständen mit rechteckigen Wehrtürmen einheitlicher Bauweise bestückt. Die Türme waren ursprünglich stadtsei-

festigung aus Wall und Graben. Am nördlichen Abschluss der Vorstadtstraße entstand das repräsentative Ulmer Tor, das die Reisenden aus der Nachbarstadt empfing.

Bereits ab etwa 1445 erfuhr die nur etwa sechzig Jahre alte Befestigung einen weiteren Ausbau, bei dem sie schrittweise repräsentativ ausgestaltet, ergänzt und mit zusätzlichen Wehrbauten bestückt wurde. Auf der Ost- und Südseite wurden vom Stadtbach gespeiste Gräben angelegt, west- und nordseitig Zwingermauern errichtet, weitere Turm- und Torbauten ergänzt. Die Ulmer Vorstadt erhielt nun eine eigene turmbewehrte Ummauerung, und alle Stadttore wurden mit Vortoren mit Brücken versehen. Wie die Befunde in den Toranlagen belegen, kamen dabei „Schwungrutenbrücken“ zum Einsatz, die über einen aufwendigen Hebelmechanismus aufgezogen wurden: Über der Durchfahrt der Vortore waren zwei Drehachsen angeordnet, die je eine „Schwungrute“, einen Wipp- oder Hebelbalken, trugen, an dessen äußerem Ende die Zugbrücken mit Seilen befestigt waren und dessen inneres Ende ein Gegengewicht trug. Bei der Absenkung des inneren Hebelarmes im Vortor wurde mit dem äußeren Hebelarm die Brücke nach oben geklappt. Einen anschaulichen Beleg für die Wirkungsweise, aber auch für die Gefahr bei der Bedienung der Memminger Schwungrutenbrücken bietet die chronikalische Überlieferung: „Den 12. Merz [1600] sind die 2 thorschliesser deß Kempferthors von der angelbruck zu tod geschlagen worden“.



Stadtbefestigung, Zustand um 1635 vor den Zerstörungen des Dreißigjährigen Krieges (Matthäus Merian, Frankfurt 1643)

Die Bautypologie und wesentlichen konstruktiven Charakteristika der gewaltigen und auch im weiteren Umfeld ungewöhnlich umfangreich angelegten Stadtbefestigung sind anhand der erhaltenen Bauteile und Fragmente gut nachvollziehbar:

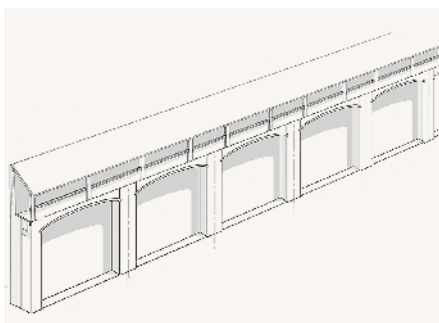
Die eigentliche Wehrmauer war im unteren Teil aus Kalktuff gemauert, in den oberen Abschnitten jedoch bereits aus Ziegeln. Es scheint, als habe der Wechsel zwischen den beiden Materialien direkt im Verlauf der Baukampagnen stattgefunden. Die Mauer war mit einer etwa 1,5 m starken äußeren, durchlaufenden Mauerflucht ausgebil-

tig hin „offen“ und nur mit Fachwerkwänden zugesetzt – ein großer Vorteil im Verteidigungsfall, denn so konnten sich keine Angreifer darin festsetzen.

Die, wie ein Privileg Kaiser Ludwigs des Bayern bestätigt, wohl bereits ab 1327 geplanten Arbeiten an der Stadtmauer wurden nach Ausweis der Befunde wohl innerhalb einer recht kurzen Frist zwischen etwa 1370 und 1390 durchgeführt. Die Bauarbeiten begannen im Norden und wurden sukzessive nach Süden weitergeführt. Zeitgleich erfolgte auch die Umwallung der nördlichen Ulmer Vorstadt, allerdings zunächst nur mit einer einfachen Bel-

Frühe Neuzeit

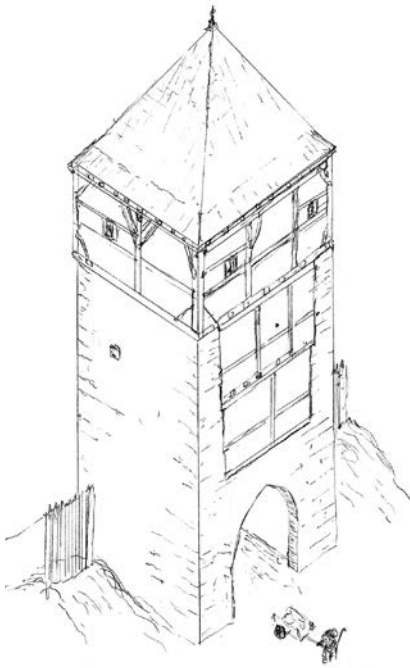
Im frühen 16. Jahrhundert setzte sich in Memmingen die Reformation durch; einen Höhepunkt bildete dabei 1525 die Verfassung der „Zwölf Artikel“ der Bauern in den Mauern der Stadt. Die religionspolitische Haltung der Stadt schuf ein Konfliktpotenzial im Verhältnis zu den benachbarten altgläubigen Feudalmächten: Die Drohung des bairischen Theologieprofessors Johannes Eck: „Gedenkt an mich, es wird euch leid werden; praedixi vobis!“ nach der Abschaffung der katholischen Messe dürfte dem Rat der Stadt in den Ohren geklungen haben. Man begann in der Folge ganz pragmatisch, die Befesti-



Aufbau der Mauer der großen Stadterweiterung der 2. Hälfte des 14. Jahrhunderts, Schema (Zeichnung: Barthel & Maus)



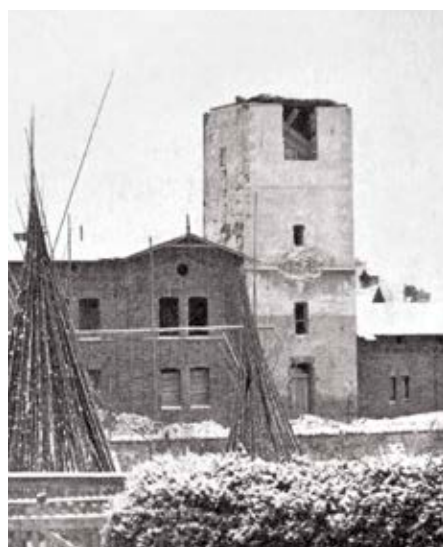
Mauerpartie an der „Hohen Wacht“, mit teilweise erhaltenem Wehrgang des 14. Jahrhunderts (Foto: Barthel & Maus)



Ulmer Tor um 1390, Rekonstruktion nach Befunden, Stadtseite (Zeichnung: Barthel & Maus)

gungsanlagen an der Südflanke durch Artilleriebastionen an der Südost- und Südwestecke zu verstärken.

Weitere Ausbaurbeiten wurden jedoch durch die Niederlage des protestantischen Schmalkaldischen Bundes, dem auch Memmingen beigetreten war, gegen den altgläubigen Kaiser Karl V. unterbrochen. Die Stadt musste sich auf Gnade und Ungnade ergeben,



Pulverturm (erbaut 1380) an der Ostflanke der Stadtmauer, links: um 1862 beim Abbruch der Stadtmauer (Foto: Stadtarchiv Memmingen), rechts: heutiger Zustand (Foto: Barthel & Maus)



Ulmer Tor, im Wesentlichen nach den Ausbauten des ausgehenden 15. Jahrhunderts mit Aufstockung und Erweiterung um das Vortor (Foto: Barthel & Maus)

und die ihr auferlegten Strafzahlungen von insgesamt 80000 Gulden waren so erheblich, dass weitere – potenziell gegen die katholischen Mächte gerichtet! – Befestigungsarbeiten nicht mehr möglich waren.

Mit dem Ende der Schanzarbeiten endet in gewisser Hinsicht auch die Baugeschichte der mittelalterlichen Stadtmauer: mit im 16. Jahrhundert

schließlich acht Toranlagen, wohl ehemals 26 Stadttürmen und mindestens zwölf Zwingertürmen ein herausragendes Zeugnis der Bedeutung Memmingens im ausgehenden Mittelalter!

Dreißigjähriger Krieg und Revolutionskriege

Der langsame politische und wirtschaftliche Niedergang der Stadt begrenzte auch die Möglichkeiten, die Mauern der Wehrtechnik anzupassen. Im Dreißigjährigen Krieg war Memmingen bereits nicht mehr in der Lage, sich wirksam zu verteidigen, und musste zahlreiche Besatzungen durch die Kriegsparteien erdulden. Die letzte Belagerung der Stadt 1647 brachte die Zerstörung nahezu der gesamten Westflanke der Stadtmauer. Zahlreiche Turmbauten wurden in der Folge aufgegeben, die drei zerstörten Tortürme lediglich in reduzierter Form wieder aufgebaut. Das uralte, im Kern hochmittelalterliche Westertor etwa verdankt seine heitere Barockform mit welscher Haube dem Wiederaufbau bis 1660.

Nach dem Krieg blieb Memmingen weiterhin selbstständige Reichsstadt, konnte wirtschaftlich und politisch aber nicht mehr an frühere Zeiten anknüpfen. Ein bairischer Überfall 1702/03 blieb Intermezzo; die Pläne des Kurfürsten Max Emanuel, das besetzte Memmingen zu einer der mächtigsten Festungen der Zeit auszubauen, scheiterten ebenso wie seine Ambitionen auf den spanischen Königsthron.

Auch in den Revolutionskriegen blieb Memmingen den militärischen Aktionen der Bayern, Habsburger oder Franzosen ausgeliefert: Die zwischenzeitlich zu Ziergärten umgenutzten Wälle und Gräben boten keinen Schutz mehr, und schließlich mussten die Bürger erhebliche Bestechungsgelder aufwenden, um die Zerstörung weiter Teile der Stadtmauer durch die französischen Revolutionstruppen zu verhindern – nicht etwa aus Liebe zum altehrwürdigen Denkmal, vielmehr, weil inzwischen zahlreiche Häuser an die mittelalterlichen Mauern angebaut worden waren!

Nach der Mediatisierung der Stadt versank Memmingen in eine Art Dornröschenschlaf fern der königlichen Metropole München. Während in dieser Zeit in anderen Städten die



Stadtmauern dem Wirtschaftswachstum geopfert wurden, geschah in Memmingen zunächst – nichts. Ganz im Gegenteil: Noch bis 1858 wurden liebevoll Partien des längst nicht mehr genutzten Wehrganges ausgebessert, und man war stolz darauf, weiterhin auf der Stadtmauer die gesamte alte Stadt umrunden zu können.

Neuzeitlicher Abbau

Die so auch von Carl Spitzweg gezeichnete, verschlafene Idylle endete jäh 1861 mit dem Anschluss an das bayerische Bahnnetz. Nun konnte man sich gar nicht genug beeilen, dem Besucher eine zeitgemäße Stadtgestalt zu präsentieren. Innerhalb weniger Jahre wurde auf der unmittelbar dem Bahnhof benachbarten Ostflanke der Altstadt die gesamte Mauer mit Zwinger, zwei Toren und fünf von sechs Türmen niedergelegt. Einzig der bereits in Privatbesitz verkaufte, dem Bahnhof gegenüber gelegene Pulverturm verblieb: frühzeitig in ein Gasthaus integriert, im Äußeren zu einer Art toskanischem Kastellturm überformt, im Inneren aber mit nahezu ungestört überliefertem Bestand des späten 14. Jahrhunderts.

Mit den Flächenabbrüchen an der Ostflanke war der Bann gebrochen: Das uralte Notzentor zwischen Vorstadt und Kernstadt wurde 1863 auf Wunsch der Anwohner als „Verkehrshindernis“ niedergelegt, und beinahe, hätte es nicht Einsprüche des bayerischen Generalkonservatoriums – des späteren Landesamtes für Denkmalpflege – gegeben, wäre auch dem hochbedeutenden spätmittelalterlichen Torkomplex des Kempter Tors 1891 ein gleiches Schicksal widerfahren. Die düpierte Stadtverwaltung brach dafür ohne weitere Rücksprache mit den Zentralbehörden



Gut erhaltene Mauerpartie in der Ulmer Vorstadt, um 1465/75, seit 1902 ohne Wehrgang (Foto: Barthel & Maus)

wenigstens das Zollhäuschen vor dem Tor und den Wehrgang der Ulmer Vorstadt ab. Kleinere Abbrüche folgten bis weit in das 20. Jahrhundert: 1880 stürzte der Diebsturm von selbst ein, 1902 wurde der südliche Zwinger am Westertor niedergelegt, 1919 der Folterturm abgebrochen, 1969 das Brückenbauwerk über den Stadtbach zerstört und noch 1984 ein etwa 50 m langes Mauerstück an der Stadthalle beseitigt. Der Umgang mit dieser Mauerpartie illustriert ausdrucksstark die zwischenzeitlich veränderte Haltung zu den Denkmälern der Vergangenheit: Die Mauer wurde nach Abbruch „originalgetreu“ rekonstruiert!

Neue Sicht auf ein Gesamt- denkmal

Auch dies zeigt, wie weit der Umgang mit der Stadtmauer bis heute Spiegel der Stadtgeschichte, auch der Sozial-

und Mentalitätsgeschichte ist. Die Memminger Stadtumwehru ng ist in Ausprägung, Umfang und Geschichte modellhaft für die Geschichte einer süddeutschen Reichsstadt mittlerer Größe. Ihrer umfassenden baugeschichtlichen Erforschung kommt damit gleichfalls Modellcharakter zu. Die Untersuchung einer Stadtumwehru ng als Gesamt-
denkmal schafft dabei, über den Reichtum an Einzelbefunden hinaus, wertvolle Querbezüge.

Und am Ende leistete auch Carl Spitzweg seinen Beitrag zur Bauforschung an der Stadtmauer. Seine Zeichnung des Einlasstores stellte sich als wichtige Quelle zur Baugeschichte heraus: Die Führung des heute verlorenen Wehrganges ließ sich erst durch die Zeichnung des Biedermeiermalers erschließen.

Christian Kayser

Das ehemalige Hofmarkschloss in Hurlach

Ein stattlicher Renaissancebau im historistischen Gewand

Hurlach, ein Pfarrdorf auf dem schwäbischen Lechfeld zwischen den Flüssen Lech und Singold, liegt an der ehem. Westgrenze der bayerischen Landesherrschaft. Ein Adelsgeschlecht der Hurnloher ist erstmals 1140 belegt.

Das vermutlich welfische Lehen ging mit dem konradinischen Erbe 1268 an die Wittelsbacher über. Im 18. Jahrhundert wird Hurlach als Hofmark bezeichnet. Das ehem. Hofmarkschloss steht am Südrand des Oberdorfes in

beherrschender Lage an einer Hangkante. Das Schloss war seit 1460 zunächst im Besitz Augsburger Bürger, 1607/08 erwarb es Max Fugger Freiherr zu Kirchberg und Weißenhorn, der es in den folgenden Jahren durch einen



„Schloß und Hof-March Hurlach“, Rentamt München, Kupferstich von Michael Wening, 1701, Nr. M 131 (Bayerische Vermessungsverwaltung)

Neubau ersetzen ließ. 1652 wurde der Sitz von dem kurfürstlichen Hofkammerrat Johann Paul Langenmantel gekauft, dessen Witwe Maria Mechthild, geb. Füll von Kamerberg, 1682 eine Loretokapelle bauen ließ. Die bei Wening 1701 als schlichter Satteldachbau mit spitzdachbewehrtem Dachreiter wiedergegebene und um 1862 abgebrochene Kapelle war eine Nachbildung des in Loreto verehrten Hauses von

Nazareth. Die Familie Langenmantel hatte bereits 1602 auf dem Kobel bei Westheim nahe Augsburg eine solche Santa-Casa-Kopie – eine der frühesten nördlich der Alpen – errichten lassen. 1684 fielen Hofmark und Schloss, zu dem auch ein Bräuhaus und eine große Schäferei gehörten, durch Erbschaft an die Münchner Familie Pemler. Die in den 1970er Jahren in der Dekanatsbibliothek des ehem. Pfarrhofs

der Kirche Mariae Himmelfahrt in Landsberg aufgefundenen Tage- und Ausgabenbücher des Freiherrn Sebastian von Pemler für die Jahre 1748–50 und 1763–65 stellte sich als bedeutende Quelle für die adelige Lebenswelt im 18. Jahrhundert heraus. Die Familie Pemler war es auch, die den bereits 1606 genannten Schlossgarten zu dem bei Wening abgebildeten barocken Lustpark umgestalten ließ. 1898 erwarb der Augsburger Patrizier Otto Freiherr von Schnurbein das nun als ruinös bezeichnete Schloss und ließ es durch den Augsburger Architekten und Civil-Ingenieur Jean Keller in der heute überkommenen Form grundlegend erneuern; hierbei wurden die Treppengiebel aufgesetzt, die Zwiebelhauben der Eckerker gemäß der Wening-Ansicht rekonstruiert, gotisierendes Ornament angebracht und das Innere umgestaltet. 1904 legte man die alte Ökonomie westlich des Hauptbaus nieder und ersetzte sie durch Neubauten; die Planung lag in Händen des Augsburger Architekten Hans Schnell.

Der Schlossbau

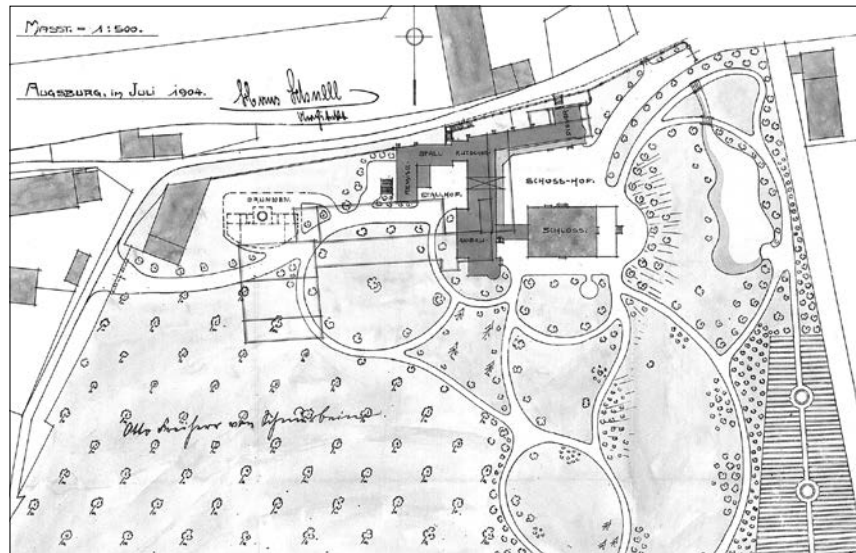
Im Boden des Schlossareals wurden bei archäologischen Grabungen Mauerreste nachgewiesen; vermutlich befinden sich dort auch noch Teile mittelalterlicher und frühneuzeitlicher Vorgängerbauten, was aber noch nicht erforscht ist. Das Schloss, ein stattlicher dreigeschossiger Einflügelbau mit hohem Satteldach, steht auf rechteckigem Grundriss. Ein umlaufendes, verkröpftes Stockwerkgesims oberhalb des Erdgeschosses gliedert den Bau. An den vier Ecken sitzen dreistöckige, polygonale Erkertürme mit Zwiebelhauben und Gesimsgliederung. Die Schmalseiten werden von Treppengiebeln bekrönt. Über den Fenstern im Erd- und Obergeschoss befinden sich vertiefte, gotisierende Putzornamente; erhalten sind noch die grün gestrichenen, ornamentierten Holzläden. Das historistische, mit 1899 bezeichnete Hauptportal an der nördlichen Längsseite besitzt ein rundbogiges, profiliertes Gewände mit Blattornamentik und wird von einer gestuften Pfeilerrahmung mit Kugelaufsätzen und figürlichen Konsolen eingefasst. An zentraler Stelle sitzt das Wappen des Bauherrn, seitlich daran



Hurlach, Lkr. Landsberg a. Lech. Ortsbereich mit Schlossanlage (Foto: BLfD, Luftbilddokumentation, Archiv-Nr. 7930_002_409_5, Otto Braasch, 1979)

ter sind die Stadtwappen von Augsburg und München angebracht. Die Eisengitter der beiden Holztürlflügel weisen mit ihren Initialen „O S“ und „A W“ ebenfalls auf den Bauherrn und seine Ehefrau, Anna von Woellwarth, hin. Die Holztür des stichbogigen Nebeneingangs ist mit Eisenbeschlägen in üppigem geometrischen Pflanzenornament überzogen. Dem Zugang an der Gartenseite ist ein kleinteilig durchfensterter Eisen-Windfang aus der Umbauphase von 1898/99 vorgelagert.

Die innere Struktur des Schlosses ist zweigeteilt: Der Repräsentations- und Wohnbereich liegt im Osten, die Wirtschaftsräume, welche durch einen separaten Nebeneingang betreten werden, nehmen das westliche Drittel ein. Eine schmale, halbgewendelte Holztreppe mit Balusterstäben führt von hier zu den Obergeschossen, eine steile Stiege mit Ziegelsteinstufen in den tonnengewölbten Keller. Hinter dem Hauptportal öffnet sich die große, aus dem Fugger'schen Neubau des frühen 17. Jahrhunderts überkommene Erdgeschosshalle mit figurativem StICKKAPPENGEWÖLBE. An ihrer nördlichen Schmalseite liegt neben dem Haupteingang die zweiläufige, angewinkelte Haupttreppe aus Holz, die nur in das 1. Obergeschoss führt. Mit ihrem volutenförmigen Anfänger, geräumigem Zwischenpodest und aufwendigem Holzgeländer mit gedrechselten Balustern und Volutenbesatz, gehört sie, wie auch der Steinboden und die bleiverglasten, zum Teil mit Familienwappen bemalten Fenster der Halle, der Umbauphase von 1898/99 an. Die beiden Räume östlich neben der Halle, das ehem. Speisezimmer mit Austritt zur Terrasse und, zum Garten hin, ein ehem. Arbeitszimmer, besitzen Tonnengewölbe mit StICKKAPPEN auf Blattkonsolen und halbohohe Holzvertäfelungen. Die Obergeschosse, im 1. Stock Wohnräume des Hausherrn, im 2. Stock Gästezimmer, weisen dieselbe Aufteilung auf, nur sind die Räume hier mit flachen Holzdecken, in der jeweiligen Halle gefeldert, ausgestattet. Die Zugänge zu sämtlichen Räumen haben reich gestaltete Renaissance-Türstöcke aus Holz. Im südlichen Eckzimmer des 2. Obergeschosses befindet sich ein biedermeierlicher Rundkachelofen.



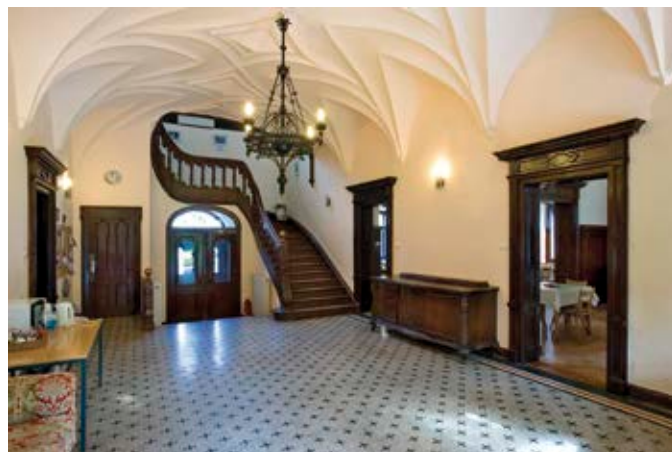
Situationsplan der Schlossanlage mit Park, Juli 1904 von Hans Schnell (Ausschnitt; Stadtbauamt, Bpl LL 4524_1)



Mitte: Schloss Hurlach von Nordosten mit Taubenturm und Kopfbau der Wirtschaftsgebäude an der Straße; unten: Wirtschaftsgebäude-Zeile an der Straße mit Schloss von Norden (Fotos: BLfD, Michael Forstner)



Hauptportal und Nebeneingang an der Schloss-Nordseite
(Foto: BLfD, Michael Forstner)



Nebengebäude, Erdgeschosshalle mit Aufgang zum 1. Stock
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

Die Wohn- und Wirtschaftsgebäude

Der Situationsplan von 1898 zeigt einen L-förmigen Wirtschaftstrakt nördlich und westlich des Schlosses, an den sich westlich eine weitere, aus mehreren Bauteilen bestehende Ökonomie anschloss. Wie schon angeführt, hatte Otto von Schnurbein 1904 alle Gebäude abbrechen lassen und unter grundsätzlicher Beibehaltung der Grundrissituation durch den heute noch stehenden Trakt ersetzen lassen. Die mit dem Schloss einen dreiseitigen Hof bildende Anlage besteht aus drei funktional getrennten Trakten.

Das westliche, mit dem Schloss durch einen schmalen, kreuzgratgewölbten Gang verbundene Nebengebäude diente mit Waschküche, Bügelzimmer, Holzkammer und Kokserraum der Versorgung des Schlosses, zudem waren ein Schul- und Spielzimmer für die Kinder sowie im Obergeschoss weitere Gästezimmer untergebracht. Dem zweigeschossigen Walmdachbau ist an der Gartenseite ein dreistöckiger Rundturm mit Kegeldach und Fachwerkobergeschoss angefügt. Die bauzeitliche Ausstattung ist in großen Teilen erhalten, dazu gehören neben Holzvertäfelungen, Stuckdecken und Türstöcken insbesondere die zweiläufige Holz-Podesttreppe mit Geländer in den Formen eines geometrisierenden Jugendstils sowie, im Erdgeschoss, der ornamentierte Terrazzoboden und ein mit Pflanzen- und Tiermotiven bemaltes Glasfenster.

Die nördliche, zum Dorf hin gelegene Zeile nahm Bedienstetenwoh-

nungen, weitere Versorgungsräume wie Metzgerei und Packraum und eine Wagenremise mit Kutscherwohnung auf. Die zum Hof hin durch einen umlaufenden, offenen Arkadengang mit Terrazzoboden einheitlich gestaltete Reihe ist aus drei Einzelhäusern zusammengesetzt, die nach außen hin, entlang der Schlossgasse, durch ihre unterschiedliche Gestaltung das malerische Bild einer gewachsenen Dorfgasse suggerieren. Trauf- oder giebelseitig zur Straße stehend, sind sie mit Walm-, Sattel- und Schopfwalmdächern gedeckt; lediglich dieselbe Traufhöhe und ein durchgängiges

Stockwerkgesims deuten auf die bauliche Einheit hin. Die ehem. Wagenremise, das östliche der drei Gebäude, liegt in einer Achse mit dem westlichen Nebengebäude des Schlosses. Zwischen den beiden Häusern steht der sog. Taubenturm; der rechteckige Turm mit kreuzgratgewölbter Durchfahrt ist in der Form eines mittelalterlichen Wehrturms mit Zinnenbekrönung und schmalen Schießscharten ausgeführt.

Der westlich an die ehem. Wagenremise anschließende, außerhalb des inneren Hofes gelegene Ökonomietrakt enthielt eine weitere Wagenremise sowie den Pferdestall, die Geschirrkammer und ein Kutscherzimmer. Der im rechten Winkel der L-förmig angeordneten Gebäude errichtete Holzanbau mit großen Rundbogenöffnungen diente als Wagenwaschraum.

Mit dem Ende des Ersten Weltkrieges kam für das Schloss auch das Ende feudaler Nutzung. Fremdenpension war die erste Station, nach dem Zweiten Weltkrieg diente es als Flüchtlings- und später als Altersheim. In den 1960er Jahren wurde das Anwesen an das SOS-Kinderdorf verkauft, und seit 1972 befindet es sich in Händen der christlichen Missionsgemeinschaft „Jugend mit einer Mission e. V.“ (JMEM), die 1991 eine Außenrenovierung veranlasste. Die lebendige Nutzung als Schulungs- und Lebenszentrum hat junges Publikum und internationales Flair in die historischen Gemäuer gebracht.



Erdgeschosshalle des 17. Jahrhunderts im Schloss
(Foto: BLfD, Michael Forstner)

Karl Gattinger

Spurensuche im Leben eines privilegierten Gastarbeiters

Zum 300. Todesjahr des Eichstätter Hofbaumeisters Jakob Engel

Welsche Bauleute händeringend gesucht

Nach den schwedischen Überfällen auf Eichstätt in den Jahren 1633 und 1634 im Dreißigjährigen Krieg lag ein Großteil der Stadt in Schutt und Asche. Vielen anderen Orten des Hochstifts ging es ähnlich. Domprobst Bernhard von Gemmingen berichtete: „... und ist gewiß in dem ganzen Land nicht der 10. Mann mehr vorhanden.“ Dazu notierte das Kriegsregister exakt die Zerstörungen in der Residenzstadt: „... in welchem erbermlichen brand 444 häuser, 7 kirchen, 2 clöster ... 5 thomherrnhöffe ... und das spittel ist alles verbrynt worden.“ Eichstätt hatte etwa vier Fünftel seines Hausbestandes verloren, und der Wiederaufbau kam nur schleppend in Gang – was neben der zerstörten wirtschaftlichen Kraft auch mangelndem Baupersonal geschuldet war. Als 1660, gute zehn Jahre nach dem Westfälischen Frieden von 1648, der Jesuitenpater Daniel Papebroch die Stadt besuchte, sah er zwar eine fortifikatorisch bereits weiter ausgebaute Willibaldsburg und etliche für einen geordneten Gottesdienst wiederhergestellte Kirchen wie die Schutzengelkirche, ansonsten aber „... mehr den Scheiterhaufen einer

Stadt als eine Stadt.“ Das hiesige Handwerk konnte auch wegen der dezimierten Zahl der Bauhandwerker gar nicht in der Lage sein, die Wiederaufbauleistung zu stemmen. So setzte ein quellenmäßig nicht genau fassbarer Zuzug an „welschen“ Arbeitern, also frühen Gastarbeitern, ein, mit denen man in Süddeutschland bereits seit dem frühen 16. Jahrhundert gute Erfahrungen gemacht hatte. Nicht nur dass diese Bauhandwerker die modisch angesagten architektonischen Entwicklungen von zuerst Renaissance und danach Barock aus ihrer Heimat mitbrachten, sie hatten auch die besseren Mörtelrezepturen. Darüber hinaus waren sie in Bauteams so organisiert, dass sie viele Bauaufgaben gemeinsam realisieren konnten, sofern nicht mit einem Meister der Pauschalbetrag für ein Gebäude ausgehandelt worden war. Ein Meister organisierte den Bau in eigener Regie, stellte die welschen Handwerker an und übergab das Gebäude schließlich „schlüsselfertig“. Die Gewerke arbeiteten Hand in Hand, und die hiesige, oft schwerfällige Trennung nach Zünften war aufgehoben. Die Bischöfe privilegierten deshalb die „fremdländischen“ Handwerker gegenüber den Einheimi-



schen. Dass dabei auch die Leistungsbereitschaft an moderne Diskussionen denken lässt, verdeutlicht eine Passauer Überlieferung von 1587: Die welschen Maurer würden sich „vielmals bei Mondschein zwei und mehr Stunden vor tags ... zur Arbeit schicken und bis zur Nacht derselben abwarten“, während die Einheimischen „auf die Feiertag solches Augenmerk haben, daß sie beim ersten Glockenstreich Kelle und Hammer beiseite legen und nach Hause trachten.“ Dass es dabei mit den ansässigen Handwerkern und ihren Zünften zu Klagen und Konflikten kam, konnte nicht ausbleiben.

„Maister Jacob“ – Aufstieg eines Handwerkers

Vor diesem Szenario muss Jakob Engel, eigentlich Jacomo Angelini, gesehen werden, dessen Todesjahr sich heuer zum 300. Mal jährt. Er war der Baumeister, der Eichstätt vor Gabrieli und Pedetti zu neuem Glanz führte. Die verkohlten Reste der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Stadt wurden unter seiner Ägide zu neuer Pracht geformt. Dabei setzte er mehr auf die nicht mehr ganz zeitgemäßen Dekorationselemente der Renaissance, der er verhaftet blieb, als auf den eigentlich zeitgemäßen Barockstil – wobei in seiner Zeit für diese Unterscheidung noch kein wirklicher Begriff existierte.



Burg Nassenfels, Lkr. Eichstätt mit abgegangenem Kastnerhaus links im Bild;
Oben: Kastnerhaus, oberer Flur (Fotos: BLfD, Kurt Müllerlein, 1923)

Vorbilder, derer er sich bediente, fand er laut der Doktorarbeit von Gabriele Schmid, „Der Eichstätter Hofbaumeister Jakob Engel (1632–1714)“, vor allem in der Schutzengelkirche und in dem durch Elias Holl errichteten Gemmingenbau der Willibaldsburg aus dem ersten Viertel des 17. Jahrhunderts.

Fassbar wird Engel in Eichstätt erstmals 1661 als „hochfürstlicher Schanz und Mauerermeister“. Engel, der niemals Eichstätter Bürger wurde, sondern immer dem Hof steuerpflichtig blieb, kam, wie viele aus den seinerzeitigen Bautrupps, aus Graubünden in der italienischsprachigen Schweiz – genauer aus dem Misoxtal, aus dem Weiler Monticello. In der Taufmatrikel ist sein Geburtstag für den 15. März 1632 verzeichnet. In seiner Familie war das Bauhandwerk wohl Tradition. Auch sein Bruder Karl (Carlo) Engel, mit dem er im Hochstift immer wieder zusammenarbeitete, blieb als gelernter Kunsttischler und späterer Baumeister dem Bauhandwerk treu. Welche Ausbildung Jakob Engel genau genossen hatte und wie und wann er nach Eichstätt kam, ist genauso wenig überliefert, wie seine frühen Eichstätter Projekte und seine dortige Funktion. Seine in einigen Autografen überlieferte Sprache ist im Deutschen zwar etwas ungenau, aber klar – und sie zeigt auch, dass er kaum architektonische Fachtermini verwendete. Die Vermutung liegt nahe, dass er sich durch Talent und Qualifi-

kation vom ausführenden Handwerker zum Baumeister hocharbeitete. Früh, nämlich 1661, ist seine Mitwirkung an Festungsbauten wie den Bastionen der Willibaldsburg oder der Beilngrieser Stadtmauer belegt. Daneben wurde er spätestens ab 1667 zur baulichen Visitation der fürstbischöflichen Gebäude als hochfürstlicher Maurermeister eingesetzt. Überliefert sind Berichte über den baulichen Zustand von Gebäuden, etwa aus dem Oberen Stift um Spalt, Herrieden und Ornau. Fast scheint es, als ginge schon bald nichts mehr im fürstbischöflichen und kirchlichen Bausektor ohne den „Maister Jacob“. Erstmals 1683 wurde er – soweit bekannt – als „hoff Pau Maister“ in Eichstätter Diensten bezeichnet. Mit der Eheschließung ließ er sich Zeit. Erst 1671 heiratete er als 39-jähriger mit Anna Mayer die Tochter eines Augsburger Boten – eine Ehe, die bis zum Tod der Ehefrau 1685 kinderlos blieb.

Baupfusch beim Wiederaufbau nach dem Dreißigjährigen Krieg

Die Bauaufgaben, denen er sich in dieser Zeit stellte, sind kaum zu überblicken. Engel baute fast alles. Für die Kirche Pfarrhöfe, Mesnerhäuser und Dorfschulen. Für die Domherren errichtete er die verbrannten oder überkommenen Höfe in Eichstätt neu – und oft unter Beibehaltung noch brauchbarer Bausubstanz. Daneben waren viele Dorfkirchen neu zu errichten, ihre meist mittelalterli-

chen und quadratischen Türme durch einen dem Zeitgeist entsprechenden, z. B. oktogonalen Aufsatz mit „welscher Haube“, einer Zwiebel, zu modernisieren oder auch die Innenräume der Langhäuser zeitgemäß zu gestalten. Aber auch für das durch den Fürstbischof regierte Hochstift selbst galt es Amtsgebäude und Schlösser instandzuhalten und, wo gewünscht, auch zu erneuern. Die dazu auskunftgebenden Hofkammerprotokolle sind allerdings lückenhaft überliefert, und gerade zu den Repräsentationsbauten lässt sich oft kaum mehr als die am Gebäude befindliche Wappeninschrift, die Bauherrn und Fertigstellungsdatum nennt, finden. Meister Jakob hat aber, soweit die schriftliche Überlieferung reicht, alles gebaut. Darum ist bei der Frage der Zuschreibung davon auszugehen, dass gerade die baugeschichtlich wichtigen Gebäude in seinem Gestaltungsbereich lagen. Für den Westflügel der Eichstätter Residenz ist Engel ausnahmsweise namentlich überliefert; dass er z. B. auch Schloss Hofstetten oder etwa Greding errichtet hat, kann nur insofern vermutet werden, als sie in seine Zeit fallen.

Auch wenn es gelegentlich andere Auftraggeber gab (Engel lieferte z. B. nicht ausgeführte Risse für das Schloss des Grafen von Oettingen-Spielberg), blieb Engel doch zeitlebens der Hofbaumeister der Eichstätter Bischöfe. Unter vieren von ihnen diente er in dieser Funktion: Marquard II. Schenk von Castell (1637–85), Johann Euchar Schenk von Castell (1685–97), Johann Martin von Eyb (1697–1704) und Johann Anton von Katzenellenbogen (1706–25). Dass er durchaus auch als Baugutachter einen Ruf hatte, beweist neben den Gutachten für das Hochstift vor allem ein in herzoglich-bayrischem Auftrag 1702 erstelltes Gutachten für den Schleißheimer Schlossbau, wo er den Bauschaden seines Kollegen Enrico Zuccalli beurteilte.

Da er zeitlebens unzählige Bauprojekte wohl in Tausenden von Reitstunden in zum Teil weit entfernten stiftlichen Gebieten zu betreuen hatte, gab es natürlich gelegentlich auch Anlass zu Kritik. Laut Baubefunden etwa fundamentierte er das Treppenhaus des Hofstetter Jagdschlösses zu schwach, sodass die Treppennittelwand absank und alle angrenzenden Gebäudeteile in



Greding, Lkr. Roth, Schloss (Foto: Diözesanbauamt Eichstätt)



Pfalzpaint, Gde. Walting, Lkr. Eichstätt
(Foto: Diözesanbauamt Eichstätt)

Mitleidenschaft zog. Auch von der Priorin des Klosters Marienburg bei Abenberg ist eine handschriftliche Klage überliefert, da sich noch während der Bauarbeiten ein Gewölbe senkte. Solcher Pfusch, der bei der großen Zahl an Unternehmungen wohl nicht ausbleiben konnte, war möglicherweise auch den ausführenden Handwerkern geschuldet. In der Residenzstadt Eichstätt hatte Engel vielerorts das Glück, die Gebäude von den Fundamenten auf neu hochzuziehen.

Ein Meister des „Baukastenprinzips“

Bevor die beiden Baumeister mit den heute so klingenden Namen, Gabrieli und Pedetti, ihre Tätigkeit aufnahmen, war er es, der Eichstätt ein eigenes Gepräge gab. Die Chance zur Gestaltung einer neuen, zeitgemäßen Residenzstadt nach den Verheerungen durch die Schweden fiel ihm zu und ist heute noch im Stadtbild (etwa Domprobstei, Spital oder Dom-Augustohaus) ablesbar. Durch Gabriele Schmid überzeugend dargelegt, bediente er sich dabei eines Baukastenprinzips aus wenigen Formen und Elementen, die er je nach Bauaufgabe einsetzte. Die Außenfassaden stuckierte er, oder sie wurden je nach Budget auch einfach malerisch in Freskotechnik ausgeführt. Dabei kamen im Regelfall geschosstrennende Gesimsbänder, eine Eckquaderung auf Rustikageschoss und meist polygonale Erker zum Einsatz

sowie Arkadenbögen mit toskanischen Säulen. Die Fenster waren geohrt, mit Brüstungszone und alternierenden Bedachungen von Dreiecks- und Segmentbogengiebeln versehen. Da sich aber nur wenige Entwurfszeichnungen und Pläne erhalten haben, Fassaden teilweise schon im späten 18. Jahrhundert erneuert wurden und auch die großen Renovierungskampagnen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts oftmals die Außenputze beseitigten, muss heute häufig unklar bleiben, wie seine Fassaden im Detail tatsächlich aussahen. Wie die jüngsten Baubefunde am Hofstetter Schloss zeigen, war er neben seinem spärlich zu nennenden Repertoire aber ein ausgewiesener Techniker, der eine optimale Beheizbarkeit der Räume sicherte und darüber hinaus ein sei-



Eichstätt, Hl.-Geist-Spítalkirche
(Foto: Diözesanbauamt Eichstätt)

nerzeit als hochmodern anzusehendes Toilettensystem inklusive Entlüftung verwirklichen konnte. Die unkomplizierte Reproduzierbarkeit seiner noch renaissancehaft anmutenden Entwürfe prädestinierte ihn für die schnelle Erledigung mannigfaltiger Bauaufgaben.

Seine berufliche Karriere manifestierte sich dann auch in seiner zweiten Eheschließung 1686: Er heiratete nämlich mit Maria Walburga Heugel die Witwe eines Eichstätter Hofrates und Schwägerin des Generalvikars, die sechs Kinder mit in die Ehe brachte. Jakobs einziges Kind, Anna Maria Angelika, wurde zwei Jahre später geboren. Das Haus Nr. 10 in der heuti-

gen Marktgasse, das seine Frau mit in die Ehe brachte und in dem sie einen Kramerladen betrieb, ist der einzige fassbare Wohnort Engels in Eichstätt.

Kalkplattendächer – „das beste und beständigste“

Aus heutiger Sicht bleibt Engel gerade auch für die Jurahäuser interessant, sodass ihm der Jurahausverein eigentlich post mortem die Ehrenmitgliedschaft antragen müsste. Zwar versuchte Fürstbischof Johann Euchar Schenk von Castell mit einem Dekret von 1685 die „gewöhnlichen schwehrenden Tachsteine“, die er vermutlich für seine Residenzstadt als zu wenig repräsentativ empfand, aus dieser durch finanzielle Hilfen beim Wiederaufbau zu verbannen. Sein Hofbaumeister arbeitete aber außerhalb der Residenzstadt mit dem Kalkplattendach gerne, wohl auch, weil es weit unter den Kosten eines Ziegeldachs blieb und er es für schneesicherer als dieses befand. Mit einer langen Lebensdauer von 60 Jahren, „das man nichts daran machen derffte“, hielt er es für „das beste und beständigste“. Und so zierte das Kalkplattendach neben dem Jagdschloss Hofstetten auch viele Pfarrhöfe und Schulen, die Engel in seiner Lebenszeit errichten ließ. Ein reichhaltiges Kulturprogramm erinnert in diesem Jahr an den ehemaligen Hofbaumeister, der am 30. November 1714 im Alter von 82 Jahren starb und Eichstätt einen reichen bauhistorischen Schatz zwischen Renaissance und eigentlich verspätetem Frühbarock hinterließ.

Juri-Johannes Leuschner

Wissenschaftliches Symposium zu Jakob Engel (1632–1714)

30. November 2014, 17 Uhr

Spiegelsaal der ehem. fürstbischöflichen Stadtresidenz in Eichstätt, Residenzplatz 1

Programm: Marco Marcacci, San Vittore: *Das Misox – ein Tal zwischen Süden und Norden*; Rembrant Fiedler, BLfD, Bamberg: *Jakob Engel – ein welscher Baumeister des barocken Wiederaufbaus im Hochstift Eichstätt*; Eichstätter Diözesangeschichtsverein e. V.

Anmeldung bis 25. November 2014

unter Tel.: 08421 931423

E-mail: info@eidgv.de

Informationen unter: www.eidgv.de

Fontänen springenden Wassers – Die Untere Grotte der Eremitage Bayreuth

„So gut auch die Gärten bepflanzt sein mögen. Ohne Fontänen springenden Wassers, die ihre Schönheit erst beseehlen, bleiben sie wenig erfreulich“. So formulierte es der französische Architekt Auguste Charles d'Aviler (1653–1701), der in seinen Schriften die Grundsätze des klassischen französischen Barockgartens dargelegt hat. Im Barock, in dem sich die Gartengestaltung zur eigenständigen Kunstform entwickelt hatte, waren Wasserspiele in den ver-

auf vielfältigste Weise ausgeführt: als kleine Räume in Untergeschossen von Schlossanlagen, in freistehenden Nebengebäuden oder an Terrassenstufen. Oft trugen darin versteckt eingebaute Wasserscherze, Installationen, mit denen man ahnungslose Besucher nassspritzen und erschrecken konnte, zur Belustigung der Hofgesellschaft bei. Zu den größten und in ihrer Entstehungszeit herausragenden Grottenanlagen in der deutschen Gartenkunst

ein „einfaches Eremitenleben“ nach – allerdings weniger im Sinne einer religiösen Zurückgezogenheit, als vielmehr in säkularisierter Form, um sich kurzzeitig vom strikten Hofzeremoniell zu erholen. Dazu errichtete man mehrere im Wald verstreut liegende Eremitenhäuschen und von 1715 bis 1719 das vierflügelige Hauptgebäude (heute das sog. „Alte Schloss“) mit Eremitenzellen, einem überkuppelten Grottenraum und einem Innenhof in Form eines Klostersgartens. Die Gesamtgestaltung der Anlage sollte dem kleinen elitären Kreis des Hofes die Vorstellung eines Musensitzes vermitteln – ein Anspruch, der sicherlich auch ganz im Sinne der Markgräfin Wilhelmine, der ältesten Schwester Friedrichs des Großen, war. 1735 übernahm Markgraf Friedrich III. (1711–63) die Regierung in Bayreuth und schenkte die Eremitage noch im selben Jahr am 3. Juli seiner Frau Wilhelmine zu ihrem Geburtstag. Unter ihrer Federführung fanden nun weitere entscheidende Neuerungen statt. Vor allem den Garten westlich des Alten Schlosses ließ man neu gestalten und veränderte und erweiterte ihn in den fast dreißig Jahren bis zum Tod Friedrichs ständig. Dem Aussehen und der Funktion nach entwickelte sich die Eremitage dadurch zu einer repräsentativen Sommerresidenz. Auf dem Gelände wurde unter anderem das Neue Schloss mit dem Oberen Bassin, das Ruinentheater, das Lustschlösschen Monplaisir, die Drachenhöhle und die Untere Grotte errichtet.



Blick auf die Wasserspiele der Unteren Grotten von Nordosten aus gesehen (Foto: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen)

chiedensten Formen und Spielarten ein unverzichtbarer Bestandteil der Gartenanlagen. Sie wurden in Brunnen, Bassins, Kanälen, Kaskaden (die Wasserfälle nachahmen sollten) oder Grottenanlagen umgesetzt. Solche Grotten (von italienisch „grotta“, Höhle) stellten einen besonderen Bezug zur „wilden“, „unberührten“ Natur dar. In der Antike galten sie als Aufenthaltsort chthonischer Gottheiten und Nymphen und fanden ihre architektonische Nachahmung in Form von Nymphäen. Ab der Renaissance wurden Grotten als gartenkünstlerisches Element wiederentdeckt und erlebten v. a. im Barock einen modischen Aufschwung. Künstliche Grotten, als Naturimitation aus Naturstein und Muscheln gestaltet, wurden

gehört die Untere Grotte der Eremitage Bayreuth.

Die Eremitage

Die Entstehungsgeschichte der Bayreuther Eremitage reicht zurück bis an den Anfang des 17. Jahrhunderts. 1616 wurde das etwa 8 km östlich des Stadtkerns der damaligen Residenzstadt Bayreuth gelegene, hügelige und an drei Seiten vom Roten Main umflossene Waldgrundstück bei St. Johannis für den markgräflichen Besitz angekauft. Zunächst war das Gelände unter Markgraf Christian Ernst der höfischen Jagd vorbehalten. Sein Sohn Markgraf Georg Wilhelm (reg. 1712–26) machte es dann zu seinem Rückzugsort, seiner Eremitage. Hier ahmte die Hofgesellschaft

Die Untere Grotte

Im gärtnerisch damals noch unerschlossenen Bereich nordwestlich des Alten Schlosses (Randbezirk am Abhang zum Main hin) entstand ab etwa 1737/40 die sogenannte „Untere Grotte“. Die Ausführung (in der Tradition antiker Nymphäen), für die umfangreiche Erdarbeiten notwendig waren, wurde vom Hofbaumeister Johann Friedrich Grael begonnen und von seinem Nachfolger Joseph Saint-Pierre nach sechs Jahren vollendet. Die Skulpturen schufen die Brüder Johann David und Johann Lorenz Rantz. Ein



Die große Nymphengruppe im Bassin; im Hintergrund das Eremitenhaus des Markgrafen Friedrich (Foto: BLfD, Karl Klebe, 1905)

Reisebericht von Johann Michael Füßel aus dem Jahr 1784 schildert die Wasserspiele: „In der Mitte d[es] Vierecks steht eine Gruppe von neun Seefiguren. Die mittlere und höchste, eine Seenymphe stößt den Hauptstral durch einen an den Mund gehaltenen Becher armsdick zehn bis zwölf Schuh, und aus beyden Brüsten zwei kleinere Stralen gerade in die Höhe. Um sie her spielen vier See-

buben, und neben diesen speyen zwey Wallfische durch die Nasenlöcher vier hohe und enge, und zwey Seehunde weitere Bogen aus offenen Rachen. In den vier Winkeln des Vierecks fallen aus den Rachen von vier Seepferden eben so viel Spiegelwasser.“ Das zentrale Wasserbecken, in dem sich diese Figuren befinden, schließt an seiner Ostseite gerade, an der Westseite halb-

kreisförmig ab. Links und rechts neben einem kleinen runden Podest, das an dieser Stelle in das Bassin vorspringt, führen zwei kleine Treppen ins Wasser hinab. Ein breiter Weg verläuft um das ganze Becken herum, an seiner Süd- und Westseite ist es von Grottenarchitektur gerahmt. Die ältere, Grael zugeschriebene kurze Grottenwestseite ist als einziger Raum gestaltet, der dem zentralen Bassin folgend konkav zurückschwingt. Dieser öffnet sich in drei von kräftigen Pilastern gerahmten Arkadenbögen zum Wasserbecken hin. Darüber, sozusagen auf dem Dach, befindet sich eine Aussichtsterrasse, von der aus man den Wasserspielen zusehen kann. Südlich daneben wird die Architektur an der Ecke von der Treppe hinauf zum Vogelhaus unterbrochen. Die daran anschließende Grotten Südseite nimmt den bogenförmigen Verlauf im Westen auf und leitet dann zur Geraden hin über. Diese Südseitenarchitektur ist bewegter und vielgliedriger gestaltet. Sie ist in sieben Grottenräume und sechs flachere, niedrigere Nischen unterteilt, die einander abwechseln und ebenfalls seitlich von Pilastern gerahmt sind. In den Nischen finden sich muschelförmige Wandbrunnen aus Sandsteinschalen. In der Querachse des Bassins springt der mittlere, etwa doppelt so breite Grottenraum risalitartig hervor. Den oberen Abschluss bilden mehrere Figuren: Von hier aus „speyen 12 Wallfischrachen so große Wasserbogen ins Bassin hinab, daß mehrere Personen neben einander unter ihnen durchgehen können, ohne daß sie von einem Stral berührt werden.“ Über der mittleren Hauptgrotte sitzen zwei Flussgötter, über den Nischen je zwei Delphine, die eine Wappenkartusche mit Pflanzen und Rocailen zwischen ihren Schwänzen halten.

Technische Umsetzung

Für solch prunkvolle Wasserspektakel war viel technisches Können gefragt, und man scheute weder Kosten noch Mühen, um die Anlagen zum Laufen zu bringen: Oft mussten Kanäle und Leitungen über viele Kilometer hinweg verlegt und Pumpwerke, Reservoirs und Antriebsmaschinen gebaut werden, damit die Herrscher das Schauspiel an Ort und Stelle genießen konnten.



Der ältere Wasserturm beim Alten Schloss (sog. „Brunnenhaus am obern Hain“), errichtet um 1718. Im Dachgeschoss das Reservoir, darunter die ehem. Brunnenmeisterwohnung (Foto: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen)

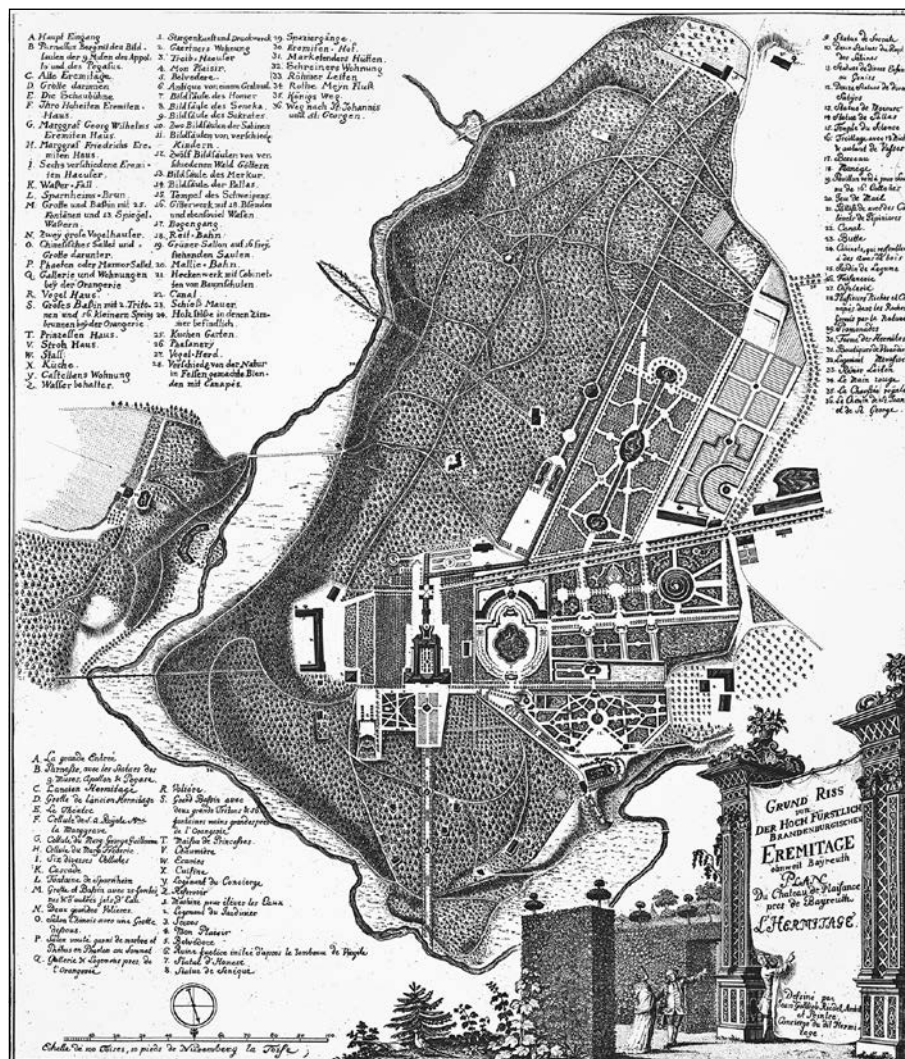
Die Wasserspiele der Eremitage wurden und werden auch heute noch aus mehreren höher gelegenen Quellen auf dem „Kuhberg“ und dem „Pensen“ östlich des Roten Mains gespeist. Von dort leitete man das Wasser über eine aufwendige, 3 km lange Gefälleleitung zu zwei Wassertürmen auf dem Gelände der Eremitage. Die über den Main verlegten Leitungen der Rohrbrücke waren aus Blei, später aus Eisen, die erdverlegten Rohrleitungen aus Holz (Deicheln, die über eiserne Muffen verbunden waren). In den Hochreservoiren der beiden Türme sammelte sich das Wasser und konnte so – ohne Pumpen und allein mit dem natürlichen Wasserdruck – für den zeitlich beschränkten Betrieb genutzt werden. Ursprünglich hatten beide Türme Reservoir aus

Holz, die in etwa 13 m Höhe ca. 50 m³ Wasser fassen konnten. Sie wurden Ende des 19. Jahrhunderts durch Eisenbehälter ersetzt. Unter Markgraf Georg Wilhelm hatte der Wasserturm östlich des Alten Schlosses zur Versorgung der Anlagen ausgereicht. Im Zuge der Gartenerweiterung und der Einrichtung zusätzlicher Wasserspiele unter der Preußenprinzessin um 1750 war ein zweiter Speicher nötig. Die 59 Düsen der Unteren Grotte werden über den älteren Turm (erbaut um 1718) gespeist. Von hier aus wird das Wasser über das Obere Bassin und teils über Spiegel- und Brückenweiher zur Unteren Grotte weitergeleitet, um dann wieder in den Roten Main zu fließen. Seit der Barockzeit ist dieses System funktionsfähig und bis heute im Wesentlichen unverändert.

Vom „stillen Landleben“ Wilhelmines bis heute

„Wir führen hier ein stilles Landleben, das für mich sehr reizvoll ist“, schrieb Wilhelmine am 31. Mai 1732 in einem Brief an ihren Vater über die Eremitage. Die Aus- und Umbauten von 1749 bis 1758 unter Markgräfin Wilhelmine stellten etwas Einzigartiges in der deutschen Gartenkunst dar. Trotz der verwendeten traditionellen barocken Elemente wie Wasserspiele, Laubengänge oder Bosketten entstand kein typischer Barockgarten. Mehr dem Privatleben zugeordnet, war hier im Gegensatz zur Residenz in Bayreuth ein freier Umgang möglich. Die Anlage mehrerer künstlicher Ruinen (ein spezifisches Phänomen der Bayreuther Gartenkunst unter Friedrich und Wilhelmine) sowie unregelmäßiger und bewusst nicht in ein Achsensystem einbezogener Wege hatte nichts mit der zeitgenössischen französischen Gartentradition zu tun. Erst in den englischen Landschaftsgärten ab etwa 1765/70 entwickelten sich diese Elemente zu zentralen Gestaltungsprinzipien. Als Kunstform der „Wildnis“ bilden die Ruinen und damit auch die Untere Grotte einen Übergang zwischen höfisch enger Etikette hin zu einem freieren, „natürlicheren“ Bereich. Die Entfernung vom Schloss, die Abgeschlossenheit inmitten der umgebenden Bäume, die Motive der Meeres- und mythologischen Fabelwesen, die naturhaft organische Oberflächengestaltung aus Sand- und Tuffstein mit ihrer starken Licht-Schattenwirkung – all das steigert diesen Eindruck.

Nach dem Tod Wilhelmines 1758 und des Markgrafen Friedrich 1763 nahm man an der Gartenanlage noch einige, dem jeweiligen Zeitgeschmack entsprechende Veränderungen vor; Teilbereiche wurden verkauft. Den größten Einschnitt brachten die Zerstörungen am Ende des Zweiten Weltkrieges mit sich, von denen vor allem das Neue und das Alte Schloss betroffen waren, die Untere Grotte blieb davon verschont. Nach dem Krieg startete man umfangreiche Wiederherstellungsarbeiten. Die Hauptgebäude wurden wiederaufgebaut, Grundstücke zurückgekauft und verlorene Gartenteile, wie etwa die um 1800 verschüttete Kaskade, ausgegraben und restauriert. So ist der rund 49 ha große Park für Besucher heute weitge-



Historischer Grundriss der Eremitage von Johann Gottlieb Riedel, um 1765 (Norden ist unten). In der Mittelachse das Alte Schloss mit Wasserkaskade nach Norden. Rechts unterhalb davon die Untere Grotte (Plan: Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen)

hend in seinem früheren Erscheinungsbild erlebbar. Wer dort auf den Spuren Wilhelmines lustwandeln will, kann dies ganzjährig und kostenlos tun. Die Wasserspiele sind von Mai bis Oktober stündlich zu bewundern.

Angela Schürzinger

Literatur

Erich Bachmann/Lorenz Seelig: *Eremitage zu Bayreuth. Amtlicher Führer, Neuauflage, Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen*, 79. Auflage, München 1987

Sylvia Habermann: *Bayreuther Gartenkunst. Die Gärten der Markgrafen von Brandenburg-Culmbach im 17. und 18. Jahrhundert*, Diss. TU München, Worms 1980

Wilhelm Ruckdeschel: *Die Wasserkünste der „Eremitage“ bei Bayreuth*, in: *Wasserhistorische Forschungen*, Bd. 2: *Schwerpunkt Montanbereich (in memoriam Dr.-Ing. Martin Schmidt)*, Siegburg 2003, S. 175–195; *Wasser im Barock (Geschichte der Wasserversorgung, Bd. 6)*, hrsg. v. d. Frontinus-Gesellschaft e. V., Mainz am Rhein 2004

Bertel Thorvaldsen und München

Erinnerungen an den vor 170 Jahren verstorbenen berühmten klassizistischen Bildhauer

„Träume ich oder wache ich? Thorvaldsen in München!“ – In gewohnt theatralischer Weise empfing König Ludwig I. von Bayern, auf dem Krankenlager liegend, Bertel Thorvaldsen, den berühmten dänischen Bildhauer, der zu ihm am 14. Februar 1830 ins Zimmer trat. Gleich nach seiner Ankunft in München war dieser, die lange Reise aus Rom hinter sich, in die Residenz geeilt, um seinen königlichen „Freund“ und Gönner zu sehen. „Drømmer jeg, eller er jeg vaagen? Thorvaldsen i München! udbrød kongen“, heißt es in der vierbändigen, äußerst quellenintensiven Thorvaldsen-Biografie von Just Mathias Thiele, dessen Ausgabe in den Jahren 1851 bis 1856 in Kopenhagen verlegt wurde – und man meint die Begeisterung des Biografen förmlich körperlich zu spüren. Thorvaldsen wurde in jenen Tagen von der Gesellschafts-, Geistes- und Kunstwelt als Genie verehrt. Die Herrscherhäuser schickten ihre angehenden Künstler zur Ausbildung nach Rom in seine Werkstatt. Selbst fertige Künstler kamen, um bei ihm zu arbeiten und sich zu vervollkommen – wie Christian Daniel Rauch aus Berlin. Ein halbes Hundert deutsche Bildhauer ließen sich zeitweise von ihm ausbilden. Bei Thorvaldsen trafen sich aber auch die Reichen und Adligen der damaligen Welt, seine Werkstätten waren ein Muss bei einem Rom-Besuch! Man ließ sich vom Meister porträtieren und in Marmor schlagen – an die 180 Büsten sind bekannt. Statuen, Reliefs und Denkmäler wurden bestellt – u. a. für Schiller in Stuttgart und Gutenberg in Mainz, andere für Italien, Polen, Dänemark, England, Griechenland, die Schweiz.



München, St. Michael, Grabmal für Eugène Beauharnais, Herzog von Leuchtenberg (Foto: BLfD, verm. Lis Römmelt, 1945)

Für die Kunstpresse und die Geschichtsschreibung galt es, das Zusammentreffen des Welt- mit dem Künstlerfürsten in München zu inszenieren oder zumindest für die Nachwelt entsprechend kolportieren zu lassen – und deshalb: „Träume ich oder wache ich?“ Natürlich war König Ludwig vor dem geschichtsträchtigen Ereignis in der Münchner Residenz von der Ankunft Thorvaldsens informiert worden, er wusste seit Monaten über dessen Pläne und den jeweiligen Stand der Reise Bescheid. Den Anlass dazu hatte er ja selbst geschaffen, indem er den Auftrag zum Grabmal seines Schwagers Eugène Beauharnais

durch dessen Witwe Gräfin Auguste, an Thorvaldsen über Klenze heimlich lanciert hatte und die Anwesenheit des Künstlers in München bei der Aufdeckung des Monuments verpflichtend festhalten ließ.

Reisen im frühen 19. Jahrhundert

Reisen um 1830 war eine eher unangenehme Sache, vor allem solche Entfernungen wie Rom–München, sodass die Zusage des Bildhauers tatsächlich etwas Besonderes darstellte. Und Thorvaldsen war stark in Anspruch genommen: An dem Tag, als er in München eintraf, wurde im Campo santo von Pisa – wo er unweit davon vorbeigefahren war – das ebenfalls von ihm geschaffene Grabmal für den Augenarzt Vaccà Berlinghieri aufgedeckt, und auch sein Monument für Papst Pius VII., das dann 1831 aufgestellt wurde, wartete auf die Endeinrichtung in der Peterskirche. Thorvaldsen konnte sich seine Auftraggeber und Aufträge aussuchen – und er konnte auch die Entstehungs- und Aufstellungsbedingungen diktieren: „Thorvaldsen in München“ – war deshalb 1830 wirklich ein Grund zum Träumen!

Wenn wir die Reise Rom–München heute unternehmen, bringt uns das Flugzeug in zwei Stunden dorthin, und selbst die Eisenbahn schaukelt uns bequem über Nacht ans Ziel. Vor 184 Jahren war das noch ganz anders: Mit Kutsche und Pferden dauerte das! Am 22. Januar 1830 hatte die Reise in Rom begonnen, am 26. erreichte man Florenz, und nach drei Wochen schließlich, am 14. Februar, kam man in München an. Holprige, schlechte, ungeeignete Straßen, Kies- und Feldwege

mit tiefen Furchen und Schlaglöchern – hier schaukelte es sich ganz anders!

Haben wir nicht alle Wolfgang Amadeus Mozart im Ohr, der 1780 nach der Fahrt mit der Postkutsche von Salzburg nach München seinem Vater klagte: „... er [der Hintern] war ganz schwierig – und vermuthlich feüer Roth – zwey ganze Posten fuhr ich die Hände auf dem Polster gestützt, und den Hintern in lüften haltend“, und Leopold stimmte ihm zu, „dass der Postwagen den armen Arsch erschrecklich zerstösst“. Wolfgang von Goethe, ein paar Jahre später, 1786/87 erstmals in Italien unterwegs – voller Erwartung, so schnell wie möglich voranzukommen – ließ sich nicht einmal über die Abfahrtszeiten der Postkutsche zu nachtschlafenden Zeiten und endlos lange Fahrten aus: War ihm wahrscheinlich literarisch zu plebejisch. Betucht wie er war, konnte er sich häufig auch die Vetturine, ein einsitziges, zweirädriges Fahrzeug mit Pferdegespann und Kutscher leisten. Er klagte dann schon lieber über „elende“, „schlechte Wirtshäuser“, mit denen es eine „tagtägliche Not“ sei. Und auch der vielreisende dänische Märchenschriftsteller Hans Christian Andersen lamentierte in seiner Selbstbiographie über eine Reise nach Italien 1846 über die „mehr malerischen als gemütlichen Wirtshäuser“



München, Wittelsbacher Platz mit Reiterdenkmal für Kurfürst Maximilian I. von Bayern (Foto: BLfD, 1981)



München, Innenraum im kriegsbeschädigten Palais Leuchtenberg am Odeonsplatz mit Relieffries „Einzug Alexanders des Großen in Persepolis“ (Foto: Foto Marburg)

im Apennin. Da fuhr er noch mit der bequemeren Mietkutsche, bei der Rückreise durch Südfrankreich aber, bei glühender Augusthitze, war er auf die „Diligence“, die Postkutsche, angewiesen, über die er sich jämmerlich beklagte: die besten Plätze besetzt, in den hintersten Verschlag verwiesen und dicken Staubwolken ausgesetzt, mit schmutzigen, betrunkenen Matrosen und „Kerlen“ als Reisebegleiter, welche erst mal ihre Stiefel auszogen. Er hatte zu der Zeit längst die Vorzüge der Eisenbahn kennengelernt, die 1835 mit der ersten Verbindung zwischen Nürnberg und Fürth auch in Bayern Einzug gehalten hatte, und in einigen Teilen Frankreichs „dahinflog, als gelte es, mit dem Wilden Heer um die Wette zu rasen“.

Davon konnte 1830 aber noch nicht die Rede sein. Natürlich benutzte der reiche Bildhauer Thorvaldsen einen eigenen Reisewagen, in den sogar ein Geheimfach für Wertsachen eingebaut war, und musste sich nicht nach öffentlichen Abfahrtszeiten richten. Der Künstler war damals aber auch schon 60 Jahre alt und für die Zeit bereits in einem gesegneten Alter. Andererseits kannte man es auch nicht anders. Reisen bedeutete nun mal langen Zeitaufwand, beträchtliche Unkosten, mitunter Gefahr für Leib und Leben und eben viele, viele Strapazen.

Thorvaldsen – Bildhauer und Geschäftsmann in Rom

Dennoch hat Bertel Thorvaldsen in seinem Leben – als Geschäftsmann eben der Notwendigkeit gehorchend – ein halbes Dutzend solcher großer Reisen absolviert, die ihn durch halb Europa führten. Seine erste große Reise, 1796 als Stipendiat der Kopenhagener Kunstakademie, brachte ihn nach Rom, wo er sein Künstler- und Lebensglück machen sollte. Damals segelte er am 29. August in Kopenhagen los, kam am 24. Oktober in Malta, am 1. Februar 1797 in Neapel und schließlich am 8. März in Rom an – das sei hier nur erwähnt, um die zeitliche Dimension einer solchen Reise zu verdeutlichen. Das Romstipendium für angehende Künstler war als Belohnung für vielversprechende Leistungen im Studium und zur Vervollständigung der künstlerischen Fähigkeiten gedacht. Damals erschien es unumgänglich, die Antike direkt vor Ort, also in Rom, zu studieren. Selbst die eigenwillige Französische Akademie vergab solche Rom-Stipendien. Thorvaldsens große Europa-Reise 1819 muss man als Geschäftsreise verbuchen. Damals war er über Mailand, die Schweiz, Stuttgart und Frankfurt nach Kopenhagen und beim Rückweg über Warschau, Krakau und Wien gefahren und hatte überall die Financiers von

Großaufträgen besucht und neue Aufträge akquiriert. Ein halbes Jahr war er damals unterwegs gewesen.

Die Reise nach München im Jahr 1830 war, wie erwähnt, auch den besonderen Bedingungen des Auftrags (beträchtliche Preisreduzierung bei Nichterscheinen!) geschuldet – und der Hartnäckigkeit seines adeligen Verehrers und Mäzens, der München bekanntermaßen zu einem Isar-Athen ausbauen und Werke der bedeutendsten antiken und zeitgenössischen Künstler in seine Mauern holen wollte. Wie gerne hätte König Ludwig den „modernen Phidias“ ganz nach München verpflichtet. Mehrere Male war er selbst in Rom gewesen, hatte sich die Villa Malta, unweit von Thorvaldsens Ateliers, gekauft, diesen, wie berichtet wird, zu Fuß zum Essen abgeholt und in seiner Lieblingsosteria „Stanze di Raffaello“ an der Ripa grande die deutsche Künstlerkolonie um sich geschart. Auf ihn dichtet er die Verse „... großer Däne der bewirkt, was unerreichbar schien, Leben giebst du jeder Marmorsehne, Phidias hehre Kunst ist dir verliehn“. Thorvaldsen aber war in Rom ein selbstständiger Großunternehmer, in dessen Werkstatt zeitweise bis zu 40

Gehilfen und Mitarbeiter beschäftigt waren. In Diensten eines Herrschers – wie z. B. Johann Heinrich Dannecker in Stuttgart oder Gottfried Schadow und Rauch in Berlin – wäre das alles vorbei gewesen: abhängig von einem Potentaten und dessen Launen und Kunstgeschmack – da sagt man, zuvorkommend und freundlich dankend, nein. Ludwig behalf sich damit, dass er auf andere bedeutende Künstler zurückgriff, wie z. B. Christian Daniel Rauch, der die Sitzstatue seines verstorbenen Vaters Max I. Joseph für den Platz vor der Oper schuf, oder den auch bei Thorvaldsen ausgebildeten Ludwig Schwanthaler, der u. a. die Bavaria machen sollte.

Thorvaldsens Aufenthalt in München 1830

Als Thorvaldsen am 14. Februar in München eintraf, waren seine Tage und Abende bereits verplant. Noch am Ankunftsstag war er zur Tafel der Königin geladen, am 19. richtete die Münchner Künstlerschaft ein Fest zu seinen Ehren aus, wozu Akademiedirektor Peter Cornelius selbst Teile der Dekoration entworfen hatte. Am 27. wurde er vom Rector der Universität,

dem bedeutenden Philologen Friedrich Wilhelm Thiersch, in einen ähnlich erlauchten Kreis eingeladen und mit Sonetten geehrt:

„Sey uns begrüßt! Du hast den Hort gefunden / Der seit Apollodor verborgen lag / Und die Natur dem Alterthum verbunden. / Den Winkelmann durch Dämmerlicht gewahret, / Du hast im Werk ihn glänzend offenbaret, / Der reinen Plastik ätherhellen Tag.“

Sicher unendlich stimmungsvoll endete eine Festveranstaltung von Wissenschafts- und Kunstakademie am 4. März im Saal des Odeons, als der König die Gesellschaft zum Ausklang in die beleuchtete Glyptothek bat, um einem im Römersaal gesungenen Loblied auf Thorvaldsen zu lauschen.

Dabei war Thorvaldsen ja zur Einrichtung des Grabmonuments für den Herzog von Leuchtenberg, Stiefsohn Napoleons und Vizekönig von Italien sowie Schwager Ludwigs, nach München gekommen. 1824 hatte er den Auftrag für das Grabmonument erhalten. Das Projekt aber hatte sich durch die Vorgaben Leo von Klenzes, dessen künstlerische Vorstellungen ihm nicht zusagten und die er deshalb zu ändern versuchte, und ein internes Zerwürfnis mit seinem langjährigen Mitarbeiter Pietro Tenerani, länger hingezogen. Letztendlich setzte sich Thorvaldsen jedoch in seiner beharrlichen, sturen Art durch. Die endgültige Gestaltung, den verstorbenen, als Krieger gekennzeichneten Herzog vor der Grabkammer, die Figur der Historia, die seine Taten verzeichnet, und die Genien des Todes und des Lebens, entwarf er selbst. Nur kleine, bedeutungsvolle Gesten und sprechende Attribute verweisen auf den tiefsinnigeren Hintergrund. Am 12. März war die Aufdeckung des Grabmals, welches ein großes Echo in der Kunstpresse hervorrief.

Weitere Arbeiten für München

Die größte Ehrung – wie es bei Thiele heißt – erfuhr Thorvaldsen jedoch durch König Ludwig. Dieser wollte das Prestige seiner noch jungen bayerischen Monarchie und seiner Hauptstadt durch Denkmäler zur ruhmreichen Geschichte des Herrscherhauses heben und erteilte ihm noch während des München-Aufenthalts den Auftrag für eine Reiterstatue Kurfürst



Franz Ludwig Catel: Kronprinz Ludwig in der spanischen Weinschenke zu Rom, 1824. Neben Ludwig sitzt Thorvaldsen (Öl/Lw; Foto: Bayerische Staatsgemäldesammlung, Neue Pinakothek, München)

Maximilians I. von Bayern (1594–1651). Obwohl Thorvaldsen bald zeichnerische und plastische Entwürfe zu dem Monument anfertigte, dauerte die Herstellung des endgültigen Modells bis 1837. Der Guss des Reiterstandbildes durch Johann Baptist Stiglmaier erfolgte aus erbeuteten türkischen Kanonen, und die feierliche Einweihung auf dem Wittelsbacher Platz fand – allerdings ohne Bertel Thorvaldsen – am 12. Oktober 1839 statt. Die Umstände waren für den König durch seine restaurative Politik inzwischen so schwierig geworden, dass er es nicht mehr wagte, die ursprünglich bestellten Reliefs für den Sockel des Denkmals ausführen zu lassen: zwei auf Löwen sitzende männliche Genien, die in der Sprache der Allegorie Herrschertugenden, die „Gerechtigkeit“ und die „Staatsregierung“, symbolisierten. Kurfürst Maximilian verblieb deshalb „... groß durch sich selbst, wie

es dem Kenner genügt ...“ – so Ludwig notgedrungen an Thorvaldsen.

Die sieben Jahre Lieferzeit waren dennoch für Thorvaldsens Verhältnisse eine Rekordzeit, finden sich doch Wartezeiten mit bis zu über zwanzig Jahren. Sein 1808 modellierter und von Kronprinz Ludwig noch im selben Jahr in Marmor bestellter Adonis wurde erst 1831 ausgeliefert. 25 Jahre lang hatte der englische Lord Hope auf seine Skulptur des Jason warten müssen, und der italienische Graf Sommariva erlebte die Auslieferung seines Alexanderfrieses gar nicht mehr. Auch eine bestellte Gipskopie dieses 1812 anlässlich des erwarteten Besuchs Napoleons in Rom für den Quirinalspalast modellierten Frieses für das Leuchtenberg-Palais am Odeonsplatz hatte sich einige Jahre hingezogen und für sehr viel Ärger im Hause Leuchtenberg gesorgt.

Im August 1838 verließ Bertel Thor-

valdsen Rom, um den größten Teil seiner Modelle und Sammlungen nach Kopenhagen zu überführen und dort sein Museum einzurichten – um das sich mehrere Fürstenhäuser in Deutschland beworben hatten. Nach einem erneuten einjährigen Aufenthalt in Rom 1841/42 verließ er dann die Ewige Stadt für immer, kehrte nach Hause zurück und starb am 24. März 1844 während einer Aufführung im dortigen Königlichen Theater. Sein Leichnam wurde in der Frauenkirche beigesetzt, deren plastischen Schmuck, u. a. zwölf Apostel und den berühmten Christus, der die Menschen zu sich bittet, er selbst geliefert hatte. Nach Fertigstellung des Thorvaldsen-Museums im selben Jahr wurde der Sarg in dessen Innenhof überführt. Vier Jahre danach, 1848, dankte König Ludwig I. ab.

Karlheinz Hemmeter

Klappert die Mühle noch am rauschenden Bach?

Ein Sonntagsausflug mit Freunden führt mich aus München heraus Richtung Norden. Schon kurze Zeit später, eingelullt von Wackeldackel und Motorengeräusch, fallen die müde gewordenen Augen zu. Plötzlich ruft es neben mir: „Mühlrad das, Mühlrad das“. „Wie, was, wo?“ Ich schrecke hoch und sehe den zweijährigen Felix neben mir in heller Aufregung und energisch zum linken Seitenfenster zeigen. Dort erblicke ich einen riesenhaften Windradturm. Um auch die Rotorblätter an der Spitze dieses „Technikwunders“ zu sehen, muss ich mir schon deutlich den Hals verdrehen und mit Blick nach oben das Gesicht an die Scheibe pressen. Dann erscheint der landschaftsbherrschende Gigant, dessen Brüder und Schwestern nun schon seit einigen Jahren – und seit der politisch beschlossenen Energiewende noch mehr – zum täglichen Blick aus dem Fenster gehören.

Mühlensuche

Das Rad einer Mühle jedoch, sei es von einer Wind- oder Wassermühle,

welche in den vergangenen Jahrhunderten zuhauf in der Landschaft standen, ist heute nicht mehr so einfach anzutreffen. Mühlensucher/-touristen haben es schwer! Um herauszufinden, wie diese seltenen Exemplare überhaupt ausgesehen haben, geben zum Beispiel Gemäldesammlungen nützliche Hinweise: Die Alte Pinakothek in München zeigt Mühlen im Zwielflicht schönster niederländischer Landschaften, so die „Windmühle auf weiter Ebene“ von Jan Brueghel d. Ä. (1599) oder die Wassermühle von Allaert van Everdingen (1656). Das Germanische Nationalmuseum in Nürnberg stellt die „Drahtziehmühle“ von Albrecht Dürer aus, welche der Meister bei einer Wanderung an der Pegnitz 1494 zeichnete. Etwas weiter östlich, im Museum für Geschichte der Stadt Dresden, hängt die „Alte Schiffmühle an der Elbe im Winter“, ein Gemälde von Karl Julius von Leopold. Die heiße Spur führt in die Welt der Bücher, denn in der Literatur sind Mühlen besonders in Mythen, Dramen und Märchen oft Schauplätze

von Zauberei und allerhand schwarzer Magie: Denkt man nicht sofort an Ottfried Preußlers „Krabat“ und die gruselige Mühle, welche einmal im Jahr Menschenknochen mahlt? Solche Knochenmühlen, wenn auch nicht für menschliche Gebeine, gab es tatsächlich, und das Endprodukt war ein geschätztes Düngemittel.

Windräder

Sucht man den Beginn der Windmühlengeschichte, so ist dieser zeitlich wenig gut zu fassen. Bei den ältesten Exemplaren handelt es sich wohl um die sogenannte Horizontalwindmühle, von denen schon im 7./8. Jahrhundert im iranisch-afghanischen Grenzgebiet berichtet wird. Solche gab es vereinzelt auch in Deutschland wie z. B. in Augsburg oder Nürnberg.

Wo und wer auf die Idee kam, das Windrad senkrecht zu stellen, ist unbekannt, aber sie war bahnbrechend. Besonders Flügelwerke, die sich der Windrichtung anpassen konnten, setzten sich durch. So war es bei der sogenannten Bockwindmühle möglich, die

gesamte Mühle und somit auch die Flügel manuell in den Wind zu drehen. Bei dem namensgebenden Bock handelt es sich um das Stütz- bzw. Fußgestell, in dem der Hausbaum verankert wurde und auf welchem das drehbare Gehäuse mit Satteldach aufsaß. Gedreht werden konnte mithilfe eines Sterzes oder Steerts, einem Balken, der rückseitig am Gehäuse befestigt war. Der weiten Verbreitung im deutschsprachigen Raum wegen bezeichnete sie Jacob Leupold in seinem 1767 posthum erschienenen Band „Theatrum machinarum“ auch als „Teutsche Windmühle“.

Aber es gab noch viele andere Mühlenarten, wie die Pfahlwindmühle, welche, ebenfalls komplett drehbar, anstelle des Bockes einen im Untergrund verankerten Pfahl besaß. Weltweit bekannt ist die Holländerwindmühle, meist ein Achtkantständerbau mit sich nach oben verjüngender, taillierter Silhouette, die in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts als Mahl- und Werkmühle genutzt wurde. Die drehbare Haube bewegte sich seit 1745 mit der genialen Erfindung der patentierten „selfregulating wind machine“ oder „Windrose“ automatisch in den Wind. Bis dahin hatte der Müller noch den Mahlgang unterbrechen müssen und den Sterz selbst gedreht.



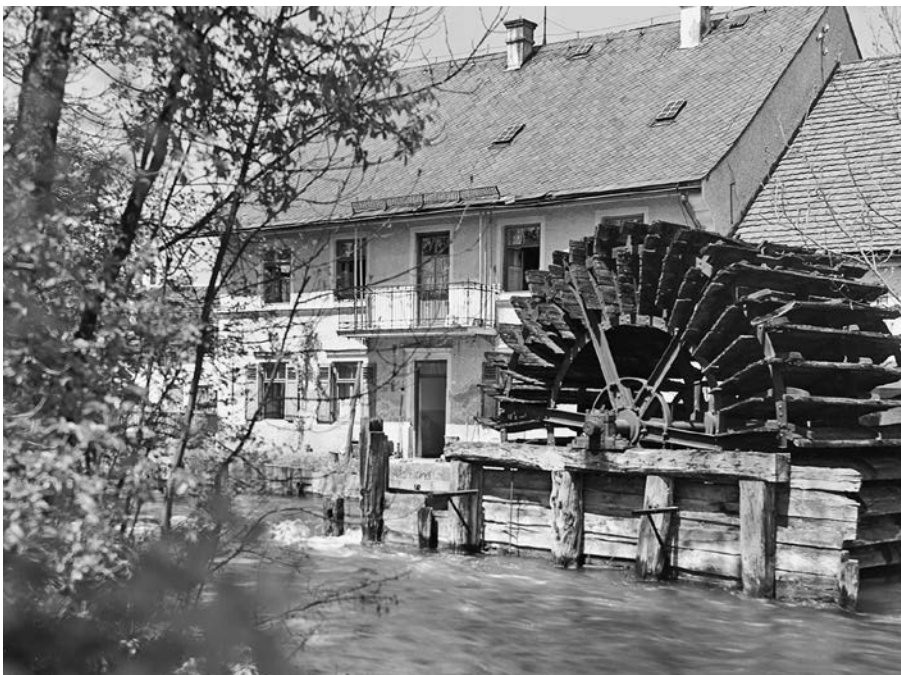
Schiffmühle auf der Urkatasteraufnahme, Stadtblatt Passau P 2 einhalb, 1827 (Bayerische Vermessungsverwaltung, Geodät Eggenbacher)

Wasserräder damals

Der kleine Felix findet historische Windmühlen wahnsinnig spannend, aber leider gibt es diese in Bayern nicht mehr, dafür aber sehr viele Wassermühlen. Wo und wann das wassergetriebene Rad erstmalig zum Einsatz kam, ist auch nicht genau bekannt. Das unterschlägige Wasserrad, wie es von dem berühmten römischen Architekturtheoretiker und Ingenieur Vitruv in seinem 10. Buch „De architectura“ beschrieben wird, ist schon früh in Ägypten, Mesopotamien, China und Indien in Form von Schöpfrädern zur Bewässerung eingesetzt worden.

Dass in unseren Breiten auch in nachrömischer Zeit diese Art des Antriebs genutzt wurde, belegen u. a. die frühmittelalterlichen Mühlen von Dasing, Lkr. Aichach-Friedberg (696 n. Chr.), und Greding-Großhöbing im Schwarzachtal, Lkr. Roth (vgl. S. 107).

Mühlen gab es aber nicht nur am Flussufer, sondern als sogenannte Schiffmühlen auch auf dem Wasser. Die Schiffmühle ist wahrscheinlich eine Erfindung aus der Not heraus: Als Rom um 536 (oder 543) von den Ostgoten angegriffen und belagert wurde, brachten diese auch die Aquädukte und damit die Wasserzufuhr für die Mühlen unter ihre Kontrolle. Der Verteidiger Roms, Feldherr Belisar, hatte die Idee, Kähne mit Mühlenwerken auf den Tiber zu bringen und zu verankern. Die Schiffmühlen wurden an die strömungsintensivsten Stellen gesetzt und konnten so die Wasserenergie stetig effektiv nutzen. Diese einfache und geniale Idee setzte sich auch in der Folgezeit durch. Gefährlich wurde es aber bei Tau- oder Unwettern und im Winter, denn Treibgut oder Hochwasser konnten die Mühlen losreißen. Dies geschah am 13. Januar 1777 bei Magdeburg, als die zugefrorene Elbe aufriss und die treibenden Eismassen die Westerhüser Mühle mitrissen. Die Fahrt ging auf die Magdeburger Strombrücke zu, was das Dach der Mühle nicht überlebte. Eine weitere Mühle wurde touchiert, mitgerissen, und beide trieben gegen eine Großzahl überwinterner Schiffe: 47 Elbkähne, 53 Zoll- und Müllerkähne und weitere acht Schiffmühlen wurden



Reismühle an der Würm, Gde. Gauting, Lkr. Starnberg, Oberbayern, um 1925 (Foto: BLfD, Fotoarchiv)



Jan Brueghel d. Ä., Windmühle auf weiter Ebene, 1599 (Bayerische Staatsgemäldesammlung)

dabei zerstört. Auch in Bayern gab es diese Schiffsmühlen: Auf dem Urkataster-Stadtblatt von Passau aus dem Jahr 1827 liegen sechs, mit viel Liebe fürs Detail gezeichnete Exemplare nebeneinander im Inn.

Wasserräder heute

Im Stadtgebiet von München, fast direkt vor der Nase des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, existiert noch eine Mühle, die ihr Getreide selbst mahlt: die Hofbräuhaus-Kunstmühle. Kunstmühlen gibt es seit der industriellen Revolution. Sie haben ihre Bezeichnung nicht wegen dort stattfindender Happenings oder künstlerischer Installationen, sondern weil in diesen Mühlen allerhand Ingenieurskunst verbaut ist. Das Mühlrad der denkmalgeschützten Mühle wurde im Zuge des U-Bahn-Baus und der Verlegung des Malzmühlbaches 1967 abgebaut. Seitdem bekommt der Walzenstuhl der Kunstmühle seine Energie aus der Steckdose.

Ein großer Teil der Mühlen, welche die Kraft des Wassers nutzen, tun dies – seit der Erfindung von Claude Burdin – mit einer Turbine. Weiterentwickelte und verbesserte Varianten, wie die von James B. Francis, setzten sich ab 1849 durch. In der Folgezeit stieg die Zahl der Mühlen Gründungen in Bayern auf rund 10 000. Auch heutzutage ist Bayern noch das wassermühlenreichste Bundesland – trotz der starken „Mühlen-

schrumpfung“ nach dem Mühlengesetz von 1957, das mit einer finanziellen Prämie winkte, sofern man seine Mühle 30 Jahre lang stilllegte.

„Mühlrad?“, fragt der kleine Felix ängstlich schauend. „Keine Sorge“, meine ich, und wir ändern den Kurs Richtung Osten. Dort, nur wenige Kilometer von der Landeshauptstadt entfernt, in Rechtmehring in der Draxmühle, klappert es noch. Zwar war auch hier in den 1930er-Jahren der Umbau von Wasserrad zu Turbine vorgenommen worden, er wurde aber 2006 rückgängig gemacht. Seitdem



Segmentkranz-Wasserrad in Reinfeld Holstein (Foto: Hartmuth Drews)

betreibt der Hochhauser-Bach wieder ein oberflächliches Wasserrad – jetzt aus Edelstahl.

Will der Mühlensucher die Standorte der zahlreichen denkmalgeschützten Mühlen wissen, findet er diese in der Denkmalliste des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege (Bayerischer Denkmal-Atlas). Dabei handelt es sich meist um privat genutzte Umbauten oder um Mühlenmuseen wie dem Hammerschmiedemuseum in Schwabsoien – dort klappert es zuweilen noch auf Wunsch.

Energiegewinnung

Dass es an vielen Plätzen effizienter wäre, ein Wasserrad nicht nur manchmal, sondern stetig zur Energiegewinnung laufen zu lassen, haben sich einige kluge Köpfe zur Vorlage genommen: Schiffmühlen gibt es zwar nicht mehr, dafür entwickeln Tüftler seit einigen Jahren Flusskraftwerke wie den „river rider“ oder den „energie floater“, welche, wie einst die Schiffmühlen, im Strom verankert liegen und kinetische Energie in elektrischen Strom umsetzen. Ehemalige Mühlenstandorte eignen sich nach wie vor zur Energiegewinnung, fand der norddeutsche Ingenieur Hartmuth Drews heraus, und das sind deutschlandweit um die 20 000. Ein Wasserrad lohnt sich besonders an Plätzen mit kleinen, stark schwankenden Wassermengen. Drews entwickelte ein variabel einsetzbares Rad à la Baukastenprinzip und mit integriertem Generator, das sogenannte „Segmentkranz-Wasserrad“ – ein Beitrag zur möglichen dezentralen Energieentwicklung und umweltschonend noch dazu. Er bekam dafür u. a. den Erfinderpriis des Bundesministeriums für Wirtschaft und Technologie. So ließen sich Standorte dieser altbewährten Technik mit fortschrittlichen Ideen auch in Bayern neu beleben. In diesem Sinne: „Glück zu!“ und Felix: „Augen auf!“

Ina Hofmann

Literatur

Johannes Mager/Günter Meißner/Wolfgang Orf: *Die Kulturgeschichte der Mühlen, Leipzig 1988.*

Otfried Wagenbreth u. a.: *Mühlen. Geschichte der Getreidemühlen, Leipzig 1994.*

<http://www.wasserrad-drews.de>

Die Teichmühle bei Steinwiesen

Eine typische Sägemühle des Frankenwaldes

Der Frankenwald war im späten Mittelalter und in der frühen Neuzeit ein wesentliches Zentrum der Holzverarbeitung in Deutschland. Dies war nur möglich, weil ein Transport der Halbfertig- und Fertigprodukte durch die Flößerei des Frankenwaldes über Main und Rhein bis in die Niederlande erfolgen konnte. Schon im Spätmittelalter wurden auf den Flößen als sogenannte „Oblast“ Drechslerwaren wie Felgen, Speichen, Naben, Pflugräder, Tischfüße, Rohlinge, Holteller und -schüsseln, aber auch Fassdauben und Weinbergpfähle exportiert. Das wichtigste Ausfuhrgut aber waren Bretter. Sie wurden zu Bretterflößen, sogenannten „Stümmeln“, zusammengestellt und verflößt. Um 1800 hatte Schnittholz einen Anteil von 77 % an der gesamten Holzausfuhr des Frankenwaldes. Gesägt wurden die Bretter in den zahlreichen Schneidmühlen. 1348 wird im Rechtsbuch des Bamberger Bischofs Friedrich von Hohenlohe die erste „Segmul“ erwähnt. Die Mühlenkarte von 1742 zeigt bereits 116 Schneidmühlen in der Region, der

Höhepunkt ist etwa um 1870 erreicht, als hier 154 mit Wasserkraft betriebene Mühlen bestanden.

Die Teichmühle bei Steinwiesen

Eine dieser Schneidmühlen ist die Teichmühle an der Rodach bei Steinwiesen im Landkreis Kronach. Sie ist Bestandteil einer Mühlenkette, die noch heute auf einer Länge von zwei Flusskilometern aus fünf Mühlen oder deren Resten besteht. Sie wird erstmals als „Sneydmule bey dem Hader gelegen“ im Kronacher Kastenamtsurbar von 1507 erwähnt – damals bestanden sogar sieben Mühlen bei Steinwiesen. Der Name „Teichmühle“ ist erstmals in einem Urbar von 1625 überliefert. Die kleine Sägemühle besteht wie alle charakteristischen Mühlen des Frankenwaldes aus zwei Gebäuden: dem eigentlichen Sägeschuppen und dem kleinen Wohnhaus des Müllers. Sie wird über einen 200 Meter oberhalb am Teichmühlwehr aus der Rodach ausgeleiteten Mühlgraben betrieben, welcher zur Erzeugung des notwendigen

Gefälles und damit der Energie einen Damm bedingt. Deswegen erscheint die Mühle auf der Mühlgrabenseite als einstöckiges, auf der Flusseite dagegen als zweistöckiges Bauwerk. Die beiden versetzt aneinanderggebauten Baukörper haben ein mit älteren Falzziegeln gedecktes Satteldach. Das Wohngebäude ist massiv verputzt, sein Giebel mit Schiefer verkleidet, der Sägeschuppen dagegen ist eine bretterverschalt Holzhalle. Die Mühlentechnik besteht im Wesentlichen aus dem 1951 eingebauten eisernen Zuppinger-Wasserrad mit 7 PS und dem 1957 installierten Vollgatter, das beim Einbau bereits 80 Betriebsjahre auf dem Buckel hatte und in der Maxhütte Bergen im Chiemgau hergestellt wurde. Sägemühlen waren besonders brandgefährdet, und so nimmt es nicht wunder, dass die Teichmühle allein in den letzten 150 Jahren zweimal abbrannte, zuerst 1881 und dann wieder 1922. Ältere Bauteile sind daher lediglich im Sockelgeschoss erhalten. Nach dem Wiederaufbau von 1922 erhielt die Mühle noch eine tradi-



Teichmühle bei Steinwiesen, Lkr. Kronach, mit Mühlgraben (Foto: BLfD, Michael Forstner)

tionelle Ausstattung mit einem Einfachgatter und einem hölzernen Mühlrad.

Sägemühlen und Flößerei

Der Betrieb der Sägemühlen des Frankenwaldes zeigt zwei Besonderheiten. Zum einen standen die Sägemühlen in einer fast unauflösbaren Symbiose mit der Flößerei. Die Flößer lieferten die „Blöcher“, die für Bretter geeigneten Stammabschnitte auf dem Mühlgraben an, von wo aus sie mit einer wasserkraftbetriebenen Vorrichtung zum Sägegatter gezogen wurden. Der Müller sägte die Bretter mit einer maximalen Tagesleistung von 4 Schock ($4 \times 60 = 240$ Bretter mit Standardmaß

24×240 cm), die Flößer transportierten und verkauften die Bretter in den Absatzgebieten. Die Flößerei war aber wegen des ansonsten zu geringen Wasserstandes auch auf die Mühlwehre als Staueinrichtung angewiesen. Die Mühlen des Frankenwaldes waren in der Regel „Interessentenschneidmühlen“, also genossenschaftliche Einrichtungen mit mehreren Teilhabern. 1857 teilten sich etwa in die zwölf Anteile der Teichmühle 31 Interessenten, die jeweils auf ihre eigene Rechnung Holz sägen lassen konnten. Die Interessenten wählten den Mühlvogt, den Vorstand ihrer Gemeinschaft, und bezahlten den Müller.

Auch die Teichmühle wäre wie die meisten anderen Mühlen des Frankenwaldes dem Mühlensterben zum Opfer gefallen, hätte nicht der Landkreis Kronach 1982 10,5 Anteile aufgekauft, um das technische Denkmal zu erhalten. Heute wird in der Teichmühle durch den „Mühlenverein Rodachtal e. V.“ ein kleines Mühlenmuseum betrieben, in dem man von Zeit zu Zeit das Sägen der Blöcher zu Brettern mit Wasserkraft im alten, aber eindrucksvollen Eisengatter erleben kann (<http://teichmuehle-steinwiesen.byseum.de/de/home>).

Thomas Gunzelmann



Mühlrad



Transmission im sog. Gatterkeller; an der Wand Holzzahnräder zum Antrieb vom Mühlrad her



Wohnraum in der Teichmühle



Schneidehalle (alle Fotos: BLfD, Michael Forstner)

Zwischen Himmel und Herde: Die Kaser im Berchtesgadener Land

Ob Heidi, Hüttengaudi oder Musikantenstadel: Befördert und banalisiert durch die Vermarktungsmechanismen der modernen Freizeit- und Unterhaltungsindustrie ist die populäre Sehnsucht nach der heilen Gegenwelt der Alm bis heute fester Bestandteil unserer Kultur. Mit der Alm und ihren Bewohnern verbindet sich die Idealvorstellung des freien Individuums, das in Abgeschiedenheit, einfacher Lebensweise und Harmonie mit der Natur sein Dasein frei gestaltet. Im Bild des einsamen Bergbauern findet das „Zurück zur Natur“ Rousseaus ebenso sein Spiegelbild wie das Naturgefühl der Romantik und das Bedürfnis des industrialisierten Stadtmenschen nach rustikaler Ursprünglichkeit.

Dem Mythos Alm steht jedoch eine harte Realität gegenüber. Seit Jahrtausenden treiben Bauern im Alpenraum in den Sommermonaten ihr Vieh in die Berge, um die eigenen, begrenzten Weidemöglichkeiten im Tal saisonal zu erweitern. In Bayern waren (und sind) es meist Frauen, die Sennerinnen, die allein oder mit Unterstützung des Hütebuben den Stall misteten, die Kühe molken und die Milch verarbeiteten. Zwar bot die Alm Freiheiten, die im streng hierarchischen Sozialgefüge des Talhofes undenkbar waren; durch schwere Arbeit und existenzielle Gefahren der alpinen Umgebung waren diese Freiheiten aber hart erkaufft.

Architektonische Grundform

Die aus dem Mangel geborene, rein ökonomisch motivierte Wirtschaftsform der Alm spiegelt sich in ihrer charakteristischen, auf äußerster Effizienz und Funktionalität beruhenden Architektur.

Zentrum des Lebensraums Alm im Berchtesgadener Land war (und ist) der Kaser, Wohnhaus und Stall in einem. Bautechnik und Materialien der Kaser sind erstaunlich einheitlich und unterscheiden sich nicht wesentlich von denen im übrigen Alpenraum: Ein eingeschossiger Blockbau aus Holz sitzt auf einem niedrigen, aus Bruchsteinen gefügten, rechteckigen Sockel, der den Oberbau vor Fäulnis



Königsbergalm auf 1570 bis 1620 m Höhe südöstlich unterm Jenner mit Blick auf das Watzmanngebirge; drei Kaser sind hier als Einzelbaudenkmäler in die Denkmalliste eingetragen, darunter der sog. Grafenkaser, ein Rundumkaser des 17./18. Jh. (Foto: BLfD, Lena Stephanie Becker)

und Feuchtigkeit schützt. Gleiches gilt für die Verkleidung der Fassaden mit Holzschindeln. Ein flach geneigtes Satteldach überdeckt das Innere.



Fischunkelalm am Obersee (Kaser um 1840) auf 615 m Höhe. Die höchst gelegenen, noch heute erhaltenen Kaser, darunter drei Einzelbaudenkmäler des 18./19. Jh., stehen auf der Gotzenalm auf 1685 m Höhe ebenfalls im Hagengebirge (Foto: BLfD, Lena Stephanie Becker)

Die Erscheinung der Außenwände wird von den langen Zügen der horizontal gelegten Stämme bestimmt, die, zu Blockkränzen gefügt, an den Ecken meist überkämmt werden. So entstehen die typischen Ecksituationen mit ihren vorstoßenden Balkenenden, welche die Seiten der Außenwände akzentuieren. Bisweilen lässt das Äußere auch auf die Binnengliederung schließen – und zwar dort, wo sich die Balkenköpfe der Innenwände durch Vorstoß als vertikale Linien abzeichnen.

Das Satteldach lastet auf wenigen, mächtigen Pfetten. Lange, schmale Holzschindeln, die nicht genagelt, sondern mit Holzstangen und Steinen fixiert sind, bilden die Dachhaut. Es ist dieses sogenannte Legschilddach, welches das Bild des Kasers maßgeblich prägt.

Der pragmatische Charakter des Kasers spiegelt sich in der bemerkenswerten Tatsache, dass die Fassaden fast vollständig auf Bauornamente verzichten. Selbst die für unser Auge so typischen profilierten Pfettenbrettchen gehen wohl erst spät als historistische Adaption in die Kaserarchitektur ein. Selten, vor allem an älteren Kasern, finden sich unheilabwehrende Ritz-

zeichen, häufiger hingegen Inschriften an der Firstpfette. Sie bezeichnen in der Regel das Baujahr und die Initialen des Erbauers.

Konstruktion und Erscheinung der Kaser blieben – vergleicht man die allgemeine Architekturentwicklung – über die Jahrhunderte vergleichsweise konstant. Man war offenbar schon sehr frühzeitig bei einer Form angelangt, die funktionale Erfordernisse und beschränkte Ressourcen miteinander versöhnte. Gleichwohl lässt sich eine bautypologische Entwicklung verfolgen, die für das Berchtesgadener Land kennzeichnend und im Alpenraum einmalig ist.

Vom Hüttl zum Rundumkaser

Der Kaser hat zwei hauptsächliche Funktionen: Er bietet Schutz für den Menschen und Schutz für das Vieh. Diese grundlegende funktionale Scheidung in Wohnraum und Stall war aber nicht von Beginn an gegeben. Ursprünglich lebte man in einem simplen, fensterlosen Einraumgebäude, dem „Hüttl“. Es war aus Rundhölzern geformt und verfügte über ein Lager und eine Feuerstelle. Später begann man, das Dach an den Traufseiten zu verlängern („abzuschleppen“) und den Dachvorstand an den Giebelseiten zu vergrößern. So entstand ein eingezäunter Unterstand für das Vieh, der sich wie ein Mantel um das Hüttl legte.

Von dieser Zwischenform zu einem geschlossenen Stall, dem „Umadamstall“, war es nur noch ein kurzer Schritt; das Hüttl wurde zum Kerngebäude, dem „Kaserstöckl“. Einige Exemplare des sogenannten Rundumkasers blieben bis heute erhalten.

Der heute im Berchtesgadener Land am weitesten verbreitete Kasertypus stammt in der Regel aus dem 19. Jahrhundert. Hier werden im Gegensatz zum Rundumkaser nun Stall und Wohnbereich hintereinandergeschaltet.

Nicht nur der Grundriss, auch Material und Bearbeitungstechniken ändern sich im Laufe der Jahrhunderte kaum; eine der wenigen relevanten Veränderungen in der langen Geschichte des Kasers war etwa der Wechsel von weitgehend unbearbeiteten Rundhölzern zu vierseitigen Kant-hölzern.



Bindalm auf ca. 1110 m Höhe an der Hirschbichlstraße im Klausbachtal mit Blick auf das Mühlsturzhorn (Foto: BLfD, Lena Stephanie Becker)

Auch diese Konstanz liegt an den spezifischen Bedingungen des Standorts. Massive Steinbauten sind sehr selten; sie wären zu aufwendig gewesen. Alternative Baustoffe (wie Ziegel) hätten erst mühsam auf den Berg transportiert werden müssen, während durch die Einforstung der Almsiedlungen stets ausreichend Holz zur Verfügung stand.

Doppelkaser und Almdörfer

Die früheste urkundliche Erwähnung der Almen im Berchtesgadener Land stammt aus dem späten 8. Jahrhundert, das älteste Bauholz verfallener Kaser im Steinernen Meer datiert dendrochronologisch in die Zeit um 1340 n. Chr. Das erste Berchtesgadener Almverzeichnis von 1497 listet 51 Almen. Seitdem verlief die Entwicklung nicht konstant, Intensität und Art der Bewirtschaftung waren starken Wechseln unterworfen.

Bis weit ins 19. Jahrhundert gruppieren sich auf den meisten Almen des Berchtesgadener Landes mehrere Kaser zu kleinen Dörfern. Im Gegensatz zu anderen Regionen der Alpen, in denen eine Dorfgemeinschaft im Tal eine Alm als gemeinsame Allmende nutzt oder als Genossenschaft einem oder mehreren Pächtern zur Nutzung übergibt,

handelt es sich bei den hiesigen Almen überwiegend um Berechtigungsalmen meist auf Staatsgrund, die als Gemeinschafts- oder Einzelalm geführt werden; seltener sind Eigentumsalmen. So kamen im Jahr 1461 insgesamt 137 Anteile auf 43 Almen, die wiederum von 104 Bauern bewirtschaftet wurden. Bis um 1830 stieg die Zahl der Almbauern auf 176, die der Almanteile auf 400. Im Jahr 2013 gab es im Berchtesgadener Land 55 Almen und 86 Almbauern, womit heute in etwa wieder so viele Almen bestoßen werden wie im Spätmittelalter und der Nachkriegszeit. Die Differenz zwischen Almen, Almbauern und Almanteilen ist auch darauf zurückzuführen, dass sich die Almen auf verschiedenen Geländeneiveaus befinden, die zu unterschiedlichen Zeiten bewirtschaftet werden; man unterscheidet je nach Höhenlage sogenannte Nieder-, Mittel- und Hochleger.

Almanteile und damit auch die Kaser wurden (und werden) also individuell genutzt. Diese Aufteilung führte zu einer ungewöhnlichen Bauform, dem sogenannten Doppelkaser. Hier bewohnen zwei Almbauern einen Kaser gemeinsam, dessen Nutzung aber – bei spiegelbildlicher Aufteilung im Inneren – strikt getrennt bleibt.

Noch heute erkennt man einen Doppelkaser schon von außen an der bisweilen unterschiedlichen Erscheinung der beiden Haushälften.

Kaser im Verfall

Die Aufteilung vieler Almen auf unterschiedliche Besitzer hatte zur Folge, dass nicht nur zwei Hälften eines Doppelkasers, sondern auch die verschiedenen Kaser einer Alm durchaus unterschiedliche Entwicklung nehmen konnten. So verfallen und verschwinden spätestens seit dem Ende der almwirtschaftlichen Blütezeit um die Mitte des 19. Jahrhunderts zahlreiche Kaser, während benachbarte Kaser erhalten bleiben.

Die Fundamente dieser untergegangenen Gebäude sind an etlichen Stellen bis heute zu verfolgen. So lassen sich etwa auf der Unteren Schwarzbachalm beim Taubensee anhand der alten bayerischen Katasterpläne des 19. Jahrhunderts nicht nur die Reste der alten, grundstücksbegrenzenden Steinwälle wiederfinden. Im Gelände liegen zudem die rechteckigen Steinsockelreste der verfallenen Kaser. Die verschiedenen räumlichen Situationen des Almdorfs lassen sich damit gut rekonstruieren.

Die Alm als Denkmal

Die traditionelle Kulturlandschaft der Almen hat sich durch die landwirtschaftliche Technisierung, sinkende Nahrungsmittelpreise und die touristische Erschließung der Berge spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts grundlegend verändert. Diese strukturellen Veränderungen wirkten (und wirken) sich notwendigerweise auch auf die deutschlandweit einmalige Denkmalgattung der Kaser aus.

In den letzten Jahren wurden im Zuge der Nachqualifizierung der Bayerischen Denkmalliste die erfassten, denkmalgeschützten Almgebäude einer Revision unterzogen. Das Ergebnis war in hohem Maße positiv, was angesichts des genannten Wandels durchaus überrascht: Die Bausubstanz fast aller seit den 1970er Jahren verzeichneten Kaser und Wohnstallhäuser in den bayerischen Alpen blieb erhalten, einige der Denkmalpflege bislang unbekannte Gebäude konnten sogar nachgetragen werden. Hier kommt offenbar noch heute jene bauhistorische Konstanz zum Tragen, die in der spezifischen naturräumlichen Situation dieser Gebäudegattung begründet liegt. Die Eigentümer führen Reparaturen, die angesichts der alpinen Witterungsbedingungen

unumgänglich sind, damals wie heute mit den verfügbaren Materialien durch; dabei bedient man sich oft genug der traditionellen Kenntnisse und Techniken. Orts- und gattungsfremde Baustoffe sind glücklicherweise selten, alte Bauteile werden, wenn möglich, wiederverwendet. Aber nicht nur ökonomische Vorteile dieser Strategie, vor allem das hohe Bewusstsein der Eigentümer für den kulturellen Wert der einmaligen historischen Gebäude fördern den Erhalt der Baudenkmäler wesentlich. Und so trifft man nicht selten bei Wanderungen durch die Berchtesgadener Alpen auf Kaser, in denen während der Sommermonate Sennerinnen wohnen und wie vor Hunderten von Jahren die Alm und das Vieh pflegen.

Lena Stephanie Becker
und Andreas Grüner

Literatur

Paul Werner (Hrsg.): *Bäuerliche Baukultur im Berchtesgadener Land. Dokumentation eines Landkreises, Berchtesgaden* 1998

Das höchste Leben. Almwirtschaft im Berchtesgadener Land, hrsg. von der Nationalparkverwaltung Berchtesgaden, Berchtesgaden 2004

Almatlas / Alpatlas / Atlante delle malghe, hrsg. v. der Arbeitsgemeinschaft Alpländer ARGE ALP, Lana (Südtirol) 2013



Links oben: Doppelkaser der Klingeralm (bezeichnet 1846) auf ca. 920 m Höhe südlich unterm Grünstein im Watzmanngebirge

Oben: Der sog. Wölfkaser (bezeichnet 1863) auf der Moosenalm im Lattengebirge auf ca. 1400 m Höhe zählt zu den letzten erhaltenen Rundumkasern

Links: Sog. Schiedkaser (um 1686), der letzte erhaltene offene Rundumkaser, den man von der Feldalm am Funtensee auf die Bindalm im Klausbachtal translozierte (Fotos: BLfD, Lena Stephanie Becker)

Bergbaufolgelandschaft als Teil der Kulturlandschaft

Historische Ressourcennutzungen am Brentenberg und Dillberg

Wie alles begann

Etwa 35 km südöstlich von Nürnberg liegt der Doppelberg Brentenberg (Mittelfranken) und Dillberg (Oberpfalz) – beide sind durch einen schmalen Berg Rücken miteinander verbunden. An der südwestlichen Bergflanke des Brentenbergs wurde 1953 der berühmte bronzezeitliche Goldkegel von Ezelsdorf-Buch gefunden. Nach immer wiederkehrenden Streitigkeiten über die genaue Lage des Fundplatzes wurde durch eine salo-

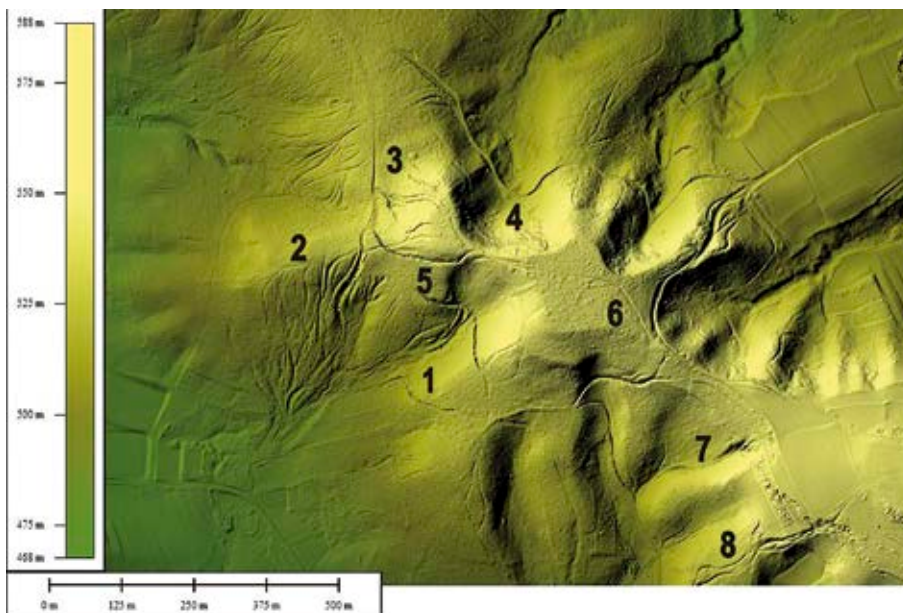
monische Entscheidung im Juli 2012 genau auf der Gemeindegrenze zwischen Burgthann (Lkr. Nürnberger Land) und Postbauer-Heng (Lkr. Neumarkt i. d. OPf.) ein Goldkegel-Denkmal der Öffentlichkeit übergeben. Damit scheint nun der Streit über den möglichen Fundplatz beigelegt zu sein.

Inzwischen wird der Doppelberg weiter erforscht: Auslöser war ein kleiner Bergrutsch im Jahr 2006, der in einem Waldgrundstück auf der Nord-

westflanke des Brentenbergs den Rest eines Prospektionsstollens freilegte. Presseberichte riefen Höhlenforscher auf den Plan, die diesen weiter erkunden wollten. Seit 2011 wird nun unter Federführung des BLfD das Forschungsprojekt Brentenberg-Dillberg mit Unterstützung der beiden Gemeinden durchgeführt. Stellvertretend sei an dieser Stelle Bürgermeister Mayer (Burgthann) und Bürgermeister Kratzer (Postbauer-Heng) recht herzlich gedankt. Unterstützt wird die Forschung und Dokumentation vor Ort durch die Höhlenforscher des DAV Erlangen, Jutta und Stefan Uhl (Vermessung, Nürnberg), Bernd Mayer (Geologe, Schwarzenbruck), Thomas Heerdegen (Historiker, Erlangen), den Eigentümer des Prospektionsstollens, Herbert Mayer (Organisation, Burgthann), sowie Herrn Göring (Ezelsdorf) als einer der Eigentümer eines Hohlweges. Das außerordentliche Engagement aller Beteiligten soll an dieser Stelle ausdrücklich hervorgehoben werden.

Bisherige Fundstellen – Explorationsstollen und Hohlwege

Ausgehend von den Befundungen auf dem ALS und dank verschiedener Informationen ortsansässiger Bürger konnten zwischenzeitlich mehrere Bau- und Bodendenkmäler teildokumentiert werden. Maßgeblich wurde dabei auch auf die Archivalienforschungen des Oberlehrers Hans Werner Bezug genommen, der in den 1920/30er Jahren zahlreiche Berichte über den ehemaligen Bergbau am Brentenberg in den sog. Reichswaldblättern veröffentlichte. Heute zeigt sich, dass der Doppelberg zahlreiche historische und landschaftsprägende Elemente aufzuweisen hat: So überziehen alte Hohlwege (mitunter auch regelrechte Hohlwegfächer) die Flanken und Rücken beider Berge. Einige von ihnen sind bis zu 9 m tief eingegraben, manche wurden im Lauf der Zeit stark verbreitert, um mehr Platz für die größer gewordenen Fuhrwerke zu schaffen. Mit Moos überwucherte Schrämmspuren an den Flanken der Wege geben heute noch Zeugnis dieser



Airborn-Laserscan vom Brentenberg (Mittelfranken) und Dillberg (Oberpfalz). 1 Fundstelle des Goldkegels von Ezelsdorf-Buch 1953; 2 Hohlwegefächer an der Westflanke des Brentenbergs; 3–4 Abraumhalden weiterer Prospektionsstollen an den Nordflanken des Brentenbergs; 5 Loite (?); 6 Hügelstrukturen (Kohlemeiler, evtl. Grabhügel?); 7 Hohlwege; 8 Silbersandhöhlen mit Wegeführungen am Dillberg (Geodaten: Bayer. Landesamt für Vermessung und Geoinformation)



Exkursion beim Goldkegel-Denkmal (Foto: Bernd Mayer, Schwarzenbruck)



Dillberg. Der anthropogen veränderte Hohlweg führt zu den Silbersandhöhlen (Foto: BLfD, Bernhard Häck)



Exkursionsteilnehmer bei einer der Hohlwegeführungen (Foto: Bernd Mayer, Schwarzenbruck)

anthropogenen Hohlwegveränderungen. Allerdings ist meist nicht mehr klar ersichtlich, woher die Hohlwege kommen und wohin sie führen, da die gebündelten Ausgangs- und Endpunkte derartiger Wegeführungen heute oft baulich überprägt sind. Einige lassen sich jedoch bestimmten Wirtschaftsperiode zuordnen: So führen die Hohlwege am westlichen Dillberg unmittelbar an den Silbersandhöhlen vorbei.

Während die Erzschichten am Brentenberg nach der Sondierung durch Explorationsstollen als nicht abbauwürdig eingeschätzt wurden (s. u.), erwiesen sich die Schichten des Oberen Doggersandsteins nur wenige Meter unterhalb des Dillbergplateaus als ergiebiger. Der als Scheuersand für Holzböden, zur Reinigung von metallenen Haushaltswaren und später auch für Gussformen genutzte Silbersand wurde in großem Stile in den sog. Silbersandhöhlen an

der oberen südwestlichen Dillbergflanke abgebaut. Entlang der Höhenlage von etwa 560 m ü. NN wurde der Silbersand vermutlich bereits seit dem ausgehenden Mittelalter, sicher aber seit der Neuzeit bis um den Ersten Weltkrieg über zahlreiche in den Untergrund eingegrabene Höhlen gewonnen. Derzeit sind etwa 20 bis 30 derartige Höhlen unterschiedlicher Kubatur bekannt, die sich wie Perlen an einer Schnur nebeneinanderreihen. Ein großer Teil ist freilich plombiert. Die Silbersandhöhlen wurden mitunter durch die Grundstückseigentümer in Eigenregie angelegt und ausgebeutet, wie die wenigen verfügbaren Archivalien bisher belegen. Meist geht nur eine einzelne Streckenführung annähernd senkrecht in den Berg und kann sich verzweigen. Bei den größeren Abbaustrecken gehen mehrere Seitenvortriebe vom Hauptstrang ab, dabei können stärkere Wand-

partien oder gar Pfeiler zur statischen Sicherung stehen gelassen werden. Manchmal berühren sich verschiedene Abbaue, was im weiteren Verlauf zu einer Richtungskorrektur führte. Manche Abbaustrecken wurden recht schnell wieder aufgegeben, meist dann, wenn zu starke Eisenanreicherungen innerhalb des Doggersandsteins die Qualität des Silbersandes beeinträchtigten.

Der abgebaute Silbersand wurde auf Fuhrwerke vor den Höhlen verladen, wo sich noch heute eine breit angelegte Wegeführung mit Kehrwende im Gelände abzeichnet. Über die Hohlwege, die über den Brenten- und Dillberg führen, wurde der Sand weiter verhandelt oder sogar zum Ludwigskanal transportiert und von dort aus weiter verschifft. Zwei dieser hallenartigen Untertageabbauhöhlen sind heute noch gut erhalten und für die Öffentlichkeit zugänglich.

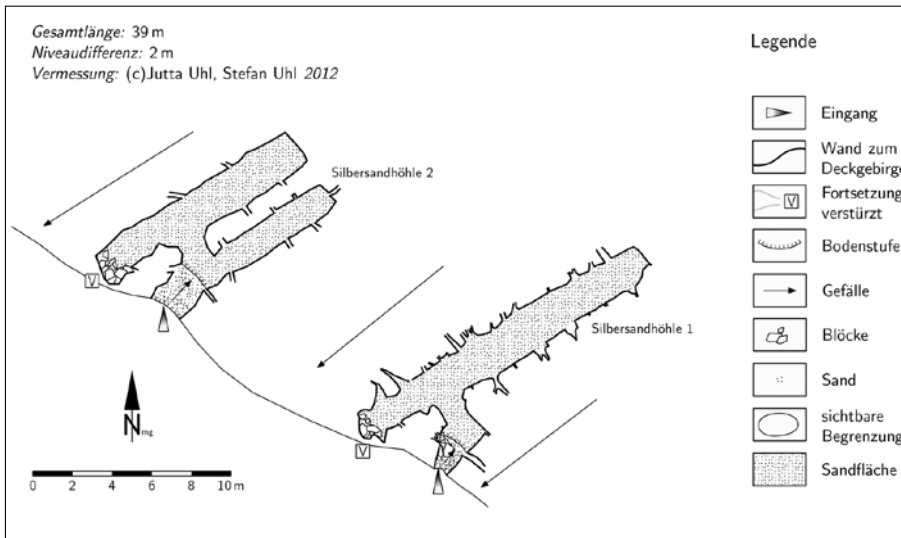
Loiten, Kohlemeiler und Silbersandhöhlen

Bei weiteren Geländefurchen, die gewunden die Bergflanken überziehen, handelt es sich um sog. Loiten, auch Riese genannt. Die zur Holzabfuhr angelegten Rinnen werden heute gern von Mountainbikern befahren und durch Sprungschancen „bereichert“, die das Gelände ummodellieren, die Bodenschichten freilegen und diese dadurch einer permanenten Erosion aussetzen.

Zeugnisse der intensiven historischen Holzwirtschaft zeigen sich aber auch auf dem Plateau des Brentenbergs: Hier sind in den gleichmäßig runden Erhebungen wohl noch die Meilerplätze zu erkennen, wo Köhler Holzkohle her-



Die mitunter weiträumig ausgeschlagenen Silbersandhöhlen am Dillberg (Foto: BLfD, Bernhard Häck)



Vermessung zweier Silbersandhöhlen (Vermessung: Jutta und Stefan Uhl, Erlangen)

stellten. Verschiedene Quellen berichten über die Holznutzung, so etwa dass 1587 und dann wieder ab 1622 großer Holzbedarf bestand, weshalb sich der „Nürnberger Rat entschloss, aus den sehr entlegenen und schwer anzufahrenden Gruber Waldungen Holz anzukaufen“. Vom Geißtalholz wird berichtet, dass „innerhalb von sieben Jahren [...] der größte Teil des 350 Morgen umfassenden Waldes eingeschlagen und das Holz nach Altdorf gebracht [wurde].“ Das Holz der Umgebung reichte jedoch nicht aus, denn „zu gewaltig war der Bedarf an Bauholz für Bürgerhäuser, Brücken und Wehranlagen, unvorstellbar der Verbrauch an Brennholz, außerdem brauchten die mannigfachen Handwerksbetriebe Holzkohle und Werkholz.“ (aus: Heimatbuch).

Eine andere Art der Nutzung von Ressourcen zeigt sich an der Nordwestflanke des Brentenbergs. Wie eingangs berichtet, legte hier ein kleiner Berggrutsch 2006 vorübergehend einen Explorationsstollen frei. Das nur etwa 9 m lange, 1,80 m hohe und bis zu 1,75 m breite, trapezförmig aus dem Felsen geschlagene Stollenrelikt war, wie Archivalien berichten, 1692 auf der Suche nach abbauwürdigem Erz als Prospektionsstollen angelegt worden. Leider erwies sich die Ausbeute als so gering, dass sich ein umfangreicher Abbau nicht lohnte. Die eigens zur Finanzierung gegründete Gesellschaft konnte keinen Taler an Rendite erwirtschaften und ging daher pleite. Weitere, heute nicht mehr zugängliche Stollenrelikte unbekanntem Ausmaßes

befinden sich an den Bergflanken der näheren Umgebung – markiert durch die plombierten Stollenmundlöcher und die Abraumhalden im Vorfeld der Bergöffnungen.

Insgesamt zeigt sich, dass der Brentenberg und der Dillberg eine intensive, seit dem Mittelalter bis in das frühe 20. Jahrhundert hinein reichende Ressourcennutzung erfahren haben.

Öffentlichkeitsarbeit

Seit 1989 besteht zwischen den beiden Gemeinden Burgthann und Châteauposac (Frankreich) eine enge Partnerschaft, die mit regem Informationsaustausch und alljährlichen gegenseitigen Besuchen die länderübergreifende Freundschaft intensivieren



Stollenquerschnitt des Explorationsstollens von 1692 an der Nordwestflanke des Brentenbergs (Foto: Bernd Mayer, Schwarzenbruck).



Verschüttete Stollenmundlöcher auf der Nordflanke des Brentenbergs (Foto: BLfD, Bernhard Häck)

und fördern will. Unter der Federführung von Dr. Joachim Wenning und Heike Bäumler wurde für den diesjährigen Besuch der französischen Partnergemeinde ein Wochenprogramm entworfen, bei dem den französischen Freunden auch das Forschungsprojekt Brentenberg-Dillberg und das in ihm sichtbar werdende historische Erbe erstmals gezeigt wurde. Öffentliche Vorträge und Exkursionen zu dem Doppelberg mit seinen verschiedenen Denkmälergattungen sowie die Präsentation eines zweisprachigen Flyers rundeten den Besuch ab.

Bernhard Häck

PASSION DENKMAL

Tag des offenen Denkmals in Bayern

Ohne Denkmäler kein Boden unter den Füßen

Auftaktveranstaltung am 13. September – Besucherrekord am 14. September 2014

Mit Blasmusik und Fahnenabordnung begrüßte der Markt Thierhaupten die Ehrengäste der Auftaktveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals im Hof des ehemaligen Klosters Thierhaupten. Die Dienststelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in Thierhaupten stand mit der Auftaktveranstaltung bereits einen Tag vor dem Tag des offenen Denkmals im Fokus.

Ohne Denkmäler kein Boden unter den Füßen

In der Südscheune des einstigen Benediktinerklosters fand nach der eindrucksvollen Begrüßung der Festakt zum Tag des offenen Denkmals statt. Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil begrüßte die Ehrengäste, zu denen neben dem Festredner, Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle, der Bezirkstagspräsident von Schwaben, Jürgen Reichert, Schwabens Regierungsvizepräsident Josef Gediga, der Augsburger Landrat Martin Sailer und der Thierhauptener Bürgermeister Toni Brugger gehörten. Musikalisch umrahmt wurde der Festakt von der „Schwäbischen Franzosamusik“, die



Auftaktveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals im ehem. Kloster Thierhaupten. Erste Reihe von links: Toni Brugger, Bürgermeister von Thierhaupten, Jürgen Reichert, Bezirkstagspräsident von Schwaben, Wolfgang Fackler, MdL, CSU-Fraktionsvorsitzender von Donauwörth, Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle, Georg Schmid, Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Generalkonservator des BLfD sowie Mitglieder des Altbayerisch-schwäbischen Gauverbandes (Foto: BLfD, Rolf Mönnich)

mit ihren beschwingten Melodien eine heitere Stimmung in die Südscheune spielte.

Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle unterstrich in seiner Rede, dass Kulturpolitik nicht mit den Sonntagsreden aufhören dürfe, sondern dass den Worten Taten folgen müssten. Mit

eindringlichen Worten warb er darum, den Denkmälern in Bayern die notwendige Wertschätzung zu geben: „Wenn Sie sich Ihr Dorf ohne seine Denkmäler vorstellen, dann zieht es Ihnen den Boden unter den Füßen weg!“, so Ludwig Spaenle. Er würdigte die engagierte Arbeit all derjenigen



Staatsminister
Dr. Ludwig Spaenle

Von links: Martin Sailer, Landrat des Landkreises Augsburg, Jürgen Reichert, Bezirkstagspräsident von Schwaben, Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil und Toni Brugger, Bürgermeister von Thierhaupten (Fotos: Bezirk Schwaben, Andreas Lode)





Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle mit den Gästen im Dendrolabor



... und in der Sammlung historischer Bauteile (Fotos: Andreas Lode)

in Bayern, die sich – institutionell oder ehrenamtlich – für die Denkmalpflege einsetzen.

Das Bauarchiv Thierhaupten als Kooperation zwischen dem Freistaat Bayern und dem Bezirk Schwaben stellte Bezirkstagspräsident Jürgen Reichert ins Zentrum seines Grußwortes. Stolz auf die für den Bezirk Schwaben bedeutsame Einrichtung lobte er die lange und gute Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege.

Thierhauptens 1. Bürgermeister Toni Brugger freute sich über die große Aufmerksamkeit, die der Marktgemeinde am Denkmalwochenende 13./14. September zuteilwurde. Er würdigte mit seinem Grußwort auch die herausragende Arbeit seiner beiden Vorgänger im Amt, der Altbürgermeister Fritz Hölzl und Franz Neher, welche die Nutzung u. a. durch das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege ermöglicht und das Kloster in eine gesunde Zukunft geführt hatten.

Seit fast 25 Jahren befindet sich im Kloster Thierhaupten die schwäbische Dienststelle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Hier sind Referate der Bau- und Kunstdenkmalpflege, der Bodendenkmalpflege und der Denkmalerfassung angesiedelt. Die Dienststelle umfasst zudem eine archäologische Restaurierungswerkstatt und das Labor für Dendroarchäologie. Ein weiteres Alleinstellungsmerkmal ist das deutschlandweit einzigartige Bauarchiv, eine Sammlung von über 5000 historischen Bauteilen. Darüber hinaus wird das Kloster von der Schule der Dorf- und Landentwicklung Thierhaupten genutzt; auch der Musikverein Thierhaupten, der den Festgästen einen musikalischen Empfang bereitet hatte, nutzt Räume im ehemaligen Kloster für seine Proben.

Regionale Stärkung & Programm

Nach einem schwäbischen Imbiss hatten die Besucher des Festakts die

Möglichkeit, Kloster und Dienststelle näher kennenzulernen: Die Führungen durch Kirche und Kloster, sowie die Fachbereiche des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege waren gewissermaßen die „Generalprobe“ für den Tag des offenen Denkmals am Sonntag.

Besucherrekord

Am 14. September strömten dann mehr Besucher in die Dienststelle des Landesamtes in Thierhaupten als je zuvor: Über 1000 Interessierte besichtigten das Labor für Dendroarchäologie, die archäologische Restaurierungswerkstatt und das Bauarchiv oder nahmen an den verschiedenen Themenführungen teil. Der Freundeskreis Kloster Thierhaupten e. V., initiiert von Altbürgermeister Fritz Hölzl, übernahm die Führungen durch Kirche und Kloster. Musikalisch begleitet wurde der Sonntag von der Thierhauptener Kapelle „Überzwerch“.

Dorothee Ott

„Bunt ist meine Lieblingsfarbe“

Zum Tag des offenen Denkmals 2014 in Bayern

Nicht nur der Bauhausgründer Walter Gropius, dem das obige Zitat zugeschrieben wird, hatte seine Freude an allem was bunt war. Mit dem Motto „Farbe“ wählte die Deutsche Stiftung Denkmalschutz, die den Tag des offenen Denkmals bundesweit koordiniert, für den diesjährigen „Tag des offenen Denkmals“ am 14. September ein ech-

tes Universalthema: Egal ob bei Baudenkmalern, Kunst- und Alltagsgegenständen, bei der Gestaltung von Gärten und Parks, bei Bodendenkmälern, ob in Schloss, Kirche, Stadt oder der Wohnung zu Hause – nirgends ist sie wegzudenken und überall ist sie Zeitdokument und Ausdruck verschiedenster Traditionen, Geschmacks- und Stilrich-

tungen. Farben können attraktiv oder abstoßend wirken, sie prägen Form und Wirkung der Objekte, sie können unabsichtlich entstanden oder gezielt eingesetzt sein und sie können ob ihrer Natürlichkeit oder ihres symbolischen Gehaltes, ob ihrer Ausstrahlung oder Schutzwirkung wichtig sein: für den Gegenstand und seine Umgebung, den

Schöpfer wie den Rezipienten – und natürlich auch für den Denkmalbesitzer, den Handwerker, den Denkmalpfleger.

Wie die Deutsche Stiftung Denkmalschutz mitteilt, waren in diesem Jahr wieder über 7500 Denkmäler für das Publikum erlebbar – von denen eine ganze Menge etwas zum Thema Farbe beitragen konnten. Allein in Bayern hatten wieder mehr als 750 Stätten ihre Pforten geöffnet (viele davon ansonsten für Besucher unzugänglich), und ein vielfältig gestaltetes Programm sorgte dafür, dass der Tag trotz des wechselhaften Wetters nicht nur grau in grau blieb.

seum Amberg beim der Herstellung von Eitempera oder in Straubing im Ensemble der herzoglichen Neustadt, bei der Arbeitstechniken und Materialvielfalt präsentiert wurden, erleben. Einen Einblick in die Geschichte der industriellen Produktion von Blei- und Farbminen sowie die Arbeitsbedingungen vergangener Tage bekam man in Nürnberg in den Museumsräumen der Akademie Faber-Castell.

Who's afraid of Red, Yellow and Blue? Auch das zum Schlagwort gewordene Gemälde von Barnett Newman mit seinen monochromen Farbflächen und Farbstreifen in den Primärfarben

Besuchern die Bedeutung der Farbenskala und wie sie in den verschiedensten Bereichen eingesetzt ist.

Wer Pinsel und Farbe schließlich selbst in die Hand nehmen wollte, war etwa in der Alten Schäferei Ahorn (Lkr. Coburg), wo man das Schablonendekor der Schäferstuben nachempfinden konnte, oder bei einem der Workshops in Dollnstein (Lkr. Eichstätt) genau richtig. Im Archäologischen Museum Kelheim konnten Kinder zum Steinzeitpicasso werden und mit selbst hergestellten Farben und Malwerkzeugen auf die Spuren der Höhlenmalereien gehen.

Jedes Kind weiß auch, dass das Bier in Bayern schon immer eine wichtige Rolle gespielt hat. Besonders aber in Bamberg im historischen Brauereiausschank „Schlenkerla“: Hier legte man bei der Sanierung besonderen Wert auf die Verwendung eines eigenen Farbtons, des sog. „Schlenkerla“-Brauns, der einem das regionaltypische Rauchbier nicht nur zu Kopf, sondern sogar bis an die Decke steigen lässt.

Für die richtige musikalische Untermalung und den richtigen Ausklang sorgten die zahlreichen „Klangfarben“-Konzerte etwa im Orgelmuseum der ehemaligen Franziskanerkirche Kelheim oder der St.-Jakobi-Kirche in Küps (Lkr. Kronach), welche bei dieser Gelegenheit die neu renovierte Orgel vorstellte. Doch wofür man sich an diesem Septembersonntag auch entschied, keiner musste schwarzsehen, denn Bayern zeigte sich von seiner bunten Seite.

Angela Schürzinger



Tag des offenen Denkmals in der Alten Münze, München (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

Der Begriff Farbe ist mehrdeutig. Er kann sowohl den Farbton meinen als auch das Farbmateriale an sich. Wie dieses Farbmateriale in historischer Zeit hergestellt wurde, konnte man z. B. in einer der Vorführungen im Stadtmu-

seum Amberg beim der Herstellung von Eitempera oder in Straubing im Ensemble der herzoglichen Neustadt, bei der Arbeitstechniken und Materialvielfalt präsentiert wurden, erleben. Einen Einblick in die Geschichte der industriellen Produktion von Blei- und Farbminen sowie die Arbeitsbedingungen vergangener Tage bekam man in Nürnberg in den Museumsräumen der Akademie Faber-Castell.

Farbe und Fossa Carolina in der Alten Münze

Zum Tag des offenen Denkmals 2014 in Bayern

„Wogende Menschenmassen“ überwachten unsere Dienststellen – geringfügig übertrieben! An die tausend Besucher in Thierhaupten, 600 im Infopoint im Alten Hof in München und über 2000 in der Alten Münze, unserem Hauptsitz: Das ist so etwas wie Liga-, Pokal- und Champions-League-Sieger. Den Zählversuch in der Münze mussten wir bei

1000 abbrechen, um ein Zusammenbrechen des Zählers zu verhindern, bot unsere Immobilie mit drei Eingängen und zwei permanent parallel laufenden Führungen den „wogenden Massen“ einfach zu viele Einschluß- und Durcheinanderlauf-Möglichkeiten. Da geht einem Nebenverdienstzähler nicht nur die eine „ungezählte Geliebte“ (Wolfgang Bor-

chert) durch die Lappen! Dem Wettergott sei ausnahmsweise Dank für sein durchwachsenes Warmtröpfelminisonnen-Potpourri. Es war anscheinend die richtige Mischung und hat viele Besucher von einem Ausflug an den Badeseen, in den grünen Wald oder auf die steilen Berge abgehalten und statt ins Museum ins Landesamt geführt – wo es ganz



Karlheinz Hemmeter mit der Gewinnerin des Buchpräsenten, Susanne Spieler mit Tochter Luise (Foto: Kathrin Müller)



Doris Ebner mit Besucherin am Bücherstand (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

nebenbei auch noch eine Ausstellung zu sehen gab. Gerade noch eine tausendste Besucherin mit ihrer Tochter (Nr. 1001), Susanne und Luise Spieler, haben wir beim Zählen geschafft, traditionell ein Buchgeschenk verabreicht und die Gelegenheit genutzt, mal wieder bildlich ins Info zu kommen – noch dazu in so netter Gesellschaft. Wenigstens einer der beiden aus 1000 und 1 Nacht hat sich dann auch noch bis zur Erschöpfung als Standhelfer rührig gemacht und unserem Feuerkünstler das Geheimnis entlockt, aus Steinen und Stroh ein Handfeuerwerk zu entzünden.

Natürlich hatten wir wieder satt Programm: Die Beiträge der Kolleginnen zur Zentralveranstaltung in Thierhaupten und zum Alten Hof belegen das nun schon Jahre anhaltende Interesse an unseren verschiedenen Einrichtungen, und die Infostände in der Münze, die fulminanten Führungen zur Baugeschichte unserer Häuser, die Informationen zu den schönen Arkadenbögen, zum marmornen Marstall(rest), zu den alten Dachwerken in der ehemaligen Burg sowie dem ersten wittelsbachischen Kaiser oder dem arg zerrupften Denkmalmodell für König Max I. Joseph durch unsere freundlichen MitarbeiterInnen wurden auch dieses Jahr wieder sehr begierig angenommen. Da startet man mit 15 Zuhörern fröhlich im 16. Jahrhundert und sieht sich dann im 20. Jahrhundert bei Erich Lindenberg's Königsinstallation einem siebzigköpfigen Auditorium mit fragenden Augen gegenüber. Soweit bekannt, sind dann nur noch die letzten 25 Dazugekomme-

nen gleich wieder zur nächsten Runde angetreten, um auch den Anfang der Führung mitzubekommen.

Dabei konnten wir in der Münze zum diesjährigen Tages-Motto „Farbe“ (siehe auch unsere TdoD-Collage von

David Winckelmann auf Seite 2 und den Beitrag von Angela Schürzinger) kaum etwas beitragen: Denkmäler, die Farbe bekennen? Bei dem in Augsburger Anthrazit-Steinfarben-Renaissance gehaltenen Arkadenhof oder dem in



Experimentalarchäologe Lothar Breinl beim Feuermachen mit Zunder (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter) und Zuschauerinnen (Foto: Kathrin Müller)



Regier Andrang in der Karlsgraben-Ausstellung: Christian Later erklärt (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

vergilbten, höchstens noch verstaubten Gips-Gussmodellteilen unseres längst verblichenen ersten bayerischen Königs ein ziemlich elitäres Ansinnen! Während anderswo, z. B. in Franken, gepunktete alte Küchen, knallbunte Kirchenfenster oder farbig abgesetzte Architekturteile, goldene, mit Edelsteinen besetzte Schmuck- oder sonstige Werkstücke aus uralten und jüngeren Zeiten der Menschheit lockten – ja selbst die Archäologen noch stolz Erdverfärbungen vorzeigen konnten, gaben wir uns diesbezüglich doch recht bescheiden!

Da wir uns höchstens dem „sommerlichen“ Grau des Himmels anschließen und keine großen Farborgien bieten konnten, haben wir wieder unseren oben erwähnten Experimentalarchäologen und Freizeit-Steinzeitler Lothar

in unserer Säulenhalle. Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle hatte zusammen mit Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil und den beteiligten Wissenschaftlern, Prof. Dr. Falko Daim vom Römisch-Germanischen Zentralmuseum in Mainz, Prof. Dr. Peter Ettl von der Universität Jena, Prof. Dr. Christoph Zielhofer von der Universität Leipzig und Dr. Stefanie Berg-Hobohm, der Leiterin des Referats Lineare Projekte am BLfD, in einer Pressekonferenz im Hof der Alten Münze den Startschuss gegeben. Am Tag des offenen Denkmals führten Dr. Stefanie Berg-Hobohm und Dr. Christian Later mehr oder weniger non-stop im Wechsel durch die Ausstellung, die mit vielen Informations- und Bildtafeln den aktuellen Stand eines auf mehrere Jahre angelegten interdisziplinären

ist, überhaupt je in Angriff genommen wurde – er wurde! Die Ausstellung zeigt im dortigen Feuchtgebiet gefundene Beschlächthölzer aus dem Jahre 793 – zeitlich genau auf dem Punkt, wie in der mittelalterlichen Quelle geschrieben. Fragen werden angerissen, wie weit man damals gekommen ist, wie man die zwölf Höhenmeter, die es zwischen den zu verbindenden Flüssen Altmühl und Rezat zu überwinden galt, ohne unsere heutigen Mittel überhaupt geschafft hat, ob der Kanal jemals fertig geworden ist und befahren wurde, auch wie eine solch riesige mittelalterliche Großbaustelle mit Tausenden von Arbeitern überhaupt funktioniert hat. Nur 1800 m misst die engste Stelle zwischen den beiden Flüssen, die aber gleichzeitig die europäische Hauptwasserscheide darstellt, von der aus die einen Wasser nach Norden Richtung Rhein und Nordsee, die anderen nach Süden Richtung Donau und Schwarzes Meer fließen. Wer sie überwand, wer die Flüsse und damit die riesigen Flusssysteme schiffbar verband, konnte enorme Entfernungen bequem auf dem Wasserweg zurücklegen – was damals zu Lande gar nicht möglich oder ungeheuer mühsam war. Ohne Zweifel eine kulturhistorische Großtat und eine unbeschreibliche Infrastrukturmaßnahme! In der Ausstellung können nur erste Antworten gegeben werden, können die Forschungsmethoden der Archäologen und der Geophysiker, die an der Erforschung beteiligt sind, gezeigt werden. Und man hofft, in wenigen Jahren befriedigende Antworten zu finden.

So endete der diesjährige Tag des offenen Denkmals mit der Erkenntnis, dass sich viele viele Menschen für Themen unserer Heimat und unsere Denkmäler interessieren, mit vielen positiven Begegnungen und dem einen oder anderen (durchaus bunten) Fragezeichen.

Karlheinz Hemmeter



Stefanie Berg-Hobohm führt zahlreiche Besucher durch die Karlsgraben-Ausstellung (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

Breiln goldgelbrotes Feuer aus dem Stein schlagen lassen. Aber wir hatten noch etwas zu bieten, was tatsächlich ab der Eröffnung am 4. Oktober ein Publikumsmagnet geworden war: die Ausstellung zur „Fossa Carolina“, dem Karlsgraben,

Forschungsprojektes vergegenwärtigt. Sie rückt dabei der Frage auf den Leib, ob der unter Karl dem Großen gebaute Kanal, der in den Quellen erwähnt und von dem in Graben bei Treuchtlingen noch ein beträchtliches Stück erhalten

Der Tag des offenen Denkmals 2014 im Alten Hof

Rund 1360 Museen und Schlösser in Bayern, die der Infopoint im Alten Hof präsentiert, lassen zum Tag des offenen Denkmals dem außergewöhnlichen Ort, an dem sie ihre Plattform gefunden

haben, den Vortritt: Dann steht die Geschichte der ersten Burg der Wittelsbacher in München im Vordergrund, und in den Führungen entdecken die Besucher Räume des Alten Hofes, die (mit der

Dauerausstellung) sonst nur in Eigenregie zu erkunden oder eben (unterm Dach) nicht zugänglich sind.

Der älteste Dachstuhl Münchens, der von den Zerstörungen des 2. Weltkrieges

verschont wurde, ist also nicht einfach geöffnet, sondern kann nur begleitet besichtigt werden. Hier können Besucher das Dach von Burg- und Zwingerstock in Augenschein nehmen, das in seiner mehrstöckigen Holzkonstruktion bis ins Jahr 1425 zurückgeht, und sogar einen Blick aus dem Fenster des sogenannten Affenturms werfen. Im Glas-Neubau gegenüber, dem Lorenzstock, lebt nur im Namen die alte Hofkapelle St. Lorenz weiter, die bis 1816 dort stand und unter Kaiser Ludwig dem Bayern in der Zeit von 1324 bis 1350 die Reichskleinodien bewahrte. Von der bautechnischen öffnet sich damit der Horizont auf die historische Dimension des Ortes:

2014 ist ein Jubiläumsjahr Kaiser Ludwigs des Bayern, der 700 Jahre zuvor zum deutschen König gekrönt wurde, sodass der natürliche Schwerpunkt der Kaiserburg-Führungen sich vom Denkmal selbst zu seinem prominentesten Bewohner verschob. Unter dem Motto „Wir sind Kaiser!“ ist ihm zwar in Regensburg heuer sogar die Bayerische Landesausstellung gewidmet (Katalog und Kurzführer sind im Infopoint erhältlich). Dauerhaft und jederzeit wird die Spur Ludwigs des Bayern aber sehr spannend auch in München mit Multimedia-Einsatz, vertiefenden Informations-Stationen und Repliken bedeutender Münzen und Medaillen, z. B. der Goldbulle zur Kaiserkrönung von 1327/28, nachgezeichnet. Die thematischen Führungen stellten den Machtkampf, der zwischen säkularen und kirchlichen Kräften sowie den darin verwickelten Personen ausgetragen wurde, deutlich heraus. Das Ringen um eine rechtsverbindliche Ordnung, die sich von der Kirche unabhängig zu machen sucht, bildet den Kern dieses Konfliktes und erklärt auch den Bann des Papstes, der Ludwig IV. traf.



Eine Gruppe startet im Infopoint Museen & Schlösser in Bayern zur Führung durch die Kaiserburg (Foto: BLfD, Sabine Wieshuber)

Die Teilnehmerzahl der Touren aber ist begrenzt, weshalb sich für den fairen Ablauf dieser beliebten Programmpunkte ein Anmeldemodus bewährt hat, der zwei Wochen vor der Veranstaltung geöffnet wird, sodass sich Interessierte rechtzeitig einbuchen müssen. Außerdem bitten wir um Verständnis dafür, dass es nicht ausreichen konnte, uns eine Nachricht zu schreiben oder auf den Anrufbeantworter zu sprechen: Die gewünschte Führung konnte selbstverständlich erst dann als reserviert gelten, wenn die Anmeldung vom Infopoint bestätigt war.

Wir durften insgesamt fast 600 Gäste an diesem Tag bei uns begrüßen. Natürlich konnten nicht alle an den Führungen teilnehmen. Zum Vormerken sei daher darauf hingewiesen, dass wir natürlich auch nächstes Jahr wieder dabei sind, und wer nicht ganz so lange ausharren möchte, den Internationalen Museumstag nutzen kann (immer Mitte

Mai, der nächste: 17. Mai 2015). Dachwerksführungen werden hier nach dem gleichen Prinzip angeboten, sind aber weniger überlaufen.

Dennoch ist und bleibt eine der schönsten Übungen des Infopoint nicht die Nabelschau, sondern die Einladung, sich auch woanders umzusehen! War dies nun fußläufig in der Ausstellung „Großbaustelle 793“ der Alten Münze zum Karlsgraben (bis 10. Oktober 2014) oder mit der Präsentation der Glentleiten im Oberland. Denn das Freilichtmuseum des Bezirks Oberbayern stellte im Infopoint sein neu eröffnetes Denkmal eines Sägewerkes aus Schöneck (Gde. Dietramszell) vor. Auch dieses Museum hatte am Tag des offenen Denkmals ein vielfältiges Angebot und spürte mit Führungen und Mitmachstationen dem ausgeschriebenen Motto „Farbe“ auf Putz, Holz, Töpferei und Stoff nach.

Sabine Wieshuber

Farbe in der Vorgeschichte

Zum Tag des offenen Denkmals im Museum Fürstenfeldbruck

Im Landkreis Fürstenfeldbruck ist es gute Tradition, zum Tag des offenen Denkmals auch eine Führung zu Bodendenkmälern anzubieten. Beim diesjährigen Thema „Farbe“ war es natürlich nicht möglich, hier in unseren Breitengraden farbige Bauten aus der Vor- oder Frühgeschichte vorzuzeigen. Deshalb lud Kreisheimatpfleger Toni Drexler ins Museum Fürstenfeldbruck

ein und präsentierte in der Abteilung „Kelten – Römer – Bajuwaren“ eine kleine Ausstellung zum Thema „Farbe“. Dort bot er zusammen mit Rolf Marquardt vom Historischen Verein

ein und präsentierte in der Abteilung „Kelten – Römer – Bajuwaren“ eine kleine Ausstellung zum Thema „Farbe“. Dort bot er zusammen mit Rolf Marquardt vom Historischen Verein

Fürstenfeldbruck zwei gut besuchte Führungen an mit dem Titel „Ich möchte Grünes sehen!“ Der Titel greift einen Ausspruch auf, mit dem Dr. Jochen Garbsch von der Archäologischen Staatssammlung manchmal spaßhaft die Funde kommentierte, die ihm Drexler des öfteren von Feldbegehungen brachte – meist Keramikscherben und keine Bronzefunde mit grüner Patina!

Solche gab es aber in der Fürstenfeldbrucker Ausstellung zu sehen. In zwei Vitrinen waren grüne Bronzefibeln und -münzen, goldene Regenbogenschüsselchen, goldene Fibeln mit roten Almandineinlagen, gelbe Bernsteinperlen, lachsrote Terra sigillata, kobaltblaue keltische Glasperlen, schwarzer Obsidian, weiße Beinkämme, bunte Collumbella-rustica-Schnecken (aus einem frühbronzezeitlichen Frauengrab) und bunte Millefiori-Glasperlen ausgestellt und gaben einen Eindruck vom Wert und der Symbolik von Farbe in der Vorgeschichte.

Zudem war es den beiden Referenten ein Anliegen aufzuzeigen, dass die Vorgeschichte keineswegs farblos und trist war, sondern durchaus farbig und bunt. Ein Foto zeigte eine mehrfarbig bemalte Rekonstruktion eines mittelneolithischen Hauses, das im Freilichtmuseum Heldenberg im niederösterreichischen Weinviertel zu sehen ist. Daneben zeigte man die Abbildung

des trojanischen Bogenschützen aus dem Westgiebel des Aphaia-Tempels von Ägina in der atemberaubenden Farbrekonstruktion, wie sie vor einigen Jahren in der spektakulären Ausstellung „Bunte Götter“ in der Glyptothek in München zu sehen war. Auch einige Beispiele von buntem frühmittelalterlichen Gewebe, das dank neuer Restaurierungstechniken aus kleinsten ankorrodierten Geweberesten

rekonstruiert werden konnte, zeigen, dass unsere frühen Vorfahren eine äußerst vielfarbige Kleidung schätzten.

Zahlreiche Besucher ergriffen im Anschluss an die Führungen die Gelegenheit, Fragen zu stellen, und freuten sich, ein paar neue Details zur ältesten Geschichte unserer Heimat erfahren zu haben.

Toni Drexler



Rekonstruktion eines mittelneolithischen Hauses im Freilichtmuseum Heldenberg im Weinviertel, Niederösterreich (Foto: Toni Drexler)

Zugänge zu einer kirchlichen Denkmalpflege

Teil 2: Farbe als Botschaft

Licht vom Himmel: die Bedeutung von Kirchturmlaternen

Die Ergänzung von Fehlstellen, das Schließen von Lücken im überlieferten Bestand ist ein Bereich, in dem staatliche und kirchliche Denkmalpflege sich schon oft geeinigt haben. Schwieriger wird es, wenn der Sinnzusammenhang Rückbau, die Beseitigung falscher Oberflächen oder Ergänzungen verlangt. Ein Beispiel ist die Turmbekrönung der ehemaligen Prämonstratenserkirche St. Peter und Paul in Freising Neustift. Das Prämonstratenserstift wurde nach seiner Aufhebung 1803–1905 als Kaserne eines Jägerbataillons genützt. In

dieser Zeit wurden u. a. die Bleche der Turmabdeckung erneuert. Dabei hat man, vermutlich um das Eindringen von Regenwasser zu verhindern, die Laterne zwischen der Kuppelhaube und der Spitze geschlossen. Seither sieht die Turmbekrönung aus wie eine Pickelhaube und passt damit gut zur ehemaligen Funktion als Kaserne. Dieser Pickelhaubenzustand wurde dann zum Vorbild für den Turm der Pfarrkirche Kirchdorf an der Amper, einer ehemaligen Prämonstratenserpfarre, deren Kirche derjenigen von Neustift in kleinerem Maßstab nachfolgt. Für beide, und vermutlich noch viel mehr, Kirchtürme ist

zu fordern, dass die neubarocken Verblechungen entfernt werden, nicht nur weil Laternen Lichtspender sind, also weil der architektonische Typus das fordert, sondern weil die Laterne im Kirchturm Himmelslicht einfängt und weithin anzeigt, hier ist ein Ort, an dem sich Himmel und Erde begegnen. Die barocken Kirchturmlaternen in Freising St. Georg, an der Kappel bei Waldsassen, an St. Peter in München und St. Michael in Hamburg sind ikonologische Nachkommen der spätgotischen Maßwerkspitzen, deren schönste am Münster von Freiburg im Breisgau erhalten ist. Sie öffnen den Turm für das Licht des Himmels,

verankern das Licht am Boden, mitten in der Stadt oder auf dem abgelegenen Wallfahrtsberg. Die Kirchturmlaterne hat religiöse Bedeutung; sie weist auf Gott als den Schöpfer und Spender des Lichts. Diese Bedeutung wiegt schwerer als die Sorge um Abdichtung und der Erhalt neubarocker Bleche.

Der Raum als betretbares Bild

„Farbe als Botschaft“ war der Titel einer Ausstellung des Malers Rupprecht Geiger im Diözesanmuseum Freising 1995. Dieser Titel ist nach den Erkenntnissen der Maler um 1900, der Sinnesphysiologie und der Farbpsychologie wörtlich zu nehmen. Ein gutes Beispiel für denkmalpflegerische Behandlung von Farbe als Botschaft ist die Innenrestaurierung des Freisinger Doms in den Jahren 2003–08. Nach ausführlichen Untersuchungen der Malschichten in den Deckenbildern, Wandbildern und der ganzen Raumschale fiel einvernehmlich die Entscheidung, die Übermalungen aus den Jahren 1920–22 abzunehmen und die farbige Fassung des Raums der Brüder Egid Quirin und Cosmas Damian Asam von 1723/24 wieder herzustellen. Stuck und Farbfassung der Brüder Asam stellen den Raum als Rastplatz, Zelt, Stadt und Kirche dar. Psalm 23, der in diesem Dom seit 1300 Jahren gebetet wird, beginnt mit den Worten: „Der Herr ist mein Hirt. Nichts wird mir fehlen. Er führt mich zum Rastplatz am Wasser“. In dieser Kirche fehlt nichts. Pflanzen mit Blüten, Zweigen und Blättern wachsen im rötlichen Stuck und in den goldenen Gittern, Kinder spielen, in Farben sind Bilder von Erde und Himmel ausgebreitet, erfüllt von Tieren, Menschen und Engeln, Gestaltenfülle quillt aus Wand und Decke, wie es Friedrich Schiller als Kennzeichen barocker Kirchenkunst formuliert hat. Der Raum lädt als betretbares Bild ein zur Verheißung Jesu eines „Lebens in Fülle“ (Johannes 10,10).

Über dem Mittelschiff breitet sich die Wölbung aus wie ein Zelt, gespannt von den kalkweißen Graten der Stichkappen (Öffnungen des Gewölbes zum Fenster), gemustert mit einem goldenen Stoffdekor (dem ursprünglich orientalischen Spitzoval, gemalt in einem braun abgesetzten Ockerton mit aufgelegten Goldplättchen). Das gemalte Goldzelt erinnert durch sein

Licht und die Himmelsöffnungen in den gemalten Rahmen an den Himmel, den Gott „ausgespannt hat wie ein Zelt“ (Psalm 104) und an das Bundeszelt, auch Offenbarungszelt genannt (Exodus 26 ff.), der „Wohnstätte Gottes“ bis zum Bau des Tempels in Jerusalem. Das mit dem Volk Israel vom Sinai bis Kanaan wandernde Zelt ist Zeichen des Wohnens Gottes in seinem Volk. Im Freisinger Dom erinnert es daran, dass Gott inmitten der Kirche von Freising wohnt und mit ihr durch die Geschichte wandert. Denn die Brüder Asam haben die romanischen Pfeiler durch Stuck und Inschriften in den Kapitellen als Jahrhundertpfeiler bezeichnet, vom 1. bis zum 10. Jahrhundert der Geschichte seit der Ankunft des hl. Korbinian. Der Längsraum wurde zum Bild eines Zeitraums. Durch in Stuck gebildete Vorhänge am Portal und um den Hochaltar (beseitigt 1870) war die Anspielung auf das Bundeszelt und seine Vorhänge deutlicher als heute.

Glanzlichter im Dom weisen über Himmel und Zelt hinaus. Die Pfeiler tragen Spiegel aus poliertem Stuckmarmor (ursprünglich bläulich, jetzt gelbgrün-

grau), das Gebälk hat die Struktur und Farbe von Jaspis, in den Stichkappen sitzen zwischen Goldgittern mit smaragdgrünen Feldern ovale Medaillons, die wie geschnittene Edelsteine (Gemmen) einfarbige Bilder in blau, grün, rosa enthalten. Gold, Licht und Edelsteinglanz erinnern an die Stadt, die vom Himmel herabkommt (Offenbarung des Johannes 21): sie ist aus Gold und Kristall gebaut, ihre Mauer ist aus Jaspis, ihre Grundsteine sind Edelsteine (Saphir, Chalzedon, Smaragd, Amethyst u. a.) ihre Tore Perlen. „Die Herrlichkeit Gottes erleuchtet sie und ihre Leuchte ist das Lamm“. Die poetische Schilderung der Stadt vom Himmel, des himmlischen Jerusalem, inspirierte seit dem 4. Jahrhundert den Bau und die Ausstattung von Kirchen. Im Freisinger Dom erreicht diese gebaute Vorwegnahme himmlischer Herrlichkeit einen Höhepunkt. Der Sinn des Raumes verlangte die Wiederherstellung der Farbigkeit.

Das ottonische Kruzifix von Schafflach

Ein anderes Beispiel ist das ottonische Kruzifix in der Pfarrkirche von Schafflach



Schafflach.
Ottisches
Kruzifix,
Vorzustand 2002
(Foto: Erzbischöfliches
Ordinariat
München,
Hauptabteilung
Kunst,
Achim Bunz)



Schaftlach.
Ottonisches
Kruzifix nach der
Restaurierung
2006

(Foto: Erzbischöfliches Ordinariat München, Hauptabteilung Kunst, Achim Bunz)

Westeuropa auch Kruzifixe mit dem lebensgroßen Bild des Herrn am Kreuz in Kirchen aufgestellt. Diese frühesten Kreuze und Kruzifixe sind nicht erhalten, aber in schriftlichen Berichten und Nachbildungen überliefert. Sie zeigen Christus mit ausgebreiteten Armen vor dem Kreuz stehend, das Haupt mit geöffneten Augen umgeben von einem goldenen Nimbus mit eingeschriebenem Kreuz, und mit einem unversehrten Leib, in dem fünf kleine Wunden eingetragen sind. Dass Jesus am Kreuz angenagelt wurde, wie wir es seit dem 18. Jahrhundert in der 11. Kreuzwegstation betrachten, wird in den Evan-

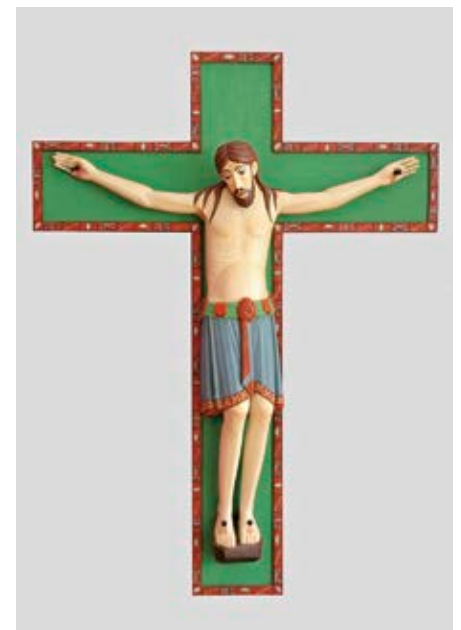
lach, das im Zuge der Restaurierung der Kirche 1999–2006 wissenschaftlich untersucht wurde. Dabei stellte sich heraus, dass das Lindenholz des Korpus in der Zeit um 970 gefällt wurde. Damit gehört das Kruzifix zu den ältesten erhaltenen lebensgroßen Bildern des gekreuzigten Christus.

Seine Herkunft ist rätselhaft. 1884 wurde es zum ersten Mal in der Kirche von Schaftlach erwähnt. Ob es mit dem alten Patrozinium der Kirche Heilig Kreuz (seit 1524 belegt) zusammenhängt, oder aus der Klosterkirche Tegernsee bei einer Erneuerung abgegeben wurde, steht nicht fest. Schaftlach gehörte als Filiale von Gmund zu den von Kloster Tegernsee betreuten Kirchen. Von Stil und Holzdatierung passt es in die Zeit als das Kloster nach seiner Brandzerstörung 975 wieder aufgebaut und 978 durch Kaiser Otto II. als Reichsabtei unter königlichen Schutz gestellt wurde. Auch die beiden anderen gleichaltrigen Kruzifixe, das Gero-Kreuz des Kölner Doms und das Kreuz der Stiftskirche Aschaffenburg, stehen in Beziehung zum Kaiserhaus und seiner Kulturpolitik, die als ottonische Renaissance bezeichnet wird.

Christen glauben, dass mit dem Tod des Jesus von Nazareth seine Geschichte nicht zu Ende ist; sie bekennen, dass er von den Toten auferstanden, aufgeföhren in den Himmel, wiederkommen wird zu richten die Lebenden und die Toten. Wegen dieses Glaubens an Auferstehung und Wiederkunft Christi haben Christen seit dem 4. Jahrhundert kostbare, goldglänzende Kreuze als Zeichen gestaltet und seit 800 in



Schaftlach. Ottonisches Kruzifix. Vergleich des restaurierten Kruzifixes mit der Replik (rechts), Details (Fotos: Erzbischöfliches Ordinariat München, Hauptabteilung Kunst, Achim Bunz und Restaurierungswerkstatt Neubauer)



Schaftlach. Ottonisches Kruzifix. Replik mit rekonstruierter originaler Farbfassung (Foto: Restaurierungswerkstatt Neubauer)

gelien nicht berichtet; nur im Johannesevangelium werden die Male der Nägel an Händen und Füßen und die Seitenwunde erwähnt. An ihnen erkennen die Apostel den Auferstandenen als ihren Rabbi. Als Erkennungsmerkmale des Auferstandenen wurden die Wundmale auch an den frühen Kruzifixen dargestellt. Sie waren noch nicht Gegenstände einer Passions- oder Herz-Jesu-Andacht. Entgegen den Berichten der Evangelien, die von der Entkleidung Jesu sprechen, wurde der Christus am Kreuz meistens mit einem langen feierlichen, königlichen oder priesterlichen Gewand dargestellt. Am Schaftlacher Kruzifix ist das Lendentuch mit großem Aufwand geschnitzt.

Weil der Lindenstamm nicht ausreichte, wurden auf beiden Seiten Holzstücke angedübelt, damit der Schnitzer einen feierlichen Faltenwurf in einem sorgfältig über eine dreifache Kordel gezogenen knielangen Tuch gestalten konnte. Es ist von der Schnitztechnik her ein Kompromiss zwischen dem königlichen Gewand der Tradition und der in den Evangelien erwähnten Entkleidung. Entsprechend war es auch kostbar farbig gefasst: graublau mit rotem Futter und einem mit Bergkristallen besetzten Saum. Das Gesicht mit weit geöffneten braunen Augen war hoheitsvoll, lebendig. Die Herrlichkeit Gottes sollte, wie Paulus im 2. Korintherbrief schrieb, aus ihm leuchten.

Im 12. Jahrhundert veränderte sich das Gottesbild der Christen in Westeuropa: Das Bild Gott Vaters entstand, und im Kruzifix wurde Leid und Tod Jesu dargestellt. Sein Leib stand nicht mehr aufrecht vor dem Kreuz, sondern hing an drei Nägeln befestigt schwer herunter. Die Augen waren geschlossen. Später wurden noch die Dornenkrone und Blutspuren von der Geißelung zugefügt. Das „Haupt voll Blut und Wunden“ wurde wie im Hymnus „Caput cruentatum“ des 13. Jahrhunderts besungen zum Gegenstand der Andacht. Nicht nur die neu entstandenen gotischen Kruzifixe betonten diese Merkmale von Leid und Tod, auch die älteren romanischen und ottonischen Kreuze wurden dieser neuen Sicht angepasst. Das Schaftlacher Kruzifix erhielt ebenfalls eine Dornenkrone; eine neue farbliche Fassung zeigte die Augen geschlossen und malte Blutspuren auf Stirn, Brust und Knie des Gekreuzigten, verlegte die Herzwunde auf die gut sichtbare Vorderseite und vergrößerte die Blutbahnen aus den Wunden. Das Lendentuch, das ursprünglich ein kostbarer königlicher Rock war, wurde weiß übermalt und damit der im 13. Jahrhundert entstandenen Legende angepasst, es sei der Schleier der Mutter Jesu, den diese aus Scham und Mitleid um den nackten Leib ihres Sohnes gebunden habe. Im 14. Jahrhundert wurde der ursprüngliche, farbliche Kreuzbalken durch ein grob gehobeltes, dunkel gestrichenes Bretterkreuz ersetzt. Die späteren farbigen Fassungen des 18. und 19. Jahrhunderts wiederholten dieses Farbprogramm.

In ausführlichen Untersuchungen in der Werkstatt des Restaurators Neubauer, die vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege und vom Erzbischöflichen Kunstreferat begleitet wurden, konnte die Originalfassung in Spuren nachgewiesen werden. Auf einer Kopie des Kruzifixes wurde sie rekonstruiert. In der Ausstellung „Kreuz und Kruzifix, Zeichen und Bild“ 2005 im Diözesanmuseum Freising waren das Schaftlacher Kruzifix und diese Kopie einander gegenüber ausgestellt und zogen viel Aufmerksamkeit auf sich. Die Veränderung des christlichen Gottesbildes und des Kruzifixes, die von vielen Theologen und Kunsthistorikern beschrieben wurde, war hier ganz augenfällig, mit den Händen zu greifen. Thema des Originals war nicht das Leiden Jesu, sondern der „Herr des Lebens, der tot als Lebender herrscht“ (*Dux vitae mortuus/regnat vivus*) wie es in dem Hymnus „Victimae paschali laudes“ des Kaplans Wipo († vor 1048) heißt. In einem internationalen wissenschaftlichen Kolloquium am 30. Mai 2005 besprach man die Fragen der Datierung und Einordnung des Kruzifixes. Eine Datierung ins 11. Jahrhundert und ein enger Zusammenhang mit dem Kruzifix in Nonnberg wurden vorgeschlagen.

Für die Restaurierung des Kruzifixes wurde im Anschluss an die Ausstellung in Zusammenarbeit mit der Kirchenverwaltung, dem Erzbischöflichen Kunstreferat und dem Landesamt für Denkmalpflege ein Konzept erarbeitet. Das Kruzifix erhielt eine neue Fassung, welche die vorhandenen erhält, den Alterungszustand mit den Spuren der Verwitterung sichtbar lässt und die Erkenntnisse über die Originalfassung (offene Augen, Seitenwunde auf der Seite, nicht vorne, minimale Blutspuren an den fünf Wunden, farbiges Lendentuch) andeutet. Die Arbeiten wurden in der Werkstatt des Diözesanmuseums von der Restauratorin Sabine Kroiss ausgeführt. Auf eine um 1900 zu datierende Inkarnatsfassung wurden die Befunde der Originalfassung aufgetragen. Die unterste Farbschicht und der Skulptur entsprechend originale Sinnschicht wurde als oberste rekonstruierend aufgetragen, ohne Zerstörung der späteren (romanischen, gotischen, barocken, historistischen) Schichten, die in ihrem religiösen Sinn

das Leiden Jesu, das Haupt voll Blut und Wunden, darstellen. Das Kruzifix erscheint seit der Restaurierung als gealtertes geheimnisvolles Werk, das den Glauben an den Gekreuzigten im Laufe eines Jahrtausends bezeugt.

Sinn und Verantwortung

Nicht überall macht die farbliche Fassung, so wie hier, den Unterschied zwischen Tod und Leben aus. Aber auch farbliche Nuancen können voller religiöser Bedeutung sein. Farben sind auch religiöse Botschaften um die in Abwägung von Stoff und Sinn, von Stoffschichten und Sinnschichten bei jeder einzelnen Restaurierung gerungen werden muss.

Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege arbeitet seit Jahrzehnten auf naturwissenschaftlichen Grundlagen. Sie erlauben, Schichten von Baumaßnahmen, von Farben und Formen zu unterscheiden. Auch die Schichten des religiösen Sinns, der theologischen Aussagen sind wissenschaftlich nachprüfbar. Die Ikonografie als Disziplin der Kunstwissenschaft und die Kunsttheologie machen es möglich. Kunsttheologie ist eine relativ junge Wissenschaft. Weil sie an Theologischen Hochschulen und Fakultäten kein Pflichtfach ist, sollten Denkmalpfleger, die mit kirchlicher Kunst zu tun haben, aber nicht mehr von Geistlichen im Amt beraten sind, sich mit ihr vertraut machen. Die Poetische Dogmatik von Alex Stock, bisher acht Bände, das Handbuch der Bildtheologie von Reinhard Hoeps, bisher zwei Bände, liefern Grundlagen.

Damit Kirchen als Baudenkmäler in ihrer Funktion erhalten werden, müssen sie dem Leben der Kirche Raum bieten. Die dafür notwendigen Veränderungen sollten reversibel sein, müssen dem ästhetischen Anspruch des Raumes und seiner Ausstattung entsprechen und müssen die Identität des Bauwerks in seiner Gesamtgestalt wahren. Das historische künstlerische Erbe darf im Interesse unserer Nachkommen nicht verkürzt werden. Nur dann ist gesellschaftlich akzeptabel, dass Glaubensgemeinschaften die wertvollsten Denkmäler unserer Geschichte verwalten. Nur dann sind unsere Kirchen bei der Kirche am besten aufgehoben.

Peter B. Steiner

Restaurieren und Erhalten von Zeitzeugnissen – Grünwald offenbart seine bronzezeitliche Geschichte

Ein Stück Geschichte

Bereits 1811/12 hat Konservator Bernhard Stark vom Antiquarium der Akademie der Wissenschaften in München in Grünwald zwei Hügelgräber der Bronzezeit geöffnet und dokumentiert. Zwei Jahrhunderte später wurden weitere Gräber und Siedlungsreste ausgegraben. 2000 erforderte die Erweiterung eines Kindergartens Untersuchungen in den Grabhügeln „Römerhügel“; 2009 machte der Bau einer Parkgarage weitere Ausgrabungen notwendig; und 2012 erfolgte die Grabung im Bereich des Neubaus eines Gymnasiums. In allen Grabungskampagnen zeigte sich, dass das Isartal mit seinen Hochterrassen ein beliebter Siedlungsplatz war, sodass die Funde aus Grünwald von der mittleren Bronzezeit (1600–1300 v. Chr.) über die Urnenfelderzeit (1300–800 v. Chr.) bis in die Eisenzeit (Hallstatt- und Latènezeit 800–100 v. Chr.) datieren.

2012 beschloss die Gemeinde Grünwald, eine umfassende Aufarbeitung ihrer Vorgeschichte zu betreiben. Dank der dafür gewährten finanziellen Unterstützung konnten die geborgenen Funde sowohl restauratorisch als auch archäologisch aufgearbeitet werden. Die archäologische Auswertung erfolgt unter Leitung von Prof. Dr. Metzner-Nebelsick



Grünwald, Lkr. München. Keramische Fundvielfalt: Zusammenstellung aller vollständigen Keramikgefäße der Grabungen „Römerhügel“ und „Parkgarage“ (Foto: BLfD, Jörg Stolz)

am Institut für Vor- und Frühgeschichtliche Archäologie und Provinzialrömische Archäologie der Ludwig-Maximilians-Universität. Die Restaurierung der Funde wurde in der Projektwerkstatt des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München durchgeführt. Ziel des Projektes war neben der archäologischen Aufarbeitung der Grabungsergebnisse, ausgewählte Funde vor Ort der Öffentlichkeit zu präsentieren. Ein Teil der Funde wurde bereits 2013 in der Sonderausstellung „Vom kleinen Teil zum großen Ganzen, Fragen und Antworten zur

Umwelt und zum Leben alter Kulturen“ des ArchaeoBioCenters im Staatlichen Museum Ägyptischer Kunst präsentiert.

Fundvielfalt

Drei Restauratoren, die für dieses Projekt befristet angestellt waren, nahmen sich seit Ende 2011 der vielen Keramikfunde und Metallobjekte an. Ob Scherben, Metallgegenstände oder organische Reste – jedes Stück wurde in Augenschein genommen und sowohl fotografisch als auch schriftlich dokumentiert. Was auf der Grabung an Details noch nicht entdeckt werden konnte, offenbarte sich unter dem Mikroskop in der Werkstatt.

Der Großteil der Funde sind Keramikscherben mehr oder weniger vollständiger Gefäße unterschiedlichster Form und Funktion. Neben Urnen für Brandbestattungen mit enthaltenem Leichenbrand, Beigefäßen und Alltagsgeschirr fanden sich auch einige Objekte aus Metall, überwiegend Bronze. Besondere Preziosen stellten Keramikgefäße mit Verzierungen oder Bemalungen dar. Feine Ritzverzierungen, Grafitierungen der Oberfläche oder flächig rotbemalte Gefäße standen im Kontrast zu stark gemagerten, grobschlächtigen Urnen.

Keramik – vom Scherbenberg zum Gefäß

Kaum ein Tongefäß hat die Jahrtausende in Bodenlagerung heil überstanden. Geborgen als einzelne Scherben oder im Erdblock in ihrem ursprünglichen Zu-



Eines von insgesamt 33 Tablettis mit Keramikfragmenten eines Befundes bestehend aus 5500 Einzelscherben; die Scherben stammen aus einer Kultgrube (Foto: BLfD, Annika Maier)



Restaurator bei der Arbeit. Nachbearbeitung der Gipsergänzungen auf der Innenseite einer Urne aus Grünwald. Die monochrome Retusche erfolgte nach dem Glätten der Gipsoberfläche (Foto: BLfD, Monika Hintemann)

sammenhalt gelangten die Gefäße auf den Tisch der Restauratoren. Der größte Komplex stellt eine Grube dar, in der 5500 Scherben von mehr als 25 Gefäßen enthalten waren. Insgesamt arbeitete ein Restaurator knapp zwölf Wochen nur an jenem Befund. Die Scherben wurden zuerst grob mit Skalpell und Pinsel von der anhaftenden Erde befreit, dann mit dem Feinsandstrahlgerät gereinigt und anschließend beschriftet. Danach konnte gepuzzelt werden. Es zeigte sich, dass in der Grube nur zwei vollständige Gefäße enthalten waren, daneben viele Teilstücke. Rand- und Bodenpartien Letzterer wurden Scherbe für Scherbe geklebt. Zusammengesetzte Keramikgefäße mit großen, die Stabilität beeinträchtigenden Fehlstellen ergänzte man mit Gips. Hierfür wurden die Fehlstellen mit Wachsplatten hinterlegt und mit Gips aufgefüllt. Nach dem Aushärten wurden die Ergänzungen an die Form der Keramik angepasst und monochrom retuschiert.

Die restauratorische Abfolge in Bezug auf Keramiken lief stets nach dem gleichen Muster ab, außer bei den im Erdblock geborgenen. Blockbergungen eignen sich besonders für fragile Objekte, deren Form nach einer Einzelentnahme der Scherben nicht mehr rekonstruiert werden könnte. In der Werkstatt hat der Restaurator die Möglichkeit, die Blöcke in einer „kleinen Grabung“ unter besten Bedingungen schichtweise freizulegen. Dabei kann er fragile Stücke direkt festigen, außerdem wird die Position jedes Fragmentes genauestens dokumentiert.

Dadurch erübrigt sich die aufwendige Suche nach der richtigen Ansatzstelle.

Aufsehenerregende Beigabe in einer Urne

Manche Urnen erzählen nicht nur von der bronzezeitlichen Vorgeschichte, sondern auch von der nicht allzu weit entfernten Vergangenheit. Eine große Urne, gefüllt mit Erde und Leichenbrand, offenbarte einen Teil der Nutzungsgeschichte der letzten 50 Jahre. Zwischen Erde und Knochen tauchte bei der schichtweisen Freilegung der Blockbergung ein Golfball auf! Nahe der Grabungsfläche war mehrere Jahre lang ein Golfpark betrieben worden. Das Auftauchen von Golfbällen auf der Grabungsfläche erschien daher nicht ungewöhnlich. Aber wie und wann war der Golfball in die Urne gelangt, wenn sie doch die letzten Jahrtausende ge-



Ein Golfball in der Urne. Zu erkennen sind Scherben des Schulterbereiches der Urne (Foto: BLfD, Monika Hintemann)

schützt von dem darüber befindlichen Boden ihrer Entdeckung harrte? Auf die Frage „Wie“ können wir keine zufriedenstellende Antwort geben, aber auf das „Wann“. Jener besagte Golfball führt ein Logo von AUDI, welches im Jahre 1978 eingeführt wurde und bis 1995 Verwendung fand. Die Bebauung der Grundstücke zwischen Golfpark und Grabungsfläche wurde 1990–92 genehmigt. Durch die zeitnahe Bebauung der Zwischenfläche wurde die Flugbahn für einen Golfball auf die Grabungsfläche versperrt. Der Golfball muss also zwischen den Jahren 1978 und 1992 seinen Weg in die Urne gefunden haben. Obwohl der Befund nicht sichtbar gestört war, ist der Transport des Golfballes zum Beispiel durch einen Kleinnager natürlich nicht auszuschließen. Dieser Golfball, dessen Weg in die Urne für uns ein Rätsel bleiben wird, zeigt, dass anerkannte Theorien auch einmal auf dem Prüfstand stehen können. Die übliche Lehrmeinung der Archäologen „der jüngste Fund datiert“ wurde mit diesem Golfball etwas durcheinander gebracht.

Metall – pulvrige bis glänzende Oberflächen

Die Auswahl an Metallobjekten war deutlich kleiner als bei den Keramiken. In der Bronzezeit wurden fast ausschließlich Kupferlegierungen verwendet, weshalb als Grabbeigaben hauptsächlich Schmuck oder Waffen aus Bronze zu finden sind. Unabhängig vom Objekttyp wurden alle Bronzegegenstände dokumentiert und Besonderheiten der Herstellungstechnik festgehalten. Nach der Erfassung der Stücke legte man die Oberfläche mit dem Skalpell unter dem Mikroskop frei. Je nach Erhaltungszustand konnte die originale, glatte Oberfläche freigelegt werden, die lediglich eine Farbveränderung durch den Korrosionsprozess erfahren hat. Ist die originale Oberfläche erhalten, so zeichnen sich die feinen Gravuren und Verzierungen auf dem Objekt nach der Restaurierung ab. Schlecht erhaltene Objekte haben eine pulvrige und unebene Oberfläche. Diese müssen bereits während der Freilegung gefestigt werden.

Manchmal hat aber auch hier der Restaurator Glück und entdeckt etwas Unerwartetes. Bei einem unscheinbaren Tutulus (Schmuckstück in Form eines

Kegels) zeigte sich während der Freilegung des sehr dünnen Bleches eine silberglänzende hauchdünne Schicht auf der Oberfläche. Bereits nach wenigen Stunden war die anfangs helle, glänzende Schicht nachgedunkelt. Dies legte nahe, dass es sich um eine flächige Versilberung handeln muss. Im Zentrallabor des BLfD wurde die Oberfläche mittels Röntgenfluoreszenzanalyse untersucht. Die Messergebnisse belegen, dass es sich zweifellos um ein Blech aus



Bronzenadel des Typs Wetzleindorf aus einem Grab. Der Nadelkopf ist mit eingravierten Kreisen und Halbkreisen verziert, deren Verlauf sich erst nach der Restaurierung der Nadel abzeichnete (Foto: BLfD, Jörg Stolz)



Kopf einer Vasenkopfnadel aus einer Blockbergung. Die Nadel lag als Grabbeigabe neben drei kleinen Beigefäßen in der Urne (Foto: BLfD, Jörg Stolz)

arsenhaltiger Bronze handelt, auf dem eine dünne Silberschicht aufliegt. Auch wenn es sich um gesicherte Erkenntnisse handelt, hat der Tutulus neue Fragen aufgeworfen. Warum weist nur einer der zwei als Grabbeigaben zugegebenen Tutuli eine Versilberung auf? Wie ist das Silber auf das Blech gekommen? Und wenn die Technik des Versilberns bereits bekannt war, warum findet es sich so selten? Fragen, die ohne die Restaurierung des Tutulus nicht aufgetreten wären und die Archäologen noch eine Weile beschäftigen dürften.

Organische Reste – finden und erfassen

Auf der Grabung sind vergangene organische Materialien meist an einer Verfärbung des umliegenden Erdreiches zu erkennen. Auf dem Objekt selbst bleiben die organischen Reste oft unter einer Korrosions- oder Erdschicht verborgen und werden erst während der Restaurierung unter dem Mikroskop sichtbar. Jedes noch so kleine Fragment wird systematisch kartiert. Ein eigenes von den Restauratoren des BLfD entwickeltes Kartierungsschema bildet die Grundlage einer einfachen, für jedermann schnell zu erfassenden Übersicht über die organischen Reste und deren Mikrostratigrafie. Selten konnten auf den Funden aus Grünwald so gut erhaltene organische Reste dokumentiert werden wie das leinwandbindige Gewebe auf einer Bronzescheibe.

Fazit

Dank der ausführlichen Dokumentation und der intensiven Zusammenarbeit der Restauratoren mit den Archäologen,



Verzierte Bronzescheibe auf einem Eisenblech, auf der leinwandbindiges Gewebe erhalten geblieben ist; die Kett- und Schussfäden in Z- und S-Drehung sind mit dem bloßen Auge erkennbar (Foto: BLfD, Monika Hintemann)

welche die Objekte gleichzeitig zeichnen und beschreiben, lassen sich detaillierte Aussagen zu Lage, Ausrichtung und Verwendung der Keramikgefäße und Metallfunde treffen. Die endgültige archäologische Auswertung der Funde wird noch eine Weile dauern. Als Grundlage für diese Arbeit dient die fachgerechte Restaurierung der Objekte. Nicht zuletzt deswegen können die Funde als Vermittler ihrer Zeit der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Restauriert für die wissenschaftliche Auswertung und Präsentation, wurde neben den für die zeitliche und typologische Einordnung der Stücke wichtigen restauratorischen Maßnahmen großer Wert auf das Erscheinungsbild und die Stabilität der Objekte gelegt. Insofern freuen sich alle beteiligten Institute und Kollegen des BLfD sehr über das Engagement, das öffentliche Interesse und nicht zuletzt über jedwede Unterstützung der Gemeinde Grünwald für dieses Projekt.

Annika Maier

Von der Ausgrabung in die Ausstellung: Vorgeschichtliche und frühmittelalterliche Gräber bei Firma Gerresheimer in Pfreimd

Auf Ausgrabungen ist für den Laien oft nur ein Aspekt der Archäologie zu sehen: unterschiedlich nachvollziehbare Verfärbungen und zuweilen unansehnliche Funde. Der Weg der Informationen und Funde in ein Museum ist oft langwierig und das kurzzeitige Presseinteresse bis dahin längst erloschen. Es gibt nicht viele gelungene Beispiele wie das

hier vorzustellende, die zeigen, wie man zeitnah mit dem archäologischen Erbe auch im Stadium nach der Ausgrabung nachhaltig umgehen kann.

Eine unvermeidliche Ausgrabung

Auf dem Betriebsgelände der Firma Gerresheimer in Pfreimd sollte im Frühjahr 2012 ein neues Gebäude er-

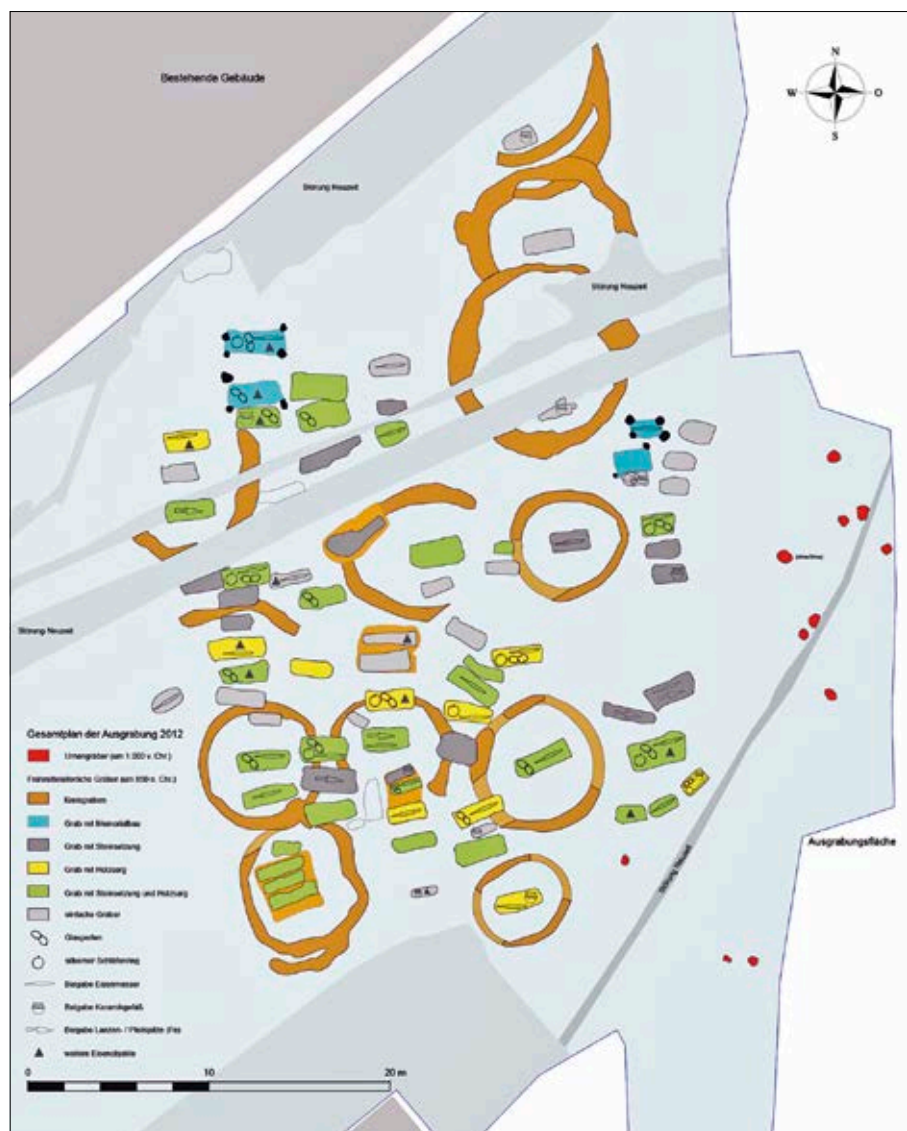
richtet werden. Da in der Nähe ein frühmittelalterliches Gefäß entdeckt worden war, wurden Voruntersuchungen der Baufläche festgesetzt. Schnell zeigte sich, dass hier ein komplexes Gräberfeld erhalten war, das innerhalb kurzer Zeit vor Baubeginn dokumentiert und ausgegraben werden musste. Die gute Zusammenarbeit und Kom-

munikation aller Beteiligten führte dazu, dass es gelang, die Grabungsarbeiten im April 2012 höchst effektiv umzusetzen und die jeweiligen Ziele zu erreichen. Die Durchführung der Grabungsarbeiten übernahm die Fa. Adilo GmbH aus Parsberg mit personeller Unterstützung durch Archäologische Ausgrabungen Pross, die Firma Gerresheimer, die Baufirma Maierhofer, den Bauhof der Stadt Pfreimd sowie durch ehrenamtliche Helfer. Eine beeindruckende Arbeitsleistung von ca. 3000 Arbeitsstunden an nur 18 Grabungstagen wurde von 13 bis 25 Mitarbeitern erbracht.

Insgesamt 168 Befunde wurden dokumentiert und ausgegraben: Elf Urnenbestattungen, 79 Körpergräber mit



Pfreimd, Lkr. Schwandorf. Die Fundstelle im Bereich der neuen Produktionshalle der Firma Gerresheimer im April 2012; die Kreisgräben und Grabgruben einiger Reihengräber sind gut zu erkennen (Foto: Adilo GmbH Parsberg)



Der Grabungsplan zeigt auf dem Reihengräberfriedhof des 9.–10. Jh. n. Chr. Fundverteilung und Grabtypen sowie Urnengräber des 11.–10. Jh. v. Chr. (rot) (Grundlage: Adilo GmbH Parsberg; Bearbeitung: BLfD, Christoph Steinmann)

13 Kreisgräben sowie Pfostengruben und andere Befunde. Diese verteilen sich auf zwei archäologische Epochen, nämlich die Urnenfelderzeit und das Frühmittelalter. Die herausragende Stellung des Gräberfeldes innerhalb der Oberpfalz war bereits zu diesem frühen Zeitpunkt zu erahnen.

Vorbereitungen für eine Präsentation

Noch während der laufenden Ausgrabungen wurde von Seiten des Bauherrn der Wunsch geäußert, die Grabungsergebnisse und einige Funde in dem neuen Gebäude auszustellen. Besucher und Mitarbeiter sollten die Möglichkeit erhalten, sich am Fundort über die Geschichte des Platzes informieren zu können. Dieses Ziel war nur in Zusammenarbeit der Stadt Pfreimd, der Firma Gerresheimer und des BLfD zu erreichen. Man legte ein Restaurierungsprojekt auf, um die Funde weiterhin dauerhaft zu erhalten bzw. überhaupt in einer Ausstellung präsentieren zu können. Die gemeinsame Finanzierung der restauratorischen Bearbeitung umfasste ein Gesamtvolumen von rund 40 000 Euro, wovon das BLfD einen Förderbetrag von 40 % übernahm. Die Freilegung und dauerhafte Sicherung der geborgenen Fundstücke nahmen die Restauratorinnen Katrin Odvody, Neutraubling, und Ines Brandt, Kraftsdorf/Thüringen, vor. Das Projekt begann im Januar 2014 und wurde Anfang September 2014 abgeschlossen.

In der Zwischenzeit wurden vom BLfD die verschiedenen Ergebnisse zusammengeführt und inhaltlich für die gewünschte Präsentation aufbereitet. Grundlage jeder Auswertung ist der Plan der Fundstelle, der Verteilung und Datierung der Befunde darstellt. Insgesamt elf Gräber der Ausgrabung datieren zwischen 1100 und 800 v. Chr. und damit an das Ende der Urnenfelderzeit (1350–800 v. Chr.). Zu jener Zeit wurden die Toten verbrannt und die Asche- und Knochenreste in Urnen bestattet. Urnengräber gibt es immer wieder in größeren oder kleineren Gruppen in der Oberpfalz, die einige Dutzend bis einige hundert Bestattungen umfassen können.



Silberne Schläfenringe wie diese am besten erhaltenen Exemplare konnten aus zehn der Gräber geborgen werden (Foto: MUSEO, Katrin Odvody)

Urnenfelderzeit

Die Verteilung zeigt deutlich die Westgrenze des Pfreimder Urnenfeldes, in allen anderen Richtungen ist mit weiteren Urnengräbern zu rechnen. Unklar bleibt das Ausmaß der Zerstörung beim Bau der A 93 und Straßen östlich des Gerresheimer-Betriebsgeländes. Während der mindestens 200 Jahre dauernden Nutzung des Ortes in der Urnenfelderzeit wurden die Verstorbenen auf offenen Scheiterhaufen verbrannt. Davor und danach dominiert die Sitte der Körperbestattung. Vermutlich sind religiöse Vorstellungen Hintergrund der veränderten Grabsitten. Die Öffnung der Urne wurde mit umgedrehten Gefäßen abgedeckt, meist Schalen oder Teller. Mitunter finden sich weitere Beigaben und Gefäße, die vermutlich Speisen oder Flüssigkeiten enthielten.

Die Urnen wurden als Ganzes geborgen und erst im Restaurierungslabor



Pfeilspitzen und andere Eisenobjekte wurden aufwendig restauriert, wie der Unterschied zwischen Ausgangszustand (links) und Ergebnis (rechts) zeigt (Foto: Brandt-Restaurierungen, Ines Brandt)

freigelegt. Auf diese Weise lassen sich die Knochenreste, der Leichenbrand, ohne Verlust bergen. Einzelne Scherben und Reste können besser zugewiesen und das ehemals zerdrückte Gefäß in ursprünglicher Form rekonstruiert werden. Damit ist eine typologische und nachfolgende zeitliche Einordnung leichter möglich. Auch können die ursprünglichen Fundzustände besser dokumentiert und später dem Besucher der Präsentation gezeigt werden.

Frühmittelalter

Wesentlich komplexer ist der frühmittelalterliche Reihengräberfriedhof mit insgesamt 79 Gräbern. Sie datieren zwischen 800 und 950 n. Chr. und lassen christliche Traditionen erkennen: Verstorbene wurden unverbrannt in länglichen, Ost-West ausgerichteten Gruben bestattet. Die Gräber sind typischerwei-

se in Reihen angelegt, daher auch der Begriff Reihengräberfeld. Diese Tradition beginnt in Bayern um 450 n. Chr. und ist nicht an bestimmte Volksgruppen gebunden. Südlich der Donau hält sie für etwa 300 Jahre an, doch in der Oberpfalz endet die Sitte erst im Laufe des 9./10. Jahrhunderts. Das Gräberfeld in Pfreimd markiert das Ende der Tradition, außerhalb von Kirchhöfen zu bestatten.

Bei der Hälfte der Gräber konnten Spuren von Holzsärgen nachgewiesen werden, die sich als schmale dunkle Bänder im hellen Sand abzeichneten. Genau dieser Sand hat dafür gesorgt, dass von den Knochen der Bestatteten nichts mehr übrig blieb, da sich der Kalk der Gebeine aufgelöst hat. Geschlechtsspezifische Zuordnungen sind deshalb nur über manche Funde in den Gräbern möglich, während 15 Kinderbestattungen an der geringen Größe der Grabgruben zu erkennen sind.

Mindestens zwölf der Gräber waren überhügelt und ganz oder teilweise mit einem umlaufenden Graben versehen. Diese Kreisgräber zeigen sich als dunkle bogenförmige Verfärbungen im Boden. Manche Gräber besaßen sogar sogenannte Memorialbauten. Bei vier der Grabanlagen sind Pfostenstellungen solcher Holzbauten sicher nachgewiesen. Da sich in 150 Jahren keine Bestattungen überschneiden, besaßen vermutlich alle Gräber irgendwelche Markierungen an der Oberfläche.

Die wertvollsten Beigaben waren silberne Schläfenringe als Bestandteil des damaligen Kopfschmucks: Sie wurden auf Stoffbänder aufgenäht, welche die Frauen um den Kopf trugen. Da diese Silberringe regelmäßig im Bereich der Stirn oder an den Schläfen gefunden werden, ist für den Schmuck der Name „Schläfenring“ eingeführt worden. Am



Juni 2014: Restaurierte Fundobjekte und Infotafel sind am ehemaligen Ort der Grabung aufgestellt und vermitteln die ersten Ergebnisse der Untersuchungen (Foto: BLfD, Christoph Steinmann)

gleichen Kopfband konnten zusätzlich Glasperlen befestigt sein, die aber auch Bestandteil einer Kette gewesen sein können. Diese Glasperlen ermöglichen im Vergleich mit anderen Reihengräberfeldern eine Datierung. Sensationell ist ein Frauengrab mit den bislang meisten Glasperlen in der Oberpfalz: 98 vollständige Perlen und weitere 40 Bruchstücke (halbe Perlen und kleiner) wurden in der Grabgrube entdeckt.

Fast die Hälfte der Gräber enthielt Beigaben aus Eisen. Meist war nicht erkennbar, was sich unter dem Rost befand. Die Schichten aus Korrosion und Schmutz wurden im Restaurierungslabor vorsichtig entfernt. Manche der Messer und Pfeilspitzen zeigten auf ihren Oberflächen sogar Spuren organischer Materialien, die sich üblicherweise nur schlecht erhalten: Leder, Bein, Holz oder sogar Textilien mit erkennbarem Gewebe.

Ähnliches zeigte sich bei den silbernen Schläfenringen: Schon während der Freilegung stellten die Restauratorinnen feinste Reste an Fasern und sogar Haaren fest. Diese konnten die Jahrhunderte nur überdauern, weil die Korrosion des Silbers ein chemisches Umfeld geschaffen hatte, das eine Zersetzung der Stoffe im Boden verhindert hat. Nur wenige Zentimeter weiter ist schon nichts mehr im sandigen Boden erhalten.

Diese faszinierenden Befunde konnten aber nur festgestellt werden, weil

man sie rechtzeitig schon auf der Grabung erkannt hatte und – trotz allen Zeitdrucks – im Block barg. Das umgebende Erdreich wurde dann unter Laborbedingungen erst beim Restaurieren entfernt. Solch millimetergenaue Arbeit ist auf der Ausgrabung vor Ort schlichtweg nicht möglich. Wenn aber eine Blockbergung im Labor untersucht wird, kann die genaue Lage einzelner Funde bestimmt werden. Sie hilft zu verstehen, wo und wie beispielsweise die Schläfenringe und Glasperlen getragen worden sind.

Einordnung

Vermutlich haben slawische und fränkische Siedler vor über 1000 Jahren gemeinsam auf dem heutigen Betriebsgelände ihre Toten bestattet, denn archäologische und historische Quellen weisen auf ein friedliches Nebeneinander beim Landesausbau hin. Die typisch slawische Brandbestattung fehlt zwar, aber westliche Waren des Franken- und Karolingerreiches waren für alle Gruppen gleichermaßen verfügbar. Über die Naab gab es wahrscheinlich ebenso Verbindungen in den bajuwarischen Süden. Kleine Tongefäße, die sich in wenigen Gräbern fanden, verweisen aber eher auf slawische Traditionen.

Wo die Bestatteten gewohnt haben, ist nicht sicher. Solche Gräberfelder lagen in der Regel in der Nähe der Wohnorte.

Die nächsten Siedlungsspuren aus jener Zeit, von denen wir heute wissen, befinden sich ca. 850 m entfernt im Zentrum von Pfreimd: Um 700 stehen hier erste Holzkonstruktionen, die durch eine neue Bauphase im 10./11. Jahrhundert abgelöst werden. Der ebenfalls frühmittelalterliche Bestattungsplatz von Iffeldorf liegt ca. 1,6 km entfernt auf der anderen Naabseite und wurde vermutlich zwischen 550 und 850 n. Chr. genutzt. Somit wird dieser vom Bestattungsplatz in Pfreimd quasi abgelöst.

Das frühmittelalterliche Gräberfeld auf dem Betriebsgelände der Firma Gerresheimer ist eines der größten seiner Zeit, die wir in der Oberpfalz kennen. Sein Aufbau und seine Funde bereichern die Forschung: Sie helfen zu verstehen, wie sich der Einfluss des Karolingerreiches nach Osten ausgedehnt hat. Wir erhalten Einblicke in eine Zeit äußerst rarer schriftlicher Nachweise. Die Entwicklung des Ortes Pfreimd und seine Verwurzelung in der Region in den vergangenen 1000 Jahren werden durch eine noch ausstehende wissenschaftliche Bearbeitung sicher besser verstanden. Genau diese Wurzeln verbinden uns mit dem Hier und Jetzt – wie die wegweisende Präsentation im modernen Produktionsgebäude der Firma Gerresheimer zeigt.

Christoph Steinmann

Patenschaft für ein Bodendenkmal

Ehrenamtliches Engagement für bedrohte Denkmäler

Gefährdete Denkmalgattung Grabhügel

Wallanlagen und Hügelgräber als markante Zeugnisse der frühen Besiedlung einer Landschaft finden sich obertägig wahrnehmbar heute hauptsächlich im Wald. Hier konnten sie sich besser erhalten als in landwirtschaftlich intensiv genutzten Flächen, wo sie überpflügt werden, bis sie kaum mehr sichtbar oder gänzlich zerstört sind. Zu Zeiten der entstehenden archäologischen Wissenschaften im 19. Jahrhundert waren diese Relikte erste Forschungsobjekte, insbesondere Grabhügel aber auch beliebte Ziele von

einzig an metallenen Antiquitäten interessierten Zeitgenossen. So wundert es nicht, dass ein Großteil der Hügel „ausgegraben“, im Vergleich mit modernen Standards allerdings eher „ausgeplündert“ wurde, wobei brauchbare Grabungsdokumentationen vor Mitte des 20. Jahrhunderts eine absolute Seltenheit darstellen. Heute existiert deshalb kaum noch ein Grabhügelfeld ohne längst „angetricherte“ oder völlig zerstörte Hügel, deren Funde zumeist in alle Himmelsrichtungen zerstreut oder komplett verschollen sind.

Leider gehört die Gefährdung dieser Denkmalgattung in den bayerischen

Wäldern nicht der Vergangenheit an, sondern ist brandaktuell. Nicht nur die forstwirtschaftliche Nutzung unter dem Einsatz schwerer Erntemaschinen bedroht die Denkmäler. Auch auf „Schatzsucher“ mit Metallsuchgeräten üben Wallanlagen und Hügelgräber nach wie vor große Anziehungskraft aus. Viele Höhengründungen mit Befestigungen dürften mittlerweile metallfrei sein. Dabei bedeuten solche Aktionen Verstöße gegen das Denkmalschutzgesetz und vom Strafgesetzbuch sanktionierte Tatbestände wie Unterschlagung und Sachbeschädigung. Das gilt natürlich auch bei augenscheinlich schon

früher zerstörten Grabhügeln, denn ein ausgeplündertes Grab bzw. Hügelgräberfeld ist ungeachtet seines aktuellen Überlieferungszustandes ein Bodendenkmal, da genügend Substanz des originalen Hügelaufbaus, manchmal sogar Teile der zentralen Bestattung(en) in situ erhalten sind. Zudem existieren die Nachbestattungen in der Hügelflanke oder die Flachgräber zwischen den Hügeln, die im 19. Jahrhundert nicht bemerkt wurden.

Schutzidee Denkmal-Patenschaft

Mehr und mehr erhält das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege durch Ehrenamtliche Kenntnis von solchen Raubgrabungen. Das liegt auch daran, dass neben der Erfassung und der Vermittlung die Kontrolle von Bodendenkmälern ein zunehmend wichtiges Wirkungsfeld des freiwilligen Engagements wird.

Um diesen praktischen Beitrag zum Denkmalschutz zu stärken und als Vorbild zu etablieren, erwuchs in Kooperation von ehrenamtlichen Mitarbeitern und dem Sachgebiet Ehrenamt in der Bodendenkmalpflege der Gedanke von Bodendenkmal-Patenschaften. Die Patenschaft kann sich auf ein bestimmtes Denkmal oder auf mehrere innerhalb einer Region beziehen. Getragen wird sie in der Regel von einem archäologischen Arbeitskreis oder Verein, der die Koordinierung und Durchführung verschiedener Aufgaben übernimmt. Im



Einweihung des archäologischen Wanderrundwegs „Von der Steinzeit zu den Kelten“ bei Steinfeld-Hausen am Tag des offenen Denkmals, 14. September 2014 (Foto: BLfD, Ralf Obst)

Fokus steht die detaillierte räumliche Erfassung und regelmäßige Kontrolle sowie die Pflege und Inwertsetzung der Bodendenkmäler. Fachliche Informationen und Handlungsanweisungen sind Teil der Beratung des Sachgebiets, die Ausstattung mit dem nötigen Equipment (GPS-Gerät, Geodaten usw.) sowie die Förderung einer adäquaten Öffentlichkeitsarbeit (Beschilderung, Vorträge usw.) kann bezuschusst werden.

Patenschaften bzw. einzelne Initiativen sind bereits in Franken realisiert worden, woran der Historische Verein

Landkreis Haßberge e. V., der Arbeitskreis Geschichte und Archäologie Coburg, der Heimat- und Geschichtsverein Steinfeld-Hausen-Waldzell e. V., die Geschichtsfreunde Stetten und die Diebacher Holzrechtler mit Kreisheimatpfleger Roland Heinlein beteiligt sind. Zum Tag des offenen Denkmals am 14. September 2014 wurden erste Infotafeln zu Grabhügelfeldern eingeweiht. Beim Heimat- und Geschichtsverein Steinfeld-Hausen-Waldzell e. V. ist die Informationstafel zu einem Grabhügelfeld Bestandteil eines neu angelegten archäologischen Wanderrundwegs mit zusätzlich neun kleineren Tafeln zur lokalen Vorgeschichte.

Information und Identifikation vor Ort

Zweifelloos kann durch solche Initiativen die Öffentlichkeit anschaulich über die Belange der Landesarchäologie und Bodendenkmalpflege informiert werden. Dabei ist von zentraler Bedeutung, dass eine andauernde Identifikation der Bevölkerung mit „ihrem“ Bodendenkmal gelingt. Und Raubgräber sollen wissen, dass es nun Personen gibt, die auf „ihr“ Bodendenkmal Acht geben, genau um die Rechtslage wissen und auch nicht zögern, ggf. die Polizei zu benachrichtigen.



Frisch beraubter Grabhügel bei Karlstadt-Stetten. Besichtigung mit den Geschichtsfreunden Stetten sowie Vertretern der Gemeinde und des Staatsforstes (Foto: BLfD, Ralf Obst)

Ralf Obst

Erding im ersten Jahrtausend

Archäologisches Sommersymposium im Museum Erding

Seit 2013 läuft das unter anderem vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege (BLfD) initiierte Forschungsprojekt „Erding im ersten Jahrtausend“. Hierbei handelt es sich um ein interdisziplinäres Kooperationsprojekt zahlreicher Institutionen mit archäologisch-anthropologischem Schwerpunkt: neben der Stadt Erding, die hierfür eigens einen Haushaltsposten geschaffen hat, und dem Institut für Vor- und Frühgeschichte der Ludwig-Maximilians-Universität München (LMU), dem die wissenschaftliche Projektleitung obliegt, sind das BLfD, die Archäologische Staatssammlung München (ASM) und die Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie München (SAPM) maßgeblich als Partner beteiligt. Unterstützung gewähren zudem das Archäo-BioCenter der LMU München, das Museum Erding und der Archäologische Verein Erding (AVE). Ziel des auf mehrere Jahre angelegten Forschungsvorhabens ist es, die in Erding besonders reichhaltigen archäologischen Quellen zu Spätantike und Frühmittelalter auszuwerten, Fragen zu einer möglichen Siedlungskontinuität im 5. Jahrhundert nachzugehen und die herausgehobene Rolle des Erdinger Raums im frühmittel-



Projektvorstellung durch Prof. Dr. Bernd Päßgen und Dr. Jochen Haberstroh (Foto: BLfD, Christian Later)

alterlichen Herzogtum Bayern näher zu beleuchten. Hierbei werden altbekannte wie auch neu ergrabene Fundstellen aus archäologischer, anthropologischer und archäozoologischer Sicht ausgewertet und zueinander in Verbindung gesetzt. Schwerpunkte liegen auf dem

1965 entdeckten frühmittelalterlichen Gräberfeld von Altenerding-Klettham, der zwischen 1994 und 2012 in Teilen ergrabenen frühmittelalterlichen Siedlung von Aufhausen-Bergham sowie den römischen Siedlungsstrukturen und den spätantiken Gräbern am Kletthamer Feld.

Erste Ergebnisse, zumeist aus drittmittelgeförderten Bachelor-, Master- und Doktorarbeiten sowie projektfinanzierten Werkverträgen, wurden am 19. Juli 2014 beim „1. Archäologischen Sommersymposium im Museum Erding“ vorgestellt. Trotz hochsommerlicher Außentemperaturen von 33 °C fanden rund 130 Fachleute und Interessierte den Weg ins Foyer des Museums, um zwischen 14.00 Uhr und 18.30 Uhr acht Fachvorträgen zu unterschiedlichen Themenbereichen und Aspekten des Projektes zu lauschen. Als Eröffnung und Einführung ins Tagungsthema stellte Prof. Dr. Bernd Päßgen von der LMU München im ersten, von Dr. Jochen Haberstroh vom BLfD moderierten Vortragsblock die zahlreichen derzeit in Arbeit befindlichen Teilprojekte vor, wobei er insbesondere den reiternomadischen Sattel der Zeit um 700 aus einem Kammergrab in Aufhausen-Bergham und dessen kulturelle Einordnung in Mittel- und Osteuropa thematisierte. Harald Krause M. A. beleuchtete im Anschluss in beeindruckender Informationsdichte die siedlungsgeschichtlichen Voraussetzungen und Veränderungen von der späten Latènezeit bis zum frühen Mittelalter im Erdinger Raum und betonte dessen über alle Zeiten stabile Funktion als Verkehrskorridor entlang des Moosrandes. Sophie Hüdepohl M. A. widmete sich in einer Detailstudie den römischen Befunden vom Kletthamer Feld/Gewerbepark West und arbeitete aus den zahlreichen vor- und frühgeschichtlichen Siedlungsspuren eine nur noch rudimentär erhaltene, überwiegend agrarisch geprägte Siedlung des späten 1. bis mittleren 3. Jahrhunderts n. Chr. heraus. Die spätrömische Grabgruppe am gleichen Ort, mit reichen Beigaben der Zeit um 400, wurde hingegen erst über ein Jahrhundert nach Aufgabe dieser römischen Siedlung an-



Die Referenten des 1. Archäologischen Sommersymposiums in Erding und Projektmitarbeiter, v. l.: Sophie Hüdepohl M. A., Harald Krause M. A., Prof. Dr. Bernd Päßgen, Dr. Jochen Haberstroh, Damian Eisen B. A. (kniend), Dr. Michaela Harbeck, Kurt Scholz M. A., Ursula Scharafin-Hölzl M. A., Dipl.-Biol. Andreas Rott (Foto: BLfD, Christian Later)



Blick in das fast restlos gefüllte Foyer des Museums Erding (Foto: AVE)

gelegt; der Wohnort der hier bestatteten gesellschaftlichen Oberschicht konnte noch nicht lokalisiert werden.

Nach der Kaffeepause berichtete im zweiten Vortragsblock Damian Eisen B. A. über alte und neue Untersuchungen zur Damaszierung von sieben ausgewählten Schwertklingen aus dem Gräberfeld von Altenerding. Anschließend sprach Kurt Scholz M. A., der in seiner Magisterarbeit versuchte, mittels einer Harris-Matrix-gestützten Auswertung von Grabüberschneidungen im Altenerdinger Gräberfeld neue Interpretationsätze bezüglich der Gesellschaftsstruktur zu erarbeiten. Dr. Michaela Harbeck von der SAPM München stellte in Zusammenarbeit mit Dipl.-Biol. Andreas Rott dessen Dissertationsvorhaben zum Phänomen der Mehrfachbestattungen im Altenerdinger Reihengräberfeld vor. Hierbei soll mittels DNA-Analyse geklärt werden, inwiefern sich Ver-

wandtschaftsverhältnisse und mögliche Todesursachen der Toten in frühmittelalterlichen Mehrfachgräbern feststellen lassen. Abgesehen davon, dass mehrfach tatsächlich ein Mutter-Tochter- oder Geschwister-Verhältnis aufgezeigt werden konnte, gelang auch der Nachweis, dass zumindest in einigen Fällen in der Mitte des 6. Jahrhunderts die Justinianische Pest (*Yersinia pestis*) in Bayern grassierte. Ursula Scharafin-Hözl M. A. stellte hingegen mit der Auswertung der frühmittelalterlichen Siedlung von Aufhausen-Bergham erneut ein archäologisches Dissertationsprojekt vor, das dank der großflächig ergrabenen Siedlungsbefunde, der durch Dendrodaten aus Brunnen und durch Kleinfunde gegebenen chronologischen Fixpunkte vom 7. bis ins frühe 11. Jahrhundert und auch durch die umfassende Auswertung der Tierknochen aus der Siedlung umfassende Einblicke in Struktur

und Wirtschaftsweise einer ländlichen Siedlung dieser Zeit verspricht. Den Abschluss des Vortragsprogramms bildete Dr. Kristin von Heyking, die im Rahmen eines Teilprojektes ergänzend zur archäologischen Befundauswertung die zahlreichen Hofgrablegen der Siedlung Aufhausen-Bergham anthropologisch bestimmt und untersucht.

In der Abschlussdiskussion herrschte Einigkeit, dass die Forschungen zu „Erding im ersten Jahrtausend“ sowohl im Hinblick auf die großzügige Förderung durch die Stadt Erding wie auch die zahlreichen Kooperationspartner ein bislang (leider) außergewöhnliches Projekt darstellen, dem zahlreiche Nachahmer zu wünschen wären. Denn, wie Prof. Päßgen betonte, neue Fragen und Methoden kommen nur zum Zuge, wenn man – wie beim Erdinger Projekt – „die Sachen auch in die Hand nimmt“ und auswertet. Mit einer gemütlichen Fortsetzung des begonnenen Austausches im Erdinger Mayr-Wirt endete diese kleine aber feine Tagung.

Als Bilanz darf bereits formuliert werden, dass schon im ersten Projektjahr weiterführende Ergebnisse erzielt und zahlreiche spannende Fragen neu aufgeworfen wurden. Gleichfalls wurde deutlich, dass die bislang vorliegenden Teilergebnisse gebündelt und zusammengeführt werden müssen – vielleicht in der in der Abschlussdiskussion aus dem Publikum gewünschten Überblickspublikation zum Projekt. Erst durch die Zusammenschau von Archäologie, Anthropologie und Geschichtswissenschaft wird es zu einer überzeugenden Annäherung an historische Realitäten kommen. Die ersten Schritte sind jedoch gemacht und lassen eine spannende Reise erwarten.

Christian Later und Stephanie Zintl

In der Denkmalliste: Altstraßenfächer bei Steiningloh

Altstraßen waren für die Besiedelung und Entwicklung des Landes von großer Bedeutung, denn sie dienten nicht nur dem Austausch von Wirtschaftsgütern und Informationen, sondern auch die Kolonisation und die Erschließung eines Raums ging von ihnen aus. Da

Altstraßen in der Regel nicht befestigt waren, zeichnen sie sich im Gelände als Hohlwege ab. Während diese durch den modernen Straßenbau und auf landwirtschaftlich genutzten Flächen längst eingeebnet sind, haben sie sich meist nur noch im Wald erhalten. In letzter Zeit

werden sie allerdings zunehmend als Deponie für Abfallholz oder Bauschutt zweckentfremdet, sodass es geboten erscheint, signifikante Reste unbefestigter Altstraßen in die Denkmalliste aufzunehmen. Eines der ersten Objekte dieser Kategorie in der Oberpfalz war

der markante Altstraßenfächer bei Steiningloh, Stadt Hirschau, im Landkreis Amberg-Sulzbach (Objektnummer D-3-6437-0002).

Altstraßen

Für den Warenverkehr auf dem Land benutzte man von jeher Straßen. War es bis ins Hochmittelalter der Mensch oder das Saumtier, so gewann im Zuge des erhöhten Transportaufkommens das Fuhrwerk als Beförderungsmittel zunehmend an Bedeutung. Gepflasterte Straßen mit einem festen Unterbau konnte man zwar schon im Altertum, vor allem bei den Römern. In der Oberpfalz aber gibt es einen planmäßigen Straßenbau erst seit dem 18. bzw. 19. Jahrhundert, und so glichen bis dahin selbst Hauptverkehrsstrecken schlechteren Feldwegen, die allenfalls an sumpfigen Stellen durch einen Knüppeldamm befestigt waren.

Bestanden die Straßen in ebenem Gelände in der Regel aus einer bis drei Fahrinnen, so erweiterten sie sich an Steigungsstrecken häufig zu einem ganzen Bündel. Hier wühlten die Hufe der



Steiningloh, Stadt Hirschau. Blick von der Forststraße auf den Hohlwegfächer (Foto: Walter Mayer)

Zugtiere, die eisenbereiften Räder der Wagen und die bei der Talfahrt eingelegten Bremsketten oder -schuhe die Erde auf. Infolge der Hangneigung unterlag der gelockerte Boden vermehrt der Erosion und wurde abgeschwemmt. War eine Fahrinne so stark eingetieft, dass dadurch die Bewegungsfreiheit eingeschränkt wurde, legte man dane-

ben eine neue an. So entstand oft ein breiter Fächer von mehr oder weniger parallel verlaufenden Hohlwegen, wobei die älteren in der Regel in der Mitte liegen. Dabei sind 10 bis 15 solcher Fahrspuren keine Seltenheit, je nachdem, wie lange und wie intensiv eine Altstraße befahren worden ist.

Der Trassenrest bei Steiningloh

Der Altstraßenrest liegt an der Westflanke des Tannachrückens, im Anstiegsbereich zwischen dem Amberger Ringweg (Markierung gelber Ring) und der Forststraße (Kühstubenweg) im lichten Flechten-Kiefern-Wald. Es handelt sich dabei um acht parallel verlaufende, zum Teil über 3 m in den hier anstehenden Doggersandstein eingetieft Fahrinnen. Insgesamt sind es sogar 14, da die beiden heutigen Wege ebenfalls auf alten Fahrspuren verlaufen und sich seitlich davon noch weitere befinden. Die breite Sohle der Rinnen weist auf eine Entstehung im Mittelalter hin, als der Warentransport schon weitgehend per Achse erfolgte, was aber nicht ausschließt, dass bereits ein älterer Vorläufer vorhanden war. Obwohl weiter hangabwärts keine Spuren der Altstraße mehr festzustellen sind, lässt sie sich dort noch als schmaler, in kommunalem Besitz befindlicher Flurstreifen fassen.

Der Trassenrest gehört zu einem Straßenzug, der in südöstliche Richtung verlief und sich zwischen Gebenbach und Freudenberg gut im Gelände bzw. auf der Karte verfolgen lässt. Von Gebenbach aus führte er vorbei an Urspring ins Krumbachtal, das er bei der



Der Verlauf des Altstraßenzugs ist auf der Karte rot, die angenommene Route von Sulzbach her blau eingezeichnet. Im Schnittpunkt der beiden Straßen liegt der Hohlwegfächer (© Bayer. Vermessungsverwaltung)

Urspringer Mühle querte. Danach ging es hoch zum Sattel zwischen dem Tanachrück und dem Blauberg und von dort hinunter nach Pursruck. Nach einem kurzen Stück im Fensterbachtal führte die Altstraße bei der Sägmühle steil hinauf nach Hötzelsdorf und dann weiter nach Freudenberg.

Transportgut Eisenerz

Bei der Begehung des Altstraßenfächers anlässlich der Prüfung seiner



In einer Fahrrinne des Hohlwegfächers gefundener Brauneisenerzbrocken, ein sog. Glaskopf, aus der Amberg-Sulzbacher Erzformation stammend (Foto: Walter Mayer)

Denkmaleigenschaft wurde in einer der nördlich der Forststraße gelegenen Fahrrinnen ein faustballgroßer Erzbrocken gefunden. Bei dem rund 3,5 kg schweren Stück handelt es sich um Brauneisenerz (FeOOH) aus dem Amberg-Sulzbacher Revier. Beim Transport auf der Steigungsstrecke dürfte es vom Wagen gefallen und liegen geblieben sein. Betrachtet man den Verlauf unserer Altstraße, so kann man davon ausgehen, dass der Erzbrocken aus einer Sulzbacher Grube stammt. Von dort wurde er zunächst über Godlrich und Höhengau nach Steiningloh und dann auf der beschriebenen Trasse weiter nach Freudenberg befördert. Bestimmt war der Erzbrocken offenbar für den dortigen Eisenhammer am Fensterbach (Hammermühle), der bis etwa 1600 in Betrieb war.

Die Oberpfalz war vom Hochmittelalter bis in die beginnende Neuzeit ein Montanzentrum von europäischem Rang. Die Grundlage dafür bildeten die im Amberg-Sulzbacher Revier geförderten, hochwertigen Eisenerze mit ihrem Fe-Gehalt von um die 50 %. Während die oberflächennahen Erzlager viel-

leicht schon während der Hallstattzeit ausgebeutet wurden, erfolgte im Mittelalter die Erzgewinnung im Untertagebau, der Tiefen bis zu 50 m erreichte. Zur Verhüttung und Verarbeitung der geförderten Erze entstanden ab dem 13. Jahrhundert an vielen Flussläufen der Oberpfalz sog. Hammerwerke, in denen man die Wasserkraft zum Ausschmelzen der Schlacke und zum Ausschmieden des Roheisens nutzte. Die Blasebälge für den Zerrenn- und den Wellherd sowie der schwere Hammer wurden dabei von Wasserrädern angetrieben. Hergestellt hat man vor allem Schieneisen, also Eisen in Schienen- oder Stabform, mit einem Stückgewicht von ca. 5,5 kg. Der Versand der Halbfertigprodukte zur Weiterverarbeitung in den großen Städten erfolgte zum Teil per Schiff auf Vils, Naab und Donau. So legt der Erzfund aus einer Fahrrinne des Altstraßenrests bei Steiningloh Zeugnis ab von einem einst wichtigen Frachtgut, dem die Oberpfalz im Mittelalter ihre wirtschaftliche Blüte verdankte.

Mathias Conrad

Nachwuchsdenkmalpfleger im Einsatz

Die Jugendbauhütte zu Gast im Bauarchiv Thierhaupten

Wie bereits im Vorjahr trafen sich auch 2014 die heranwachsenden Denkmalpfleger der Jugendbauhütte Regensburg im Bayerischen Bauarchiv. In ihrer dritten Seminarwoche – vom 17. bis zum 21. Februar 2014 – nutzten die Jugendlichen die Werkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in den ehemaligen Klosterräumen der Dienststelle Thierhaupten und ergründeten gemeinsam mit den Mitarbeitern die Baugeschichte und Besonderheiten eines Holzfensters aus dem Backhaus in Geyern, Landkreis Weißenburg-Gunzenhausen.

Die Jugendbauhütten der Deutschen Stiftung Denkmalschutz

Die Jugendbauhütten (JBH) sind ein Projekt der Deutschen Stiftung Denkmalschutz (DSD) in Trägerschaft der Internationalen Jugendgemeinschaftsdienste (ijgd) und bieten an bundesweit

13 Standorten jungen Menschen die Möglichkeit, ein Freiwilliges Soziales Jahr (FSJ) in der Denkmalpflege zu leisten. Dabei können sie sich theoretisch und praktisch mit dem Berufsfeld Denkmalpflege auseinandersetzen und entsprechende Kontakte knüpfen. Interessenten im Alter von 16 bis 26 Jahren bewerben sich nach dem Schulabschluss zum September jedes Jahres an den verschiedenen Einsatzstellen wie Planungsbüros, Behörden, Handwerksbetrieben oder kulturellen Einrichtungen. Die Arbeit in den Einsatzstellen wird pädagogisch durch sechs Seminarwochen ergänzt, in denen die freiwilligen Helfer einer Jugendbauhütte Denkmalpflegepraxis und -theorie vermittelt. Ausführlichere Informationen zu Inhalten und Anmeldung sind auf der Internetseite der ijgd unter <http://www.ijgd.de/dienste-in-deutschland/fsj-denkmalpflege/bewerbung-kontakt.html>

oder der DSD unter <http://www.denkmalschutz.de/aktionen/jugendbauhuetten/fsj-denkmalpflege.html> zu finden.

Die bayerische Jugendbauhütte Regensburg

Seit 2009 gibt es das FSJ in der Denkmalpflege mit der Jugendbauhütte Regensburg auch in Bayern. Die JBH Regensburg ist derzeit die einzige im süddeutschen Raum und wird vom Freistaat Bayern u. a. mit Mitteln des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege unterstützt. Von Regensburg aus organisiert Christoph Bucker, Leiter der bayerischen JBH, nun bereits zum sechsten Mal das Freiwillige Soziale Jahr in der Denkmalpflege in Bayern. Zu den Einsatzstellen gehören neben dem Restaurierungszentrum der Bayerischen Verwaltung der staatlichen



Die Gruppe der Jugendbauhütte 2014 im Ausstellungsbereich historischer Dachwerke in der Südscheune des Thierhauptener Klosters. Links: Dipl.-Ing. Julia Ludwar M. A., Leiterin des Bayerischen Bauarchivs, rechts: Christoph Bückler, Leiter der Jugendbauhütte Regensburg (Foto: JBH)

Schlösser-, Gärten und Seen im Schloss Nymphenburg, den Dombauhütten Regensburg und Passau oder der Restaurierungswerkstatt der Archäologischen Staatssammlung in München auch die Freilandmuseen in Bad Windsheim und Neusath-Perschen, der Geschichtspark in Bärnau und die Kirchenburg Mönchsondheim. Das BLfD hat zwei Plätze zu vergeben, an der Dienststelle Nürnberg und im Dendrolabor in Thierhaupten, wo Jugendliche Einblick in das Berufsfeld der archäologischen Denkmalpflege erhalten.

Neben der Tätigkeit in den Einsatzstellen treffen sich die Jugendlichen sechs Mal im Jahr zu den Seminarwochen. In ihrer ersten Seminarwoche beteiligen sie sich am Tag des offenen Denkmals, die fünf folgenden Termine können die Jugendbauhüttenleiter frei gestalten. Je nach regionalen Gesichtspunkten und den Möglichkeiten vor Ort entwerfen sie ein entsprechendes Rahmenprogramm. Christoph Bückler bemüht sich um Abwechslung für die 22 bayerischen Teilnehmer und Teilnehmerinnen und organisiert Jahresprojekte, die zwei bis drei Seminarwochen umfassen. Dabei kommen sie mit unterschiedlichen in der Denkmalpflege tätigen Gewerken in Berührung, lernen Restaurierungs- und

Konservierungsmethoden kennen oder bekommen Einblick in die historische Bauforschung.

Projekte in Bayern

2011/12 half die Jugendbauhütte zwei Wirtschaftsgebäude in Unternzen, im Landkreis Neustadt a. d. Aisch-Bad Windsheim, statisch zu ertüchtigen, neu einzudecken und zu restaurieren. Im Jahrgang 2013/14 beteiligten sich die freiwilligen Helfer an der denkmalgerechten Instandsetzung des historischen Backhauses in Geyern, Lkr. Weißenburg-Gunzenhausen, das in das frühe 19. Jahrhundert datiert wird. Der kleine eingeschossige Satteldachbau aus Naturstein und Ziegelmauerwerk befindet sich auf dem Grundstück eines ehemaligen Dreiseithofes, dessen früheres Wohnstallhaus in Jurabauweise nun von Familie Treiber bewohnt wird. Die Jugendlichen begleiteten und unterstützten die Bauherren bei allen Phasen der denkmalgerechten Instandsetzung des Backhauses und waren sowohl in behördliche Prozesse und Abläufe wie in die anschließende Ausführung der denkmalpflegerischen Maßnahmen involviert. Mit Unterstützung einer Bauforscherin wurde ein verformungsgerechtes Aufmaß angefertigt, das die

Grundlage der späteren Restaurierungsmaßnahmen bildete. Diese erfolgte dann unter fachlicher Anleitung von Handwerkern im Mai und Juni 2014. Auch die Einsatzstellen beteiligten sich mit den Möglichkeiten ihrer jeweiligen Spezialgebiete. Zum Beispiel restaurierte man im Goering-Institut in München ein Holzfenster des Backhauses, die bauforscherische Spurensuche und die Altersbestimmung geschah in den Thierhauptener Werkstätten. Zwischenzeitlich wurden im Fränkischen Freilandmuseum Bad Windsheim 700 Ziegelsteine im historischen Format gebrannt.

Seminarwoche in Thierhaupten

Wie bereits 2013 nutzte die Jugendbauhütte Regensburg auch 2014 eine Woche lang die unterschiedlichen Werkstattbereiche der Thierhauptener Dienststelle, um anhand des historischen Fensterstocks Rückschlüsse auf die Baugeschichte des Backhauses zu finden. Jan Ermel – für die Denkmalakademie der Deutschen Stiftung Denkmalschutz in Frankfurt-Hoechst tätig – nahm die Jugendlichen in den ersten beiden Wochentagen mit auf eine Reise durch die Europäische Kunst- und Baugeschichte. Im Seminarraum des Bauarchivs verwebte er spannend und kurzweilig die Stilepo-

chen von der Antike bis zur Gegenwart mit den geschichtlichen Zusammenhängen der sich ständig verändernden Gesellschaft. Danach war es für die Jugendlichen kein Problem mehr, die Fragen von Stephanie Hodek zu den Leihstücken der Kölner Dombauhütte in der mineralischen Werkstatt des Bauarchivs zu beantworten: vom Stil her gotisch, am Kölner Dom neugotisch, aus ästhetischen und statischen Gründen auf Strebepfeilern angebracht – es handelte sich um eine Fiale. Welche Bearbeitungsschritte vom gesägten Block bis zum fertigen Stück bei der Rekonstruktion einer Fiale nötig sind, veranschaulichten die in den unterschiedlichen Herstellungsstadien belassenen Werkstücke.

Den Blick für die gewachsene Baukultur geschult, schauten die Jungs und Mädels mit Franz Herzig, dem Leiter des Dendrolabors, hinter die Kulissen der Dendrochronologie. Die „Baum-Zeit-Lehre“ (griech.: dendron=Baum, chronos=Zeit und logos=Lehre) ist eine Datierungsmethode, bei der die Jahresringe von Bäumen anhand ihrer unterschiedlichen Breite einer bestimmten, bekannten Wachstumszeit zugeordnet werden können. Der Blick durchs Mikroskop und die Einordnung in der Referenzchronologie ergab für das Querschnittstück des Eichenfensterstocks aus Geyern eine Fällzeit zwischen 1705 und 1716. Mit diesem Ergebnis fiel die Entstehungszeit des Backhauses ein Jahrhundert vor die bisher angenommene. Ein weiteres Indiz sind im Backhaus verbaute Ziegel im typischen Format des 18. Jahrhunderts.

Martim Saar, der Leiter des Fachbereichs Holzkonstruktion des Bayeri-

schen Bauarchivs, erklärte den Jugendlichen jedoch, dass das Fenster wie die Ziegel auch in „Zweitverwendung“ eingebaut worden sein könnten. So sind die Zapfenverbindungen für ein Backhausfenster ungewöhnlich aufwendig. Für die Datierung ist also wichtig, den gesamten Gebäudekomplex im Blick zu haben. Das Ergebnis sollte die Essenz unterschiedlicher Untersuchungsmethoden sein.

Dass funktionale Zusammenhänge oftmals verloren gehen, wenn Bauteile aus ihrem ursprünglichen Kontext gelöst werden, wird gerade in der Bauteilesammlung des Bauarchivs verständlich. Bei der Führung durch die Sammlung aus Türen und Fenster, vorbei an Dachziegeln, Wandabnahmen und Steinskulpturen, bis hin zur Turmspitze aus Kupfer machte Julia Ludwar, die Leiterin des Bauarchivs, immer wieder darauf aufmerksam, wie wichtig jedes Detail sein kann. Zum Beispiel könnte der gekrümmte Nagel im ältesten bekannten Holzfenster Bayerns, in die Zeit der Romanik datiert und geborgen aus dem Kirchturm der Pfarrkirche in Ebersberg, ein Indiz dafür sein, dass der Rahmen einst mit Leder oder einem Tuch bespannt war.

Von der Spurensuche zu restaurierungsethischen Fragestellungen: Am letzten Seminartag stieg Martim Saar in die Diskussionen rund um die Denkmalpflege ein. Restaurieren oder konservieren, welche Kompromisse sind zwischen Erhalt und Funktionalität möglich? Kreative, in der Praxis auch umsetzbare Reparaturvorschläge tragen häufig zu denkmalverträglichen Lösungen bei. Der Austausch alter Fenster

kann oft z. B. durch die Erneuerung des Anstrichs um Jahre verzögert werden. Die hohe Qualität historischer Baustoffe und Konstruktionen bürgt vielfach für eine – im Vergleich zu heutigen Industrieprodukten – höhere Lebensdauer. Wichtig ist jedoch, Technik und Umgang mit den Materialien zu beherrschen. So bestärkte Saar die Jugendlichen über einen Beruf im Handwerk nachzudenken, „denn die Denkmalpflege braucht nicht nur Theorie und Wissenschaft, sondern auch Menschen, die die alten Techniken noch beherrschen und mit handwerklichem Geschick und Können zum Erhalt unserer Kulturgüter beitragen“.

Ausblick

In diesem Sinne eröffnete die Seminarwoche in Thierhaupten den freiwilligen Helfern neue Blickwinkel, nicht nur in Bezug auf die Denkmalpflege, sondern auch beruflich und bestärkte sie in ihrem Einsatz im Freiwilligen Sozialen Jahr in der Denkmalpflege. Christoph Bücker bedankt sich beim BLfD und allen Beteiligten für die freundliche Aufnahme und freut sich auf Input und Austausch für das kommende Projekt, das in Zusammenarbeit mit der Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen auf der Cadolzburg bei Fürth geplant ist. Seit Sommer 2014 wird das instandgesetzte Backhaus von der Gemeinde Geyern für gemeinsame Brotbacktage genutzt. Besonderer Dank gebührt deshalb den freiwilligen, sozialen Helfern, die mit ihrem Engagement einen Beitrag für unsere Gesellschaft leisten.

Christoph Bücker
und Stephanie Hodek



Franz Herzig, Leiter des Labors für Dendroarchäologie, erläutert die Jahringstärken eines Baumes



Martim Saar, Leiter des Fachbereichs Holzkonstruktion in der Holzwerkstatt des Bauarchivs (Fotos: JBH, Christoph Bücker)

„Masel Tow“ – Viel Glück

Denkmalschutzmedaille für den Förderverein ehem. Synagoge Obernbreit

Spaziert man die Kirchgasse – früher Judengasse genannt – im unterfränkischen Obernbreit, Landkreis Kitzingen hinunter, bleibt man unweigerlich vor der einladend frisch restaurierten Fassade der ehemaligen Synagoge stehen, die sich gut in die umliegenden Häuser einpasst: Sonnengelb gestrichene Mauern schauen unter einem roten Walmdach hervor, an deren Langseite ein Davidstern auf grünem Grund – ein Chuppa- bzw. Hochzeitsstein –

Schaut man neben dem Stein durch eines der anmutig geschwungenen Fenster, stellt sich über den Kontrast im Inneren Erstaunen ein: Wer hier Prunk sucht, findet stattdessen Wunden, die sichtbar an die wechselvolle Geschichte des Gotteshauses erinnern: Alte Putze über alten Bruchsteinmauern liegen neben neuen, nackten Ziegellagen und darüber wechseln sich blaue Wandanstriche mit großen farblosen Bereichen ab.



Außenansicht der Synagoge von Obernbreit im Landkreis Kitzingen (Foto: Friedrich Heidecker, 2013)

mit einer hebräischen Inschrift über den Zweck des Gebäudes Auskunft gibt: „Stimme des Jubels und Stimme der Freude – Stimme des Bräutigams und Stimme der Braut“. Daneben stehen das Erbauungsjahr 1747/48 und der gute Wunsch „Masel Tow“ – Viel Glück.

Der äußere Charme des Hauses und der etwas irritierende Eindruck seines Inneren machen neugierig, mehr über seine Geschichte erfahren: Alles begann mit dem Bau der Synagoge im Jahr 1747/48. Da waren in Obernbreit zwar schon längst jüdische Bewohner ansässig, aber für die gestiegene Zahl



Blick in den Raum mit seinen ablesbaren Spuren der Zeit (Foto: LRA Kitzingen, 2013)



Altoberbürgermeister Friedrich Heidecker, Initiator des Fördervereins (Foto: privat)

der Bewohner wünschte man sich nun eine Synagoge. Und die israelitische Gemeinde wuchs auch noch in den Jahrzehnten danach. Veränderungen traten um das Jahr 1860 ein: Verkehrsgünstigere Orte winkten mit besseren wirtschaftlichen Bedingungen, und die Landbevölkerung wanderte in die größeren Städte ab. 1912 musste die Synagoge geschlossen werden, die jüdische Gemeinde löste sich auf. Ein Jahr später wurde das Gotteshaus verkauft und fristete von da an als Scheune und Werkstatt sein Dasein. Viele der Ausstattungsdetails gingen verloren.

Vom Kult- zum Kulturraum

Es dauerte fast 100 Jahre, bis man sich an die alte Synagoge erinnerte und sie wiederherstellen wollte. Altbürgermeister Friedrich Heidecker stellte 2006 die Weichen für die Gründung des Fördervereins ehemalige Synagoge Obernbreit e. V., welcher das Gebäude erwarb, um es zu einem Ort des Lernens, der Begegnung und Erinnerung zu verwandeln. Und erinnern wollte man vordergründig natürlich an die Geschichte des Hauses: an das Ah, Oh und Weh und schließlich auch an die Nachnutzung. Das Restaurierungskonzept, denkmalfachlich vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege beraten, sah vor, die Bausubstanz

mit ihren Alters- und Gebrauchsspuren zu bewahren. Man wollte nichts verstecken oder übermalen, es sollte entgegen „Aus den Augen, aus dem Sinn“ restauriert werden, indem man Fehlstellen, Schrammen und Veränderungen bewahrte. Dass dafür ein finanzielles wie auch physisches Herkulesstück geleistet werden musste, war allen klar.

Finanziell beteiligten sich der Landkreis Kitzingen mit dem sogenannten LEADER-Projekt „Kulturraum ehemalige Synagoge Obernbreit“, der Entschädigungsfonds Bayern, die Landesstiftung, der Markt Obernbreit und der Förderverein. Die Vereinsmitglieder kamen obendrein noch ordentlich ins Schwitzen, als sie den verschütteten Zugang zur Mikwe selbst per Hand freilegten: Es ging Meter für Meter in die



Abstieg zur Mikwe in zehn Metern Tiefe
(Foto: BLfD, Eberhard Lantz, 2012)

Geht man vom Bad die schmale steile Treppe wieder empor, fällt dem nach oben blickenden Besucher sofort das neue Tonnengewölbe des ehemaligen Gotteshauses ins Auge, das sich wieder stolz präsentiert. In der langen Zeit als Scheune war ein zweites Geschoss für Lagermöglichkeiten eingezogen worden. Nun, nach dem Einbau der Empore, kann der Besucher die ursprüngliche Unterteilung in den ehemaligen Frauen- und Männerbereich wieder nachvollziehen. 2013 wurden die Arbeiten beendet – und siehe: Entstanden ist ein neues altes „Dach über dem Kopf“, und wiedererstanden ist ein lebendiges Denkmal und ein herausragendes Zeugnis jüdischen Lebens in Franken. Um dieser gelungenen Umsetzung auch von denkmalflegerischer Seite her Wertschätzung entgegenzubringen, erhielt Friedrich Heidecker stellvertretend für den einsatzfreudigen „Träger- und Förderverein ehem. Synagoge Obernbreit e. V.“ die Denkmalschutzmedaille 2014 verliehen und von Staatsminister Dr. Ludwig Spaenle überreicht.

Nun kann und wird an diesem Ort der Begegnung wieder viel erlebt: Zum Beispiel kann der Besucher mittels Fotoausstellungen oder interessanter Vorträge in ferne Länder reisen, während Benefizkonzerten virtuos Klängen lauschen und sich mit der jüdischen Vergangenheit beschäftigen.

Ina Hofmann



Chuppastein (Foto: BLfD, Eberhard Lantz, 2012)

Tiefe, und nach insgesamt 550 Arbeitsstunden hatte man den zehnten Meter und das Ziel erreicht: das ehemalige rituelle Bad, welches von Grundwasser gespeist wird. Man betrat es gänzlich unbekleidet, ohne Schmuck und Schminke. Gründe für eine rituelle Reinigung waren der Kontakt mit Toten, eine überstandene schwere Krankheit, bei Frauen die bevorstehende Hochzeit oder die Geburt eines Kindes. Männer sollten vor Jom Kippur, dem Versöhnungstag oder dem Sabbat im kühlen Nass untertauchen.

Ein Haus im Wald

Denkmalschutzmedaille für die Sanierung des Bergbauernhofs „Dreiwies“

Fährt man mit dem Finger auf der Landkarte von München Richtung Nordosten, gelangt man sehr schnell zum Landkreis Straubing-Bogen, in dem der Markt Schwarzach liegt. Dort am Berg, tief im Grünen, umschattet von hohen Bäumen und hinter saftigen Wiesen liegt – man erwartet an dieser Stelle Schneewittchen und die sieben Zwerge, aber es ist etwas ganz Reales – der Bergbauernhof Dreiwies. Ein imposantes Haus: zwei Geschosse, rotes Pfettendach, Bruchsteine, viel Holz, aus welchem auch die zwei Giebellauben

gezimmert sind, die den Besucher einladend begrüßen. Begrüßt wird man auch von einem netten, schwanzwedelnden Vierbeiner, den Pferden, Hühnern und Kälbern, die es sich auf den dazugehörigen Wiesen gut gehen lassen – und hat man allen anständig „Grüß Gott“ gesagt, steht man schließlich vor dem Herrn und Besitzer des Waldlerhauses: Dr.-Ing. Norbert Bergmann. Er kaufte das denkmalgeschützte Anwesen vor fünf Jahren, da war der Dreiwieshof schon 175 Jahre alt, und die Zeit hatte sichtbar ihre Spuren hinterlassen.



Norbert Bergmann (Foto: Privat)



Der Bergbauernhof Dreiwies im Markt Schwarzach, Lkr. Straubing-Bogen, vor und während der Instandsetzung (oben) ... und nach Fertigstellung (rechts) (Fotos: Norbert Bergmann)

Aber Norbert Bergmann rettete, was vom Verfall bedroht war und sanierte alles sorgfältig: Dem wackeligen Häuschen wurden Maßnahmen zur Wiederherstellung seiner Standsicherheit verordnet. Ein weiteres zentrales Thema im Sanierungsprogramm war die Trockenlegung des Denkmals: „Das Mauerwerk war vollständig durchfeuchtet“, so Bergmann. Er legte Drainagen und eine Betonauflage bis zur Geländeoberfläche an. Notwendig war auch eine Fassung der Quellaustritte im Gelände.



Das wiederhergestellte Backhäuschen (Foto: Norbert Bergmann)

Das Wohnstallhaus mit seiner für diese Hausform typischen Aufteilung in Flez, Stube, Kammer und Stall sollte Wohnhaus im Ganzen werden. Der Fachmann nutzte dafür traditionelle Handwerkstechniken und setzte mit gleichen Materialien Zerstücktes instand. Viel konnte erhalten werden, wie die Dachstühle über Wohn- und Stallteil, die zum Teil noch verstärkt und abgestrebt wurden, und die noch weitgehend intakten Partien des Holzblockbaus im Obergeschoss und Dachbereich. Auch einige der originalen Holzfenster von 1834 geben nun Einblick in das Haus im Wald. Anderes wurde repariert, ergänzt oder ausgetauscht – einiges der modernen Zeit angepasst: Im Badezimmer installierte man eine Fußbodenheizung unter Hauzenberger Granit – die sieben Zwerge wären begeistert, nicht nur von der Heizung, auch vom niederbayerischen Granit, denn diesen findet man sonst unter den Füßen hochbedeu-

Substanz in und um die bayerischen Lande.

Und dass Waldlerhäuser vor dem „Aussterben“ bewahrt werden müssen, ist allen natürlich spätestens seit dem Tag des offenen Denkmals 2011 klar: Damals informierte eine Ausstellung im ehemaligen Marstall von Herzog Albrecht V., im heutigen Hauptsitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, über die prekäre Situation dieser ländlichen Bau- und Wohnform. Das erste Heft der neugegründeten Denkmalpflege Themen, „Das Waldlerhaus. Einst und heute – Mit der Vergangenheit in die Zukunft“, machte das schließlich überdeutlich. Der Verdienst von Norbert Bergmann, den Bergbauernhof mit größtmöglicher Schonung der Originalsubstanz instandgesetzt und ein bedeutendes Zeugnis der bäuerlichen Welt des 19. Jahrhunderts gerettet zu haben, würdigte das Bayerische Staatsministerium für Bildung und Kultus, Wissenschaft



tender Persönlichkeiten wie von König Max I. Joseph vor der Nationaloper in München oder unter Josef Wenzel Radetzky von Radetz in Prag.

Norbert Bergmann hat nicht nur hier, am Dreiwieshof, Bedeutendes geleistet: Er und seine Firma, bestehend aus Architekten und Bauingenieuren, sind überhaupt in Sachen Denkmalrettung „alte Hasen“: Ein Blick auf die Firmenhomepage zeigt lange Listen von Sanierungs- und Instandsetzungsprojekten auch denkmalgeschützter

und Kunst 2014 mit der Verleihung der Denkmalschutzmedaille.

Instandgesetzt wurde von ihm auch das zur Dreiwies gehörige Backhäuschen, sodass der Hausherr Leckerer daraus, zusammen mit einem Trunk aus eigener kühler Quelle, genießen kann. Ob das „Häusle“ mit dem geschnitzten Herzl in der Tür nun ebenfalls in Betrieb ist, muss der geneigte Leser beim Besitzer schon selbst erfragen.

Ina Hofmann

ÜBER DEN ZAUN

Bei den Kaffa Kaisern in Bonga – ein Umweltprojekt in Äthiopien macht Geschichte

Archäologische Freilichtmuseen haben in Europa eine lange Tradition. Vor allem in den letzten Jahrzehnten nahmen entsprechende Angebote zu, denn sie scheinen gut geeignet, auch in peripheren Gebieten Besucher anzuziehen. Zwar unterscheiden sich Freilichtmuseen in ihrem Bildungsauftrag nicht von Museen im herkömmlichen Sinn, doch die räumlichen Voraussetzungen zur Darstellung wissenschaftlicher Erkenntnisse, die vielfältigen Möglichkeiten zur Verlebendigung und Ausgestaltung ermöglichen vielgestaltige Wege der Wissensvermittlung.

Das vielseitige Projekt lässt auch ein Freilichtmuseum entstehen

Während in Europa zahlreiche Angebote zu unterschiedlichen Epochen und Themen die Museumslandschaft ergänzen, ist diese Art der Vermittlung auf dem afrikanischen Kontinent bislang eher selten. In Äthiopien entsteht ein erstes Freilichtmuseum, das „Kafa Culture Center Open Air Museum“ in Bonga, Region Kaffa. Kaffa gehört größtenteils zur administrativen Einheit der „Kafa Zone“ im Regionalstaat „Southern Nations, Nationalities and Peoples Regional State“ und befindet sich im Südwesten Äthiopiens, ungefähr 450 km von Addis Abeba entfernt. Das ehemalige König- bzw. Kaiserreich von Kaffa liegt inmitten der letzten verbliebenen Bergnebelwälder Äthiopiens auf einer Höhe von ca. 1700 m. Der Naturraum gehört zu den 34 weltweiten „Biodiversity Hotspots“ (Eastern Afromontane) und gilt als Ursprung und Zentrum der genetischen Vielfalt von Arabica-Kaffee mit insgesamt 5000 bekannten Varietäten. Heute befindet sich dort eines der zwei ersten Biosphärenreservate des Landes. Während vor einigen Jahrzehnten noch rund 40 % der Fläche Äthiopiens von Wald bedeckt waren, sind es heute nur noch knapp 3 %. Dieser Verlust wirkt sich auf das gesamte Ökosystem aus,



Lage der Region Kaffa in Äthiopien (Karte aus: S. Sütterlin/B. Tepfer, Äthiopiens wilde Bohnen, 2009)

mit drastischen Folgen für das Klima und den Wasserhaushalt weltweit. Daher engagieren sich seit 2001 zahlreiche Initiativen für die nachhaltige Entwicklung der Region und den langfristigen Schutz der Bergnebelwälder von Kaffa. Zur Stärkung der regionalen Identität, zur Ausbildung von Geschichtsbewusstsein und Schaffung eines erweiterten Angebots für den in der Region im Aufbau begriffenen Ökotourismus als alternative Einkommensquelle – einhergehend mit dem Ziel des Erhalts der Wälder – erweiterte der Naturschutzbund Deutschland e. V. (NABU) ab 2009 die bisherige Projektarbeit mit anderen deutschen Partnern um ein mehrjähriges Großprojekt, finanziert durch die Internationale Klimaschutzinitiative des Bundesumweltministeriums. Das Projekt umfasste auch eine kulturelle bzw. historische Komponente. Diese schließt u. a. die Neuerfassung der Historie der Region, vor allem jedoch den Nachbau einer der Königspaläste als belebtes Freilichtmuseum, dem „Kafa Culture Center Open Air Museum“ als zentrale Punkte mit ein.

Das Reich Kaffa

Nach eigener Überlieferung wurde das Reich in der Mitte des 14. Jahrhunderts

gegründet. Der Reichtum Kaffas gründete auf Handel, vor allem mit Zibeth, Honig, Wachs und Kaffee. Der Kaiser, später Kaiser-Gott als Priester des Hequo, blieb dem Volk stets unsichtbar. Einem strengen Zeremoniell folgend, zog er mit seinem Gefolge von Pfalz zu Pfalz, um von dort aus seine Amtsgeschäfte zu führen. Doch mündliche Überlieferungsstränge der Geschichte wurden durch die Eroberung Kaffas am Ende des 19. Jahrhunderts durch Kaiser Menelik II. (1889–1913) – auch bis in jüngere Zeiten hinein – unterbrochen. Lokale schriftliche Quellen fehlen. Sachquellen haben sich nur wenige erhalten. Der letzte Kaiser Kaffas Gaki Scherotscho (1890–97) wurde gefangengesetzt und starb in Addis, ohne die Freiheit wieder erlangt zu haben. Die Insignien wurden teilweise zunächst außer Landes gebracht, heute befindet sich die Krone wieder in Addis Abeba.

Anders die Quellenlage in Europa: Reisende beschreiben das Land erstmals in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Am bedeutsamsten sind aber die Aufzeichnungen Friedrich Julius Biebers aus dem frühen 20. Jahrhundert. Bieber beherrschte die lokale Sprache, auch den Lokaldialekt Kaffinono. Im Rahmen einer 1905 – also nur wenige Jahre

nach der Eroberung Kaffas – unternommenen Reise, die eigentlich dem Aufbau von Handelsbeziehungen zwischen Abessinien und dem K. u. K.-Reich dienen sollte, erlaubte ihm Kaiser Menelik II., nach Kaffa zu gehen. Von jener nur wenige Wochen dauernden Expedition brachte Bieber das bisher umfassendste Material mit. Seine schriftlichen, zeichnerischen und fotografischen Dokumentationen veröffentlichte er in einem zweibändigen Werk. Zahlreiche Sachquellen, darunter auch Exponate, die sich im Ursprungsland nicht mehr erhalten haben, befinden sich heute im Ethnologischen Museum Wien sowie im Bezirksmuseum Wien-Hietzing. Mit der auszugsweisen Übersetzung seines Werkes ins Englische im Rahmen des Projekts wird eine der wichtigsten Quellen zu Kaffa für einen größeren Kreis erschlossen. Sie ist eine wichtige Grundlage für die weitere Beschäftigung mit der Geschichte. Ergänzend werden aus dem Nachlass weitere Unterlagen zugänglich gemacht. Vorwiegend handelt es sich um Bildmaterial der Reise von 1905, zur Verfügung gestellt vom Bezirksmuseum Wien-Hietzing unter Mitwirkung von Klaus Bieber.

Denkmalerfassung und Visualisierung

Zu den bislang vornehmlich aus europäischem Blickwinkel verfassten Bewertungen wurde vor Ort begonnen, Traditionsstränge zu recherchieren und zu dokumentieren. Dazu gehört auch die Erfassung obertägig noch sichtbarer Denkmäler, wie Abschnitte der Landesfestung, die Königsgräber und



Freilichtmuseum in Bonga, Äthiopien. Arbeiten des Nachbaus des Königshofs im „Kafa Culture Center Open Air Museum“ (Foto: NABU, Mesfin Tekle)

die ehemaligen Pfalzplätze des Kaisers in Anderacha, Bonga, Gerabequo und Schadda. Das Plateau der ehemaligen Pfalz in Bonga, von wo sich ein weiter Blick in die Region öffnet, wird im „Kafa Culture Center Open Air Museum“ als Königshof mit allen dazu notwendigen Gebäuden und auf originalem Platz nachgebaut. Vorbreitende Arbeiten haben schon lange stattgefunden. Die Errichtung des Kaiserpalasts und der Wege-Infrastruktur ist abgeschlossen. Zukünftig sollen die Bauten und die umgebende Landschaft, die Gartenanlagen, dem historisch überlieferten Zustand des 19. Jahrhunderts entsprechen und anschaulich die letzte Phase des Kaffa-Reiches darstellen. Grundlage bieten nicht nur historische Quellen, auch begleitende Analysen, z. B. zur historischen Pflanzenwelt, ergänzen das Gesamtkonzept der Visualisierung. Doch in Bonga ist mit der Eröffnung des Museums nicht Schluss. Die örtliche Projektgruppe hat viele Ideen entwickelt, um die Dokumenta-

tion und den Schutz von Sachquellen, historischer Überlieferung und sichtbarer baulicher Reste voranzutreiben und die eigene Geschichte festzuhalten.

Ruth Sandner

Hinweis: Im Kafa-Biosphärenreservat, der Ursprungsregion für Arabica-Kaffee im Süden Äthiopiens, engagiert sich der NABU seit 2006 für die verbliebenen Bergnebelwälder. In Äthiopien sind von ehemals 40 Prozent nur noch 2,7 % der natürlichen Wälder erhalten. 2009 startete der NABU das Projekt „Klimaschutz und Erhalt von Primärwäldern – Ein Managementmodell am Beispiel der Wildkaffeewälder Äthiopiens“ im Kafa-Biosphärenreservat. Das Projekt ist Teil der Internationalen Klimaschutzinitiative, gefördert durch das Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit mit einem Gesamtvolumen von rund 3,2 Millionen Euro. Ziele dieses Projektes waren der Erhalt der letzten Wildkaffeewälder und die Verbesserung der Lebenssituation der lokalen Bevölkerung. Dies sollte unter anderem durch die Aufforstung von 500 ha Naturwald und 200 ha Agroforstflächen, die Errichtung von 1500 ha Gemeindeplantagen, die Überführung von 10 000 ha Wald in nachhaltiges Waldmanagement, die Verteilung von 10 000 energiesparenden Öfen und den Aufbau von Ökotourismus im Kafa-Biosphärenreservat erreicht werden. Ein Folgevorhaben möchte nun auf erfolgreich verlaufene Programme des Vorgängerprojekts wie beispielsweise Wiederaufforstung, nachhaltige Waldnutzung oder energiesparende Öfen aufbauen und diese ausdehnen, um weitere Gebiete und Menschen in Kafa



Bongaashambeto. Blick von der ehemaligen Pfalz in Bonga (Foto: BLfD, Ruth Sandner)

zu erreichen. Gleichzeitig sollen neue Komponenten zum Schutz der einzigartigen Artenvielfalt, zur Stärkung von partizipativem Gemeinde-Management und Regionalentwicklung eingeführt werden. So werden Entwicklungsprogramme für Handwerk, Ökotourismus und Regionalprodukte angeboten, die die Biodiversität der Region in Wert setzen sollen. Bildungsprogramme für Kinder und Jugendliche werden in

Zusammenarbeit mit Wissensträgern und spirituellen Führern erarbeitet und umgesetzt. Das Vorhaben fördert die Umsetzung der äthiopischen „Climate Resilient Green Economy“-Strategie, verbindet Klima- und Biodiversitätsschutz mit Regionalentwicklung und soll die lokale Bevölkerung dabei unterstützen, einen langfristigen Schutz von Natur und natürlichen Lebensgrundlagen selbstständig zu gewährleisten.

Das Drei-Jahres-Projekt ist mit einem Volumen von rund 2,4 Millionen Euro ausgestattet und startet zum 1. Februar 2014. Zur Verbesserung der Lebenssituation der Bevölkerung und für einen langfristigen Schutz und Erhalt der Wildkaffeewälder engagieren sich vor Ort auch Stiftung Weltbevölkerung, GEO schützt den Regenwald, Gesellschaft für Internationale Zusammenarbeit (GIZ und Original Food GmbH).

Oberpfälzer Eisen für Karls Heer – Christianisierung, Feldzüge und karolingische Rohstoffpolitik

Konflikte um eine Kontrolle über die wirtschaftlich wichtigsten Rohstoffe sind in der heutigen Zeit keine Seltenheit. Teilweise werden sie auch mit Waffengewalt ausgetragen. Dabei handelt es sich jedoch keineswegs um ein Phänomen der modernen Zeit, wie unter anderem ein Blick auf die Politik Karls des Großen zeigt.

Sachsenmission, Metalle und Salz
Nachdem Karl 771 alleiniger fränkischer König geworden war, begann er mit dem Ausbau und der Sicherung seines Reiches. In den Jahren zwischen 772 und 804 führte er die unter dem Begriff „Sachsenkriege“ zusammengefassten Auseinander-

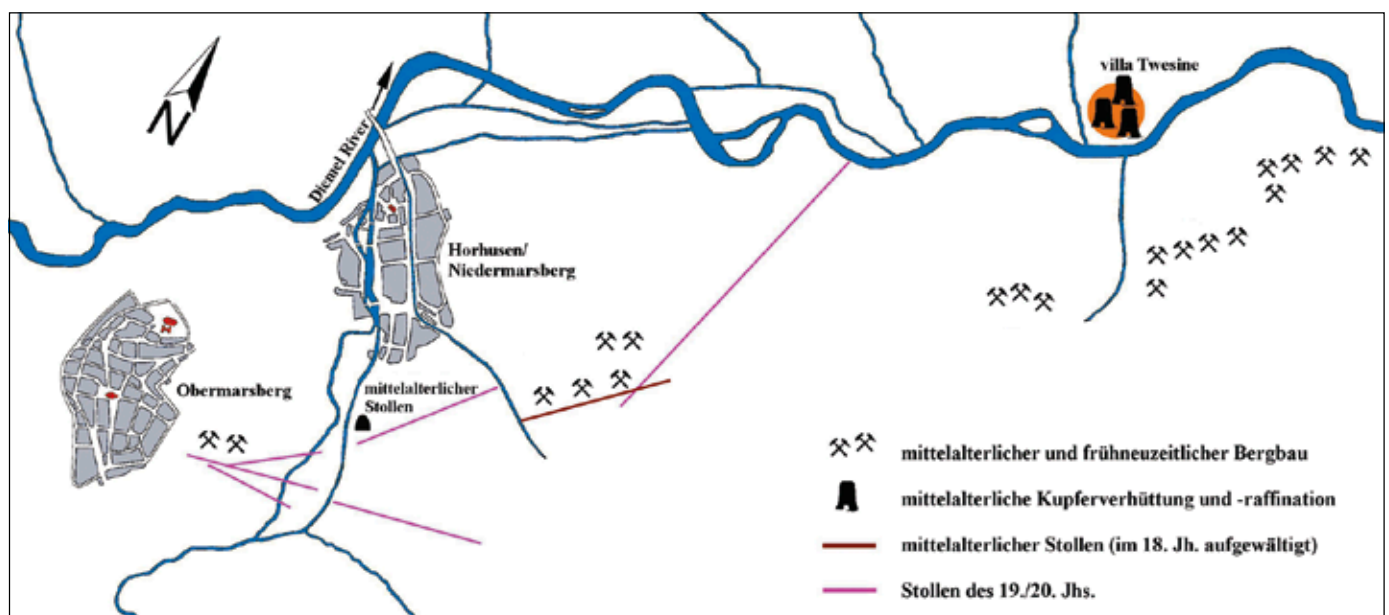
setzungen. Mit den ersten Feldzügen und der Missionierung der Sachsen verbunden ist die Eresburg, an deren Stelle heute die Stadt Marsberg im Sauerland steht. Hier befindet sich die Lagerstätte des drittgrößten Kupfererzvorkommens in Europa. Für die in der Nähe gelegene villa Twesine sind Kupferproduktion und -raffination ab dem 8. Jahrhundert archäologisch nachgewiesen. In Horhusen, dem heutigen Niedermarsberg, wurde das Kupfer weiterverarbeitet. Im Gebiet des benachbarten Brilon konzentrieren sich zudem Blei-, Galmei- und Eisenerzvorkommen. Abgaben waren unter anderem an das Kloster Corvey bei Höxter als Grundherr zu entrich-

ten, in dessen näherem Umfeld Handwerker Buntmetall verarbeiteten.

Ein weiterer begehrter Rohstoff fand sich weiter nördlich: Die Solequellen der Hellwegzone wurden für die Salzproduktion genutzt, so in Soest (ab dem 7. Jahrhundert) und in Werl (9. Jahrhundert). Das für die Fertigung der Siedepfannen erforderliche Blei kam unter anderem aus dem Sauerland.

Rohstoffbezogene Politik in Nordbayern

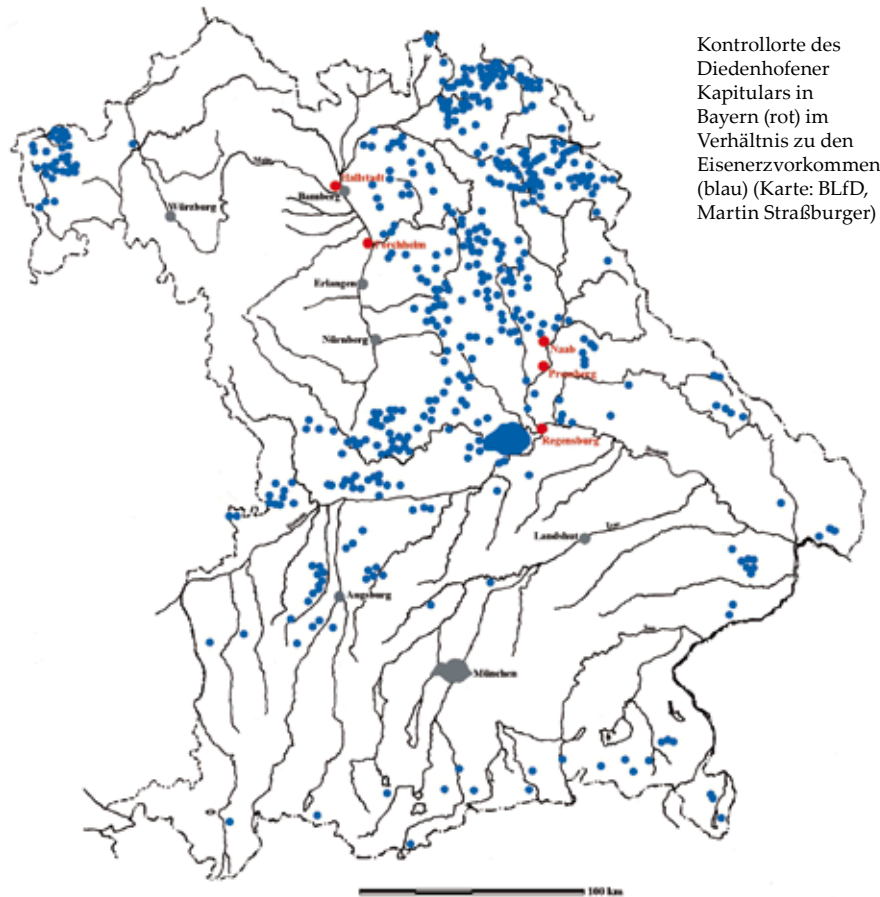
Ausgehend von dem Diedenhofener Kapitular hat Mathias Hensch in der Oberpfalz ebenfalls eine rohstoffbezogene Politik in karolingischer Zeit nachzeichnen können. Im Jahr 805 leg-



Lagerstätten und Bergbau bei Marsberg (Karte: BLfD, Martin Straßburger)

te Karl der Große in diesem Dokument Bestimmungen fest, die den Waffenhandel zwischen dem Fränkischen Reich und den Slawen regeln sollten. Explizit genannt werden Angriffswaffen und Kettenhemden. Königsboten an Orten zwischen Bardowick bei Lüneburg im Norden und Lorch (Enns) an der mittleren Donau im Süden sollten den Handel kontrollieren. Mit Hallstadt bei Bamberg, Forchheim, Premberg an der Naab und Regensburg reihen sich diese Orte, wo Königsboten stationiert waren, im nordbayerischen Raum besonders dicht.

Das Engagement der karolingischen Könige und ihrer Amtsträger in dieser Gegend in Nordbayern ging wahrscheinlich unter anderem auf die Situation als Durchgangsraum nach Südosten und Osten sowie auf die reichhaltigen Eisenerzvorkommen zurück. Dadurch wurde dieser Raum Ausgangspunkt für die karolingische Machtausübung zwischen den fränkischen Zentren im



Azurit aus Marsberg
(Foto: BLfD, Martin Straßburger)

rohstoffpolitische Interessen der karolingischen Herrscher ab, die ihren Niederschlag in der Archäologie gefunden haben. Neben den Gewinnungsbetrieben sind unter anderem Klöster und auch Pfalzen als Produktionsorte nachgewiesen. Die Sicherung der Roh-

stoffquellen und Produktion erfolgte teilweise durch Burganlagen. Für die verwaltungstechnische Steuerung der Wirtschaft griffen die karolingischen Herrscher auf Kapitularien zurück.

Martin Straßburger

Maingebiet und Regensburg sowie dem böhmischen Einflussbereich.

Weitere Zweige der Rohstoffgewinnung, wie beispielsweise die Salzgewinnung, in Bayern zur Zeit der Karolinger sind bisher noch nicht genauer erforscht worden. Um 800 findet man in Schriftquellen für Reichenhall die Orte „Nana“ (Nonn), „Mona“ (Gmain) und „Salinas“ erwähnt. Bereits um die Mitte des 8. Jahrhunderts waren mehrere Brunnen und zahlreiche Siedeöfen in Betrieb. Ein Großteil war zunächst Besitz der bayerischen Herzöge und ging dann durch Schenkungen an das Bistum Salzburg über.

Sowohl in der Oberpfalz als auch im Gebiet der Sachsen zeichnen sich



Mittelalterliche Salzproduktion
(Foto: BLfD, Martin Straßburger)

Methoden des Zentrallabors im BLfD

Teil 3: 3D-Mikrotopografie- und Rauheitsmessung – Gratwanderung zwischen simplifizierender numerischer Reduktion und getreuer Abbildung einer subtilen mikroskopischen Realität

Einordnung im System der Methoden

Zumindest auf der sprachlichen Ebene ist der Konflikt ausgekämpft: Eine als zunehmend altmodisch empfundene, nicht mehr normgerechte „Rauhigkeit“ musste mittlerweile der stromlinienförmigeren „Rauheit“ weichen. Die kleine Sprachfehde spiegelt nicht nur den gleichermaßen vorbildlichen wie berüchtigten deutschen Ordnungswillen, sondern auch bemerkenswerte erkenntnistheoretische Abgründe, die sich hinter modischen Begriffen wie etwa dem des „3D-Topografie-Messplatzes“ verbergen. Im alltäglichen Sprachgebrauch rangiert der Begriff der Oberfläche gefährlich nahe an der Oberflächlichkeit, weshalb verwandte Begriffe wie die „originale Oberfläche“ auch in der breiten Öffentlichkeit gelegentlich auf Skepsis stoßen. Es steht jedoch außer Frage, dass sich gerade die Denkmaloberflächen, besonders wenn man ein wenig über die rein mathematische Betrachtung hinaus denkt, als besonders ergiebig und informationsreich darstellen. Viele dieser Informationen in der „Haut“ der Objekte sind ohne technische Hilfsmittel nicht auslesbar – man denke nur an die Fülle zusätzlicher Daten, die durch einfache lichtmikroskopische Betrachtungen, Spurenelementanalysen oder UV-Fotografien gewonnen werden können. Auch ohne Nietzsches Erkenntnistheorie ist allerdings leicht zu verstehen, dass jede zusätzliche Betrachtungsweise, wenn sie nicht durchdacht eingesetzt wird, schlimmstenfalls lediglich den passiven Datenbestand steigert. Zusätzliche Daten müssen deshalb mit bereits klarer Zielsetzung gewonnen und hinterher zum Sprechen gebracht werden. Erfolge in der Bearbeitungskette werden sich in erster Linie dann einstellen, wenn alle Beteiligten Wirkungsweise und Grenzen der in Frage kommenden

Methoden zumindest in den Grundzügen verstanden haben.

Der wohl markanteste Vorteil der 3D-Mikrotopografie- und Rauheitsmessung liegt in der Tatsache, dass sie die Oberflächengeometrie aus dem übrigen Informationsdickicht abzutrennen vermag, d. h. eine isolierte und quantifizierende Betrachtung der reinen geometrischen Oberflächenstruktur erlaubt. Der schmerzlichste Nachteil liegt in der Tatsache, dass eine Objekt-oberfläche, ähnlich einer Küstenlinie, beim genaueren Hinsehen stetig komplizierter und schwerer einsehbar wird. Bereits am Beispiel eines gewöhnlichen Wurmgangs in einer barocken Holzfigur wird klar, wie dreidimensional eine vermeintlich ebene Oberfläche beim genaueren Hinsehen erscheinen kann. Es ist ebenfalls leicht zu verstehen, dass praktisch alle gängigen 3D-Oberflächentopografiemessgeräte bereits in der ersten Kurve eines derartigen Wurmgangs ausgestiegen sein werden. Diese Einschränkung gilt übrigens keineswegs nur für minder bedeutsame Wurmgänge, sondern für praktisch alle Hinterschneidungen – an jedem Objekt.

Ein Blick auf Grundlagen und eingesetzte Methoden

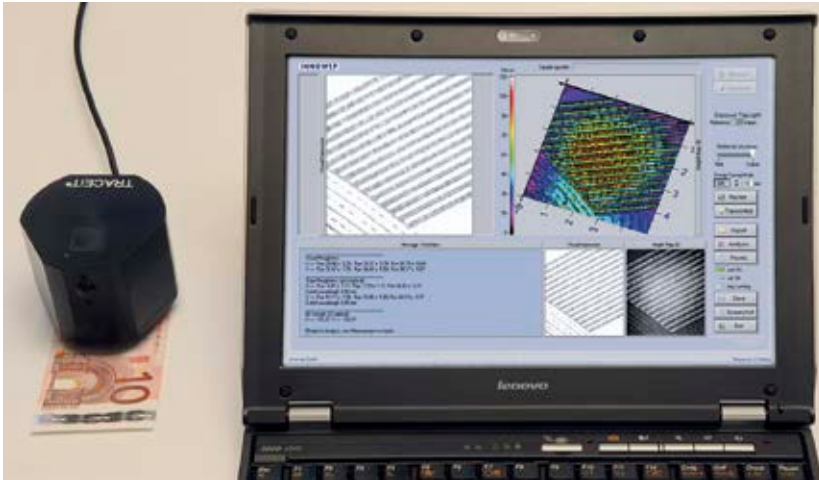
Im Unterschied zu den bisher betrachteten Methoden (Röntgen-Pulverdiffraktometrie in DI Nr. 157 und Endoskopie in DI Nr. 158) sind die zum Verständnis der Mikrotopografie- und Rauheitsmessung wünschenswerten theoretischen Grundlagen schwierig und die eingesetzten Verfahren vielfältig. Hier in den Denkmalpflege Informationen ist deshalb nur eine grob vereinfachende Darstellung möglich. Pragmatisch betrachtet reicht es jedoch häufig aus zu verstehen, dass für die Charakterisierung flächig-homogener Morphologien genormte Rauheitskennwerte, insbeson-

dere der sogenannte Rz- und Ra-Wert, zur Verfügung stehen. Diese Parameter eignen sich, um beispielsweise unterschiedlich fein geschliffene Oberflächen numerisch miteinander zu vergleichen. Weitergehende, mathematisch gestützte Betrachtungsweisen erlauben es, die Höhen- und Tiefenverteilung in einer Oberfläche zu charakterisieren (ob quasi eher Löcher, Stacheln oder indifferente Verteilungen vorliegen). Schließlich lassen sich auf der Basis von Topografiedaten Winkel- und Streckenmessungen sowie Volumenabschätzungen ausführen. Gemessene Volumina könnten z. B. auf planer Oberfläche („Höhe $z = 0''$) aufliegende Krusten („Volumen über Höhe $z = 0''$) oder Korrosionsgruben („Volumen unter Höhe $z = 0''$) sein. Die Rauheitskennwerte erlauben einen vereinfachten, rein numerischen Vergleich größerer Objektgruppen, während sich die Topografiemessung eher für die tatsächliche Oberflächen-Mikrogeometrie, typischerweise in einem konkreten Einzelfall interessiert.

Wie bereits angedeutet, sind sämtliche hier vorgestellten Messungen methodenbedingt etwas fehlerbehaftet. Sie bilden die Realität immer nur näherungsweise ab. Insbesondere scharfe Kanten und Hinterschneidungen werden von den gängigen Geräten genauso wenig gesehen wie sehr feine Details. Mag auch mancher Gerätehersteller Genauigkeiten in der Größenordnung von $1/1.000$ mm spezifizieren, so zeigt sich in der Praxis schnell, dass die meisten Apparate die reale Welt höchstens im Lupenmaßstab noch zuverlässig abbilden. Viele Details, die im Lichtmikroskop noch problemlos erkennbar sind, werden schlichtweg übersehen.

Die mechanische Abtastung

Ähnlich wie bei einem altmodischen Plattenspieler wird eine Nadelspitze



Interferometrisches Rauheitsmessgerät des Zentrallabors. Die gesamte Messelektronik ist in einem sehr kompakten Messkopf (links) konzentriert. Sie kommt ohne bewegliche Teile aus. Der Messkopf wird auf die zu betrachtende Oberfläche gelegt und fokussiert dort automatisch. Zugehöriges Video-Livebild, Messdaten und Rauheitsauswertung erscheinen auf dem Laptop-Bildschirm. Dank der Bauart ist ein mobiler Einsatz problemlos möglich. Maximal zulässige Höhendifferenz: 2 mm (Foto: BLfD, Martin Mach)

geradlinig über die zu vermessende Oberfläche geführt. Aufzeichnen lässt sich auf diese Weise in der Regel nur ein einfaches Linienprofil, das die Höhen und Tiefen einer Oberfläche entlang einer einzelnen Strecke wiedergibt. Dieses gemessene Profil kann, je nach Tast-

nadelform und Abtastgeschwindigkeit, durchaus etwas unterschiedlich ausfallen: Eine zu schnell bewegte Nadelspitze kann prellen, d. h. regelrecht über die Oberfläche hinweghüpfen, ein zu grobschlächting gewählter Tastkopf wird feine Erhebungen nicht registrie-

ren können. Das exakte Wiederfinden einer Profillinie für Vergleichszwecke, z.B. nach einer zwischenzeitlich vorgenommenen Oberflächenbehandlung, ist bei der mechanischen Linienabtastung schwieriger als bei den moderneren, flächig arbeitenden Verfahren. Ein Vorteil der mechanischen Abtastung liegt allerdings in der Tatsache, dass tiefschwarze, spiegelnde oder teiltransparente Oberflächen keine Probleme bereiten, während lichtoptisch arbeitende Geräte hier Warnmeldungen ausgeben, den Dienst völlig verweigern, oder aber – schlimmstenfalls – stillschweigend fehlerbehaftet weitermessen.

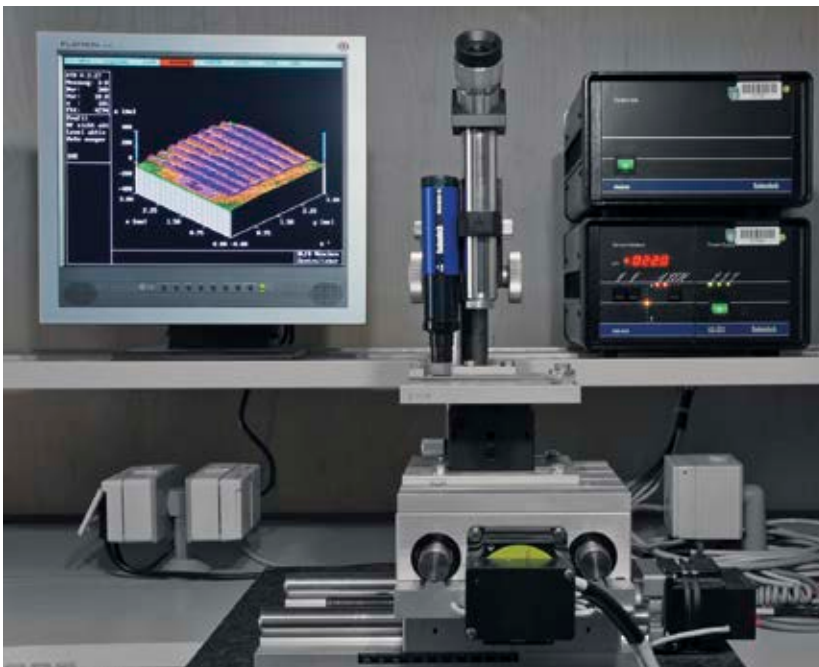
Das interferometrische Gerät

Das interferometrische Messgerät arbeitet mit aus verschiedenen Richtungen eingestrahltm Weißlicht. Es ermittelt die jeweilige Objekttopografie und Rauheit auf der Basis von Lichtwellen-Phasenverschiebungen, im Zweistrahlverfahren. Flächige Messungen erfolgen sehr flink, typischerweise in Sekunden. Die Rauheitskennwerte R_z und R_a sowie andere Auswertungsdetails lassen sich auf diese Weise in Rekordschnelle ermitteln. Sehr feine Oberflächencharakteristika werden allerdings nicht immer in ihrer vollen realen Geometrie erkannt, was bei pauschalen Vergleichen jedoch nicht unbedingt von Nachteil sein muss. Man sollte sich jedoch der messtechnisch bedingten topografischen „Weichheit“ bewusst sein. Sie ist nun mal der Preis für Schnelligkeit und hohe Wirtschaftlichkeit.

Das Laserfokus-Messgerät

Ein Infrarotlaserstrahl wird mit festem Fokus spitz-konisch auf die zu messende Objektfläche fokussiert und anschließend auf einen Autofokussensor zurückgespiegelt. Erhöhungen und Vertiefungen auf der Objektfläche führen zu einer Defokussierung des Lasers, die durch eine sofortige Anhebung bzw. Senkung des optischen Sensorsystems ausgeglichen wird. Der Höhenversatz folgt somit exakt der Topografie des Objekts und wird elektronisch mitprotokolliert.

Ein x-y-Tisch bewegt die Probe unter dem Sensorsystem so, dass die interessierende Oberfläche nach und



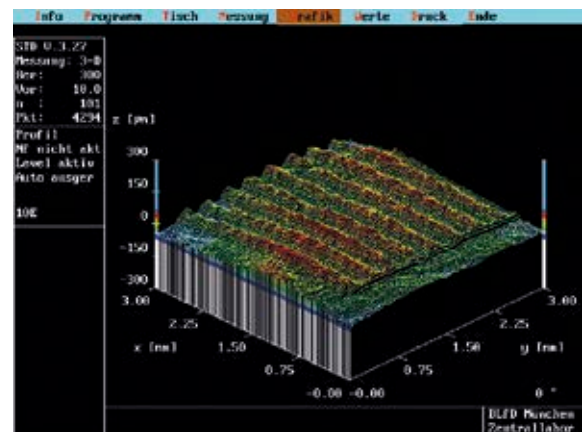
Laserfokus-3D-Topografiemessplatz des Zentrallabors. Das Laser-Sensorsystem befindet sich in dem blauen Zylinder (Bildmitte), direkt rechts daneben das silberfarbene „Zielfernrohr“ zur visuellen Kontrolle. Die Probe wird mit Hilfe des schweren, motorisch gesteuerten x-y-Präzisionstisches zeilenweise unter dem Laser-Sensorsystem durchgeführt, wobei sich nach und nach ein dreidimensionales Abbild der Oberfläche aufbaut. Dieses Gerät kann nur stationär betrieben werden, jedoch Oberflächenabdrücke von fernab gelegenen Objekten auswerten. Langsam arbeitend, aber dafür sehr präzise und nach Tausenden von Messungen ohne jegliche Wartung immer noch in Betrieb. Maximal zulässige Höhendifferenz: 0,6 mm (Foto: BLfD, Martin Mach)

nach zeilenweise erfasst wird. Die Messzeiten hängen vor allem von der Größe des jeweiligen Messfeldes ab, liegen typischerweise bei 30 Minuten oder höher.

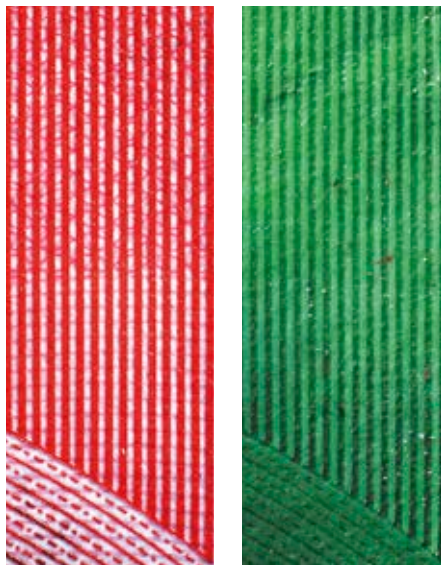
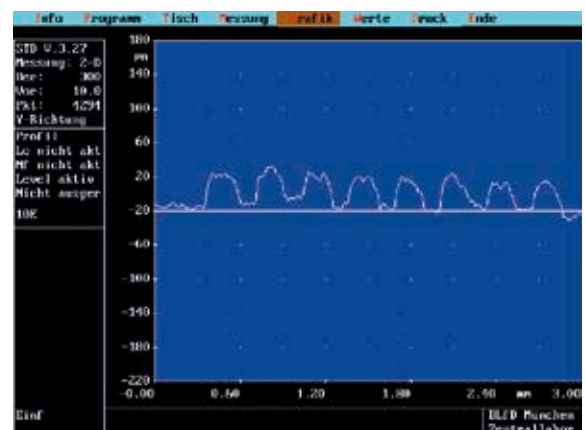
Zur Veranschaulichung: Rauheitsmessung am 10-Euro-Geldschein

Im Zentrallabor wurden in den letzten Jahrzehnten Tausende von Rauheitsmessungen, vor allem im Rahmen von Drittmittelprojekten durchgeführt. Fragestellungen, Vorgehensweise und Ergebnisse sind jedoch eher abstrakter Natur, weshalb hier auf ein leichter verständliches Anschauungsbeispiel zurückgegriffen wird: Euro-Geldscheine sind mit einer Fülle von winzigen fälschungssichernden Kennzeichen versehen. Eines der weniger bekannten Merkmale ist das trapezförmige Riffelfeld, gleich rechts neben der Unterschrift des Zentralbankprä-

Laserfokus-Messgerät.
3D-Topografiemessung eines 3×3 mm messenden Teilbereichs des Geldschein-Riffelfeldes. An diesem Beispiel wird deutlich, dass Topografiemessungen mit zunehmender Welligkeit der Oberfläche schwerer auszuwerten und schwerer darstellbar sind. Während das menschliche Gehirn keine Probleme hat, in der minimal gekrümmten Oberfläche eines Geldscheins der gestalterischen Geometrie zu folgen, ist dies für die hier eingesetzte Computersoftware erheblich schwieriger



Laserfokus-Messgerät.
3D-Topografiemessung am 10-Euro-Schein, hier als exemplarische Einzelprofil-darstellung. Im Diagramm lässt sich beispielsweise ablesen, das die roten Linien ca. $40 \mu\text{m}$, d. h. rund $1/25$ mm hoch sind (Fotos: BLfD, Martin Mach)



Links: Das trapezförmige Riffelfeld auf der Vorderseite eines 10-Euro-Scheins (Originalgröße ca. $4,5 \text{ mm} \times 13,5 \text{ mm}$, Linienabstand $0,32 \text{ mm}$) in der Lupefotografie. Die Fotografie erlaubt lediglich Spekulationen über die Tiefenstaffelung und wird durch die farbliche Gestaltung verunklärt

Rechts: Silikonabdruck vom Riffelfeld. Als Abformmasse diente ein ultrafein abbildendes, grünes Polyvinylsiloxan-Präparat aus dem Zahnarztbedarf mit dem merkwürdigen Produktnamen „President light body“. Man beachte, dass der hier gezeigte Abdruck ein Negativbild darstellt, bei dem die Grenzlinien zwischen Farbe und Papier dem Betrachter zugewandt sind und deshalb sehr scharfkantig erscheinen, während die nun in der Tiefe liegenden, eher rundlich geformten Farblinien-Oberkanten im Hinblick auf ihre Geometrie anhand des Fotos kaum mehr interpretierbar sind (Fotos: BLfD, Martin Mach)

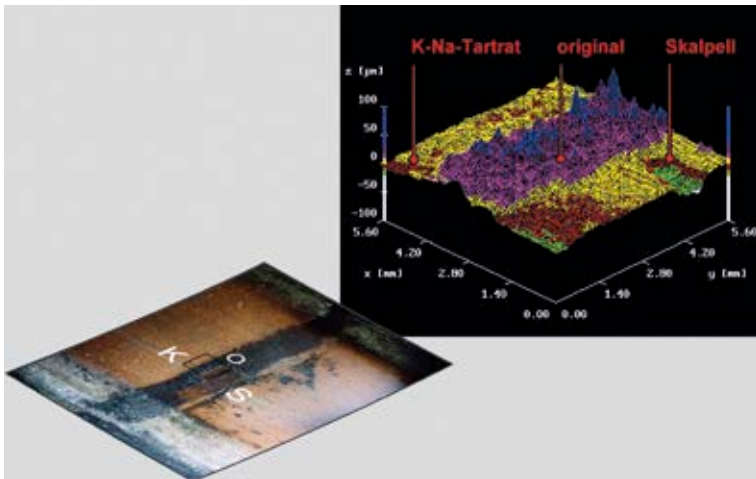
sidenten, welches beim Überstreifen mit dem Fingernagel ein charakteristisches Geräusch erzeugt. In der klassischen Lupenfotografie erscheint das visuelle Gemenge aus topografischen und farblichen Merkmalen ausgesprochen flach. Die Oberflächencharakteristik ist bestenfalls andeutungsweise erkennbar und kann auf der Basis des Fotos nicht numerisch erfasst werden. Sie lässt sich jedoch mit den im Folgenden beschriebenen Techniken direkt oder auch auf dem Umweg über einen vermittelnden Silikonabdruck vermessen und schließlich als räumliches 3D-Modell oder Einzelprofil darstellen.

Anwendungsbeispiel: Bronzetür am Augsburger Dom

Das technisch aufwendige und vergleichsweise teure Laserfokusmessgerät wurde mit Drittmitteln beschafft und in den ersten Jahren ausschließlich für die im Zentrallabor ausgeführte Korrosions-Grundlagenforschung in den europäischen Drittmittelprojekten eingesetzt. Es zeigte sich jedoch bald, dass es auch für angewandte denkmalpflegerische und restaurato-

rische Fragestellungen hilfreich sein könnte. So stellte sich beispielsweise bei der Restaurierung der Augsburger Bronzetür aus dem 11. Jahrhundert (vgl. Denkmalpflege Informationen, Ausgabe B 131, 2005, S. 9–13) die Frage, ob unter Umständen chemische Mittel statt der üblichen mechanischen Freilegemethoden in Frage kommen könnten. Die Metallrestauratorinnen Kerstin Brendel und Brigitte Diepold hatten im Vorfeld der Augsburger Restaurierung festgestellt, dass die auf der Bronzetür aufliegenden Krusten – im Wesentlichen aus Gips und Altkonservierungsresten bestehend – eine weitgehend intakte Kupferoxidpatina verdeckten, die eine flächig durchgehende, weitgehend originale Oberflächengeometrie samt feinen handwerklichen Gestaltungsmerkmalen aus der Entstehungszeit aufwies. Bei der Entfernung ebenfalls unerwünschter Sulfate auf den Florentiner Paradiestüren waren mit sehr gutem Erfolg komplexierend wirkende Chemikalien (insbesondere Kaliumnatriumtartrat) zum Einsatz gekommen.

An Hand der mittels 3D-Topografiemessung untersuchten, kleinformatigen



Kleine Freilegungs-Musterfläche, angefertigt während der Vorarbeiten zur Restaurierung der Augsbuiger Bronzetür. Die Musterfläche auf einer Randleiste der Bronzetür ist dreigeteilt: K steht für chemische Freilegung mit Hilfe von Kaliumnatriumtartrat, O für die originale Oberfläche mit aufliegenden Verkrustungen, S für eine rein mechanische Freilegung mittels Skalpell (Musterfläche und Musterflächenfoto: BLfD, Brigitte Diepold und Kerstin Brendel)

tigen Musterflächen an der Augsbuiger Bronzetür wird deutlich, dass das matte, etwas verwitterte erscheinende Aussehen der Oberflächen vor der Restaurierung (verkrustete Ablagerungen) mit einer hohen Rauheit einhergeht.

Die mechanisch mittels Skalpell freigelegte Probenfläche ist offenkundig sehr viel glatter. Sie offenbart weiterhin die charakteristische Wirkungsweise einer Skalpellfreilegung: Bei entsprechend sorgfältiger Arbeitsweise, unterstützt durch eine Kopflupe, wird die

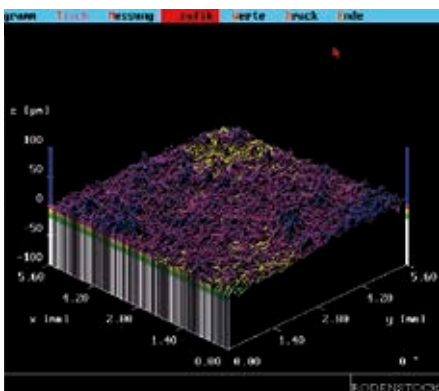
exzellente erhaltene Kupferoxidoberfläche erfreulich selektiv freigelegt. Das Skalpell erzeugt auch keine nachweisbaren Kratzer. In der mikrometergenauen Betrachtung ist allerdings eine neu eingebrachte, minimale Welligkeit wahrnehmbar, die sozusagen die Handschrift des Skalpells erfasst. Die chemische Freilegung wiederum folgt sozusagen gnadenlos chemisch den stofflichen Gegebenheiten der Korrosion, arbeitet diese sogar noch deutlicher heraus, ohne auf die mutmaßliche ursprüngliche Gestaltung Rücksicht zu

nehmen. Die Messungen lieferten somit im Falle der Augsbuiger Bronzetür zusätzliche Informationen zur Charakteristik der zur Diskussion stehenden Methoden, naturgemäß ohne eine Entscheidung vorwegzunehmen.

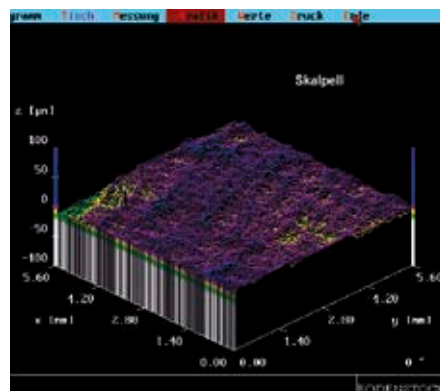
Zusammenfassung

Topografie- und Rauheitsmessungen lösen eine Reihe von Aufgabenstellungen, bei denen andere gängige Methoden wie z. B. die klassische Fotografie, versagen. Sie sind besonders gut geeignet, um feine Oberflächengeometrien, vorzugsweise an annähernd ebenen Oberflächen, zu charakterisieren, insbesondere auch deren Veränderungen zu dokumentieren. Auf diese Weise lassen sich beispielsweise Werkzeug-Oberflächeneinwirkungen oder verhältnismäßig geringfügige Korrosionsschäden (z. B. Lochfraßvolumina) visualisieren und quantifizieren. Die 3D-Mikrotopografie- und Rauheitsmessung kann bei der Beurteilung von Oberflächen als wertvolles, ergänzendes Hilfsmittel dienen. Zu diesem Zweck müssen allerdings Funktionsweise, Möglichkeiten und Grenzen der Methoden in den Köpfen präsent sein. Die Messungen können in einfachen Fällen direkt vor Ort, aber auch indirekt, mit Hilfe von Silikonabdrücken im Labor ausgeführt werden.

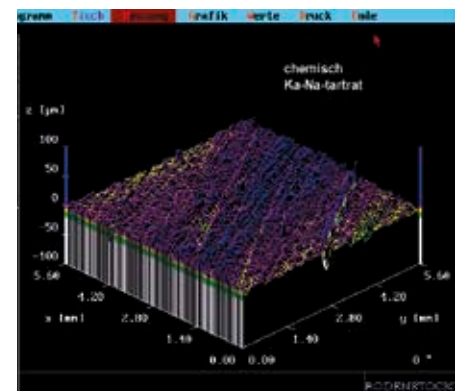
Martin Mach



Musterfläche wie oben, 3D-Topografiedarstellung der verkrusteten Oberfläche im Vorzustand. Messfeldgröße 5,6 x 5,6 mm. Im Vergleich mit dem Skalpell ist die größere Rauheit der verkrusteten Oberfläche erkennbar (Alle Fotos: BLfD, Martin Mach)



Musterfläche wie oben, 3D-Topografiedarstellung des mittels Skalpell freigelegten Oberflächenbereichs. Messfeldgröße 5,6 x 5,6 mm. Die präzise mechanisch freigelegte Oberfläche erweist sich als erstaunlich eben: Ihre Höhen und Tiefen weichen über das gesamte Messfeld hinweg nur etwa mit ±1/100 mm (!) von einer ideal planen Ebene ab. Typische Oberflächencharakteristik einer hervorragend erhaltenen Bronzeoberfläche



Musterfläche wie oben, 3D-Topografiedarstellung des mit Hilfe einer Kaliumnatrium-Tartratlösung chemisch freigelegten Oberflächenbereichs. Messfeldgröße 5,6 x 5,6 mm. Das Tartrat wirkt rein chemisch, betont vorhandene Unebenheiten. Sozusagen chemisch objektiv, aber gleichzeitig im Hinblick auf das Objekt auch absolut unvoreingenommen, quasi blind und vielleicht deshalb ästhetisch weniger befriedigend

Neue Objekte in den Restaurierungswerkstätten des BLfD

Skulpturengruppe „Salbung Christi“ aus der kath. Pfarrkirche St. Leodegar in Egenhofen, Lkr. Fürstenfeldbruck

Johann Baptist Freiherr von Ruffin ließ im Jahr 1726 an der nördlichen Seitenwand der kath. Pfarrkirche St. Leodegar eine Kapelle mit der Grablege für sich und seine Familie errichten. Die lebensgroße Skulpturengruppe mit dem Thema „Salbung Christi“ auf dem Altartisch der Kapelle, hinter der sich ein Wandgemälde befindet, schreibt Corinna Rösner dem Münchner Hofbildhauer Andreas Faistenberger (1646–1735) zu. Seit 1895 ist die Aufstellung durch eine Fotografie belegt. Während das Gemälde selbst bereits hundert Jahre früher entstanden sein dürfte, verweisen formale Elemente des Zierrahmens um das Wandgemälde ins 19. Jahrhundert, aus dem auch die bemalte Predella aus Holz stammt. Eine entsprechende, zeitgleiche Stipesverkleidung ist auf einer historischen Fotografie abgebildet, existiert jedoch heute nicht mehr.

Im Auftrag des Erzbischöflichen Ordinariats München untersuchten 1996 freiberufliche Restauratorinnen die Skulpturengruppe in den Restaurierungswerkstätten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege. Die Maßnahme zielte darauf ab, den Zustand und die Freilegbarkeit der Fassung des 18. Jahrhunderts zu klären. Mit Arbeitsmustern bzw. Befundöffnungen konnte nachgewiesen werden, dass die barocke Fassung in einigen Bereichen nur noch in Resten vorhanden ist. Weitgehend vollständig erhalten ist die Fassung des 19. Jahrhunderts, deren Qualität sich u. a. in aufwendig gestalteten Ornamenten zeigt, welche die Gewandsäume begleiten. Diese Fassung wurde nochmals 1921 und 1950 überarbeitet.

In einer Besprechung Anfang 2014 zwischen dem Erzbischöflichen Ordinariat, Hauptabteilung Kunst, und dem BLfD einigte man sich, einen gemeinsamen Beschluss von 1996 wieder aufzugreifen und die Fassung von 1870 durch freiberufliche Restauratorinnen in den Räumen des Landesamtes freilegen zu lassen. Seit dem 14.



Egenhofen, Lkr. Fürstenfeldbruck, Kath. Pfarrkirche St. Leodegar. Skulpturengruppe „Salbung Christi“ (Foto: BLfD, 1895)

Mai 2014 befindet sich die bedeutende Skulpturengruppe nun erneut in den Amtswerkstätten, wo die Restauratorinnen in enger Abstimmung mit Vertretern des Amtes als Grundlage für die vorgesehene Freilegung zunächst Arbeitsmuster zur Methodik anlegen sollen.

Pietà von Ignaz Günther aus der kath. Pfarrkirche St. Rupertus in Eiselfing, Lkr. Rosenheim

Aus der kath. Pfarrkirche St. Rupertus in Eiselfing bei Wasserburg a. Inn stammt eine 1758 entstandene Pietà von Ignaz Günther (1725–75), die nicht nur wegen ihrer Qualität ein



Skulpturengruppe „Salbung Christi“. Zustand 2014 (Foto: BLfD, Rupert Karbacher)



Eiselfing, Lkr. Rosenheim, kath. Pfarrkirche St. Rupertus. Pietà von Ignaz Günther (Foto: BLfD, Fritz Buchenrieder, 1972)

herausragendes Bildwerk des bayerischen Rokoko darstellt, sondern auch noch durch die Signaturen Günthers und des Fassmalers Augustin Demmel (1734–89) in der rückseitigen Aushöhlung, „Ign:Günder/1.7.58/et/



Pietà, rückseitige Signatur: „Ign:Günder/1.7.58/et/Aug:Demmel/pict.“ (Foto: BLfD, Rupert Karbacher)

Aug:Demel/pict.“, hervorgehoben ist. Obwohl die Arbeit des Fassmalers in der Regel höher bezahlt wurde als die des Bildhauers, kommen die Signaturen beider an einem Kunstwerk nur sehr selten vor. In dem vorliegenden

Fall ist davon auszugehen, dass zwei „Köner ihres Fachs“ auf gleichem Niveau zusammengearbeitet hatten. Für die Darstellung von Maria und ihrem vom Kreuz abgenommenen Sohn greift Günther auf das 1550 entstandene Gemälde „Imago B. Mariae V. de pietate“ des Malers Willem Key zurück, das in der Alten Pinakothek in München hängt.

Die Pietà wird ab Dezember 2014 in der Ausstellung „Leib und Seele“ in der Hypo-Kunsthalle München gezeigt werden. Die Kirchenstiftung St. Rupertus stimmte deshalb einer Verbringung der Skulptur ab Mitte Juli 2014 in die Restaurierungswerkstätten des BLfD zu. Ziel ist es, die Erkenntnisse einer Untersuchung des Landesamtes durch Fritz Buchenrieder, des Restaurierungsateliers Ernst sowie des Chemikers Prof. Dr. Hermann Kühn aus dem Jahr 1972 zu überprüfen und zu vervollständigen. Man will dabei auch – unter Einbeziehung des vorhandenen Aktenmaterials – die Restaurierungsgeschichte der Skulptur klären.

Rupert Karbacher
und Martin Mannewitz

Bauarchiv Thierhaupten – Neue Kooperationsvereinbarung zwischen Bezirk Schwaben und BLfD

Am 17. Juli 2014 luden der Bezirk Schwaben und das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege zur Pressekonferenz inmitten der Dachtragwerksammlung des Bayerischen Bauarchivs in Thierhaupten ein, um zu verkünden: Die Zukunft des Bauarchivs ist gesichert. Die erfolgreiche Kooperation zwischen dem Freistaat Bayern, dem Bezirk Schwaben und dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege wurde bis Ende 2025 verlängert.

Kauf und Sanierung des Klosters Thierhaupten 1983–2000

Die Anfänge des Bayerischen Bauarchivs liegen in den 1980er Jahren und sind eng mit der Instandsetzung des Klosters Thierhaupten verknüpft. 1983

erwarb die Marktgemeinde Thierhaupten die Klosteranlage, die seit der Auflösung des Klosters 1803 mehrere Male verkauft worden war. Archivaltisch nicht belegt, soll die Gründung des Benediktinerklosters durch Herzog Tassilo III. bis in das Jahr 750 zurückreichen. Das überlieferte Erscheinungsbild der Klosteranlage prägt die Neu- und Umbauphase im barocken Stil ab 1719. Mit dem Erwerb des Klosters ging die Entwicklung eines Nutzungskonzepts einher, um potenzielle Zuschussgeber für das Projekt zu gewinnen. Man entschied sich, die Baulichkeiten sowohl gemeindlich wie überregional mit der Schule für Dorf- und Landentwicklung (SDL) zu nutzen, zudem stand die Unterbringung

verschiedener Abteilungen des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, darunter auch des Bauarchivs, in Aussicht. In den Folgejahren fand die Ausarbeitung eines Finanzierungs- und Sanierungskonzepts statt. Ziel der Ausführung war es, schließlich das Erscheinungsbild des Klosters der Barockzeit zu bewahren und gegebenenfalls auf dieses zurückzuführen. Die Gemeinde wurde dabei mit Mitteln des Städtebauförderungsprogramms und durch Zuschüsse des Freistaats Bayern, des Bezirks Schwaben sowie des Landkreises Augsburg unterstützt. Die Gesamtkosten der Maßnahme beliefen sich auf 37 Mio. DM, von denen der Markt Thierhaupten 6 Mio. DM stemmte.



Von rechts: Jürgen Reichert, Bezirksstagspräsident von Schwaben, Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil, Generalkonservator des BLfD, Dr. Bernd Vollmar, Abteilungsleiter Bau- und Kunstdenkmalpflege des BLfD, Toni Brugger, Bürgermeister von Thierhaupten, Martin Sailer, Landrat des Landkreises Augsburg und Dipl.-Ing. Julia Ludwar M. A., Leiterin des Bauarchivs des BLfD (Foto: Bezirk Schwaben, Andreas Lode)

Die Idee Bauarchiv

Seit Aufnahme seiner Tätigkeit entwickelt sich das Bauarchiv als Anlaufstelle für alle in der Baudenkmalpflege tätigen Berufe fort. Anders als beim Neubau folgt das Zusammenwirken der unterschiedlichen Berufe bei einer Baumaßnahme am Denkmal eigenen Prinzipien. So ist bei Beurteilung, Planung und Ausführung die historische Substanz zu berücksichtigen. Die Verantwortlichen sind deshalb aufgefordert, alternative – oftmals kreative – Lösungen zu finden. Anhand von Sammlungsobjekten der Baugeschichte, wie Fenstern, Türen, Treppen, Wänden, Dächern und Böden, sollen praxisbezogene Reparaturmethoden entwickelt und weitergegeben werden. Kernstück des Bauarchivs ist daher die Bauteilesammlung, anhand derer die Werkstätten das dort archivierte Wissen zu Bautechnik und Methoden erforschen und durch Fortbildungsveranstaltungen tradieren. Das Bauarchiv basiert auf der Idee, von der Vergangenheit für die Gegenwart und Zukunft der Denkmalpflege zu lernen. Die laufende Sanierungsmaßnahme der 1980er Jahre erlaubte den damaligen Mitarbeitern des Bauarchivs, von ihnen selbst entwickelte Methoden in Fortbildungsveranstaltungen am ehemaligen Kloster Thierhaupten umzusetzen. Grundlegende Voraussetzung für den Betrieb des Bauarchivs war die

Vereinbarung zwischen dem Freistaat Bayern, vertreten durch das damalige Staatsministerium für Unterricht, Kultus, Wissenschaft und Kunst, und dem Bezirk Schwaben vom 7. März 1991.

Bayerisches Fortbildungs- und Beratungszentrum für Denkmalpflege

Seither wuchs die Bauteilesammlung des Bauarchivs auf über 5000 Exponate und ist heute deutschlandweit eine der größten dieser Art. Die Bandbreite der Sammlung reicht von Fragmenten römischer Gebäude bis hin zu Bauteilen des Münchener Olympiastadions. Seit Anfang September 2012 leitet Dipl.-Ing. Julia Ludwar M. A. das „Bauarchiv Thierhaupten – Bayerisches Fortbildungs- und Beratungszentrum

für Denkmalpflege“. Die Bandbreite des Angebots erweitert sich stetig: Die Fachbereiche Holzkonstruktion und Mauerwerk konnten etwa kürzlich um die Bereiche Bauglas sowie Energetische Verbesserung von historischen Baukonstruktionen ergänzt werden.

Im April 2014 wurde die Fortsetzung der erfolgreichen Kooperation zwischen dem Freistaat Bayern, vertreten durch den Bayerischen Staatsminister für Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst, Dr. Ludwig Spaenle, und dem Bezirk Schwaben, vertreten durch den Bezirkstagspräsidenten Jürgen Reichert, besiegelt: Der Bezirk trägt dabei bis Ende 2025 die Bewirtschaftungskosten der durch den Freistaat genutzten Immobilie, der Freistaat die Personal- und Investitionskosten. Das Bauarchiv als Schnittstelle zwischen denkmalpflegerischer Forschung und Praxis dient nicht nur als Sammlung historischer Bauteile, sondern organisiert Fortbildungsveranstaltungen zu denkmalfachlichen Themen, wie Generalkonservator Mathias Pfeil bei der Pressekonferenz im Juli betonte: „Das Besondere ist, dass dieses Archiv nicht nur Bauteile einlagert, sondern auch in gewisser Weise Fachwissen zu alten Handwerkstechniken und restauratorischen Methoden auslagert. Denn das Bauarchiv ist eine Art Think Tank – ein Fortbildungs- und Beratungszentrum. Hier sollen sich Handwerker, Restauratoren, Planer, Vertreter von Hochschul- und Forschungseinrichtungen, kommunale Entscheidungsträger und auch Denkmaleigentümer, Schüler und Berufseinsteiger treffen und austauschen.“ So wird es bei Fortbildungsveranstaltungen verstärkt Koopera-



Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil und Bezirksstagspräsident Jürgen Reichert in der Glaswerkstatt bei der Führung durch das Bauarchiv im Anschluss an die Pressekonferenz zur neuen Kooperationsvereinbarung (Foto: Bezirk Schwaben, Andreas Lode)

tionen mit Partnern aus Handwerk, berufsständischen Organisationen, Hochschulen und Forschungseinrichtungen sowie dem Verein zur Förderung der Handwerkerfortbildung in praktischer Altbau- und Denkmalpflege e. V. geben. Der Verein wurde in Verbindung mit dem Bauarchiv 1996 gegründet. Ihm gehören unter anderem der Bezirk Schwaben, der Verband der bayerischen Bezirke, der Bayerische Handwerkstag, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege, die Handwerkskammer für Schwaben sowie der Landkreis Augsburg und die Marktgemeinde Thierhaupten an. Bezirkstagspräsident Jürgen Reichert erklärte, warum der Bezirk Schwaben ein so enger Partner des Bauarchivs wurde: „Heimat, Kultur, Identität, Archivierung und Konservierung – diese Thematiken verbinden den Bezirk mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege! Unser Mut, das Lan-

desamt für Denkmalpflege ins Kloster zu bringen, hat sich gelohnt! Ein starkes Stück Schwaben findet hier in Thierhaupten im Bauarchiv seine Heimat.“ Auch für den Bildungslandkreis Augsburg ist die Zusammenarbeit mit dem Bauarchiv eine Bereicherung, wie Landrat Martin Sailer betont: „Der Blick in die Vergangenheit ist Aufgabe der Denkmalpflege, aber ebenso ist der Blick in die Zukunft Aufgabe des Bauarchivs. Es freut mich sehr, dass das Bauarchiv zu einem Bildungszentrum ausgebaut wurde!“ So ist ein spezielles Angebot an Jugendliche für das zukünftige Fortbildungsangebot geplant. Die Worte Toni Bruggers, des Thierhauptener Bürgermeisters, runden die Geschichte des Bauarchivs gelungen ab: „Wir haben heute ein Bürger-, Bildungs- und Kulturzentrum sowie das Kirchenzentrum Peter und Paul und die Tassilo Stub'n im ehemaligen Kloster Thierhaupten. Ich freue mich auch

sehr über unsere Magnetmieter, das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege und die Schule der Dorf- und Landentwicklung. Der Markt Thierhaupten ist stolz, dass unter der Federführung von Altbürgermeister Fritz Hölzl dieses große Sanierungs- und Nutzungskonzept gewagt wurde!“

Alexandra Beck und
Stephanie Hodek

Literatur

Freundeskreis Kloster Thierhaupten (Hrsg.): *Thierhaupten – Ehemaliges Benediktinerkloster, Klostermühlenmuseum, Klostergasthof, Passau 2001*

Regierung von Schwaben und Horst Hofmöckel (Hrsg.): *Kloster Thierhaupten. Sanierungsmaßnahme im Rahmen der Städtebauförderung (Städtebauförderung in Schwaben), Augsburg und Thierhaupten 2000*

Martin Saar/Gerhard Klotz-Warisolhner: *Reparatur in der Baudenkmalpflege. Das Bayerische Bauarchiv Thierhaupten (Arbeitsheft des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Nr. 101) München 1999*

„Gut geborgen – gut verpackt“

Fortbildung für Grabungsfirmen am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege

Was ist wichtig bei der Auffindung und Bergung archäologischer Funde?

Die Entdeckung eines archäologischen Fundes ist jedes Mal ein besonderer Moment. Nicht nur für den Entdecker, sondern auch für den Fund, der so lange „in aller Ruhe“ im Boden lagerte und mehr oder weniger zu einem stabilen Gleichgewicht mit seiner Umgebung gefunden hatte. Mit der Aufdeckung ist er Licht, Luft, Regen und Trockenheit ausgesetzt. Er wird freigelegt, fotografiert, gezeichnet, geborgen, verpackt, transportiert, gelagert. All dies setzt ihm zu – schlimmstenfalls bis hin zu seinem vollständigen Zerfall. Was ist wichtig bei der Auffindung und Bergung archäologischer Funde, worauf kommt es an, um diesen Fund zu erhalten, um Informationen aus ihm herauslesen zu können?

Diesem Thema widmete sich eine Fortbildung, die sich an alle in Bayern tätigen Grabungsfirmen, Kommunalarchäologen und ausgrabenden Institute richtete. Der Workshop fand zwei

Mal statt, am 4. Juli in der Säulenhalle des BLfD in München und am 11. Juli 2014 in Schloss Seehof bei Bamberg. Er wurde von Restauratoren und einem Grabungstechniker der Abteilung Bo-

dendenkmalpflege vorbereitet und ausgerichtet. Kern der Fortbildung war das Thema Fund- und Blockbergung, ausgedehnt auf verschiedene Fundtypen und die wesentlichen Begleitmaßnahmen.



Mitarbeiter des BLfD unterstützen eine Grabungsfirma bei der Bergung eines bronzezeitlichen Spangenbarrenhortes (Foto: BLfD, Thea Schuck)



Teilnehmer des Workshops informieren sich über Materialien zur Bergung und Verpackung archäologischer Funde (Foto: BLfD, Thea Schuck)

und Verwendungsarten und -variationen anschaulich präsentiert.

Dies sind die grundlegenden Versorgungsmaßnahmen für Funde auf der Ausgrabung. Sodann ist es relevant, diese alsbald Restauratoren zu überantworten, die den Zustand prüfen und weitere qualifizierte Versorgungsmaßnahmen zu ihrem Erhalt ergreifen können.

Sensibel – Organik und Metalle

Archäologische Funde aus organischen Materialien wie Textil, Leder, Geflecht, Bernstein, Federn oder Bein sind besonders sensibel und gefährdet. Neben der Erhaltung in wassergesättigten Böden sind sie regelmäßig als mineralisierte Reste in den Korrosionsschichten von Metallfunden wie z. B. Schnallen, Beschlägen, Werkzeugen oder Schwertern zu finden. Grundsätzlich gilt, dass nasses organisches Material nach der Bergung nass gehalten werden soll, feuchtes feucht und trockenes trocken, selbstredend natürlich durch eine einfache, gut schützende Verpackung. Sodann ist die unmittelbare Weitergabe an Restauratoren zur fachkundigen Versorgung und Konservierung für Organisches besonders wichtig, da der fundfrische Erhaltungszustand stets der bestmögliche ist und der Restaurator die Möglichkeit hat, individuelle Sicherungsmaßnahmen zu ergreifen.

Organische Reste werden erst mit der restauratorischen Untersuchung, Identifizierung und Befundauswertung richtig interessant und können einen wertvollen Forschungsbeitrag leisten – vorausgesetzt, auf der Ausgrabung wurden die genannten Grundlagen für den Funde-erhalt geschaffen. Für eine aussagekräftige

„Erste Hilfe“ für den Fund

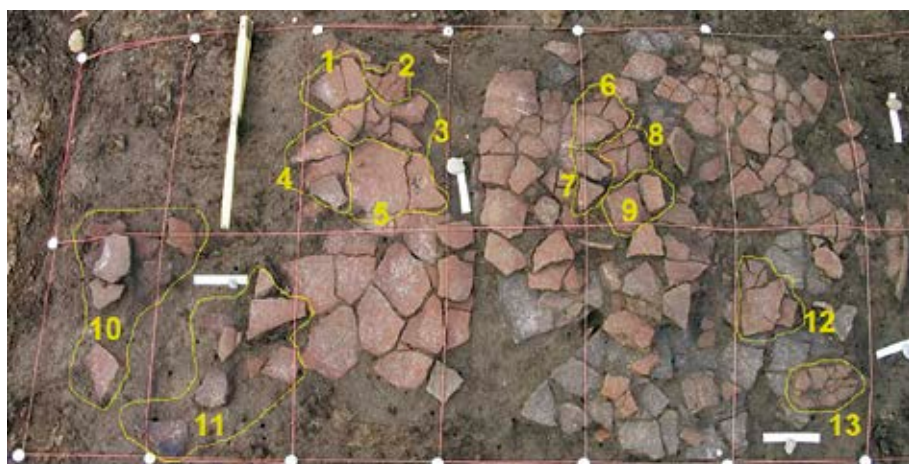
Wichtig ist zunächst das Bewusstsein, dass ab dem Zeitpunkt der Entdeckung des Fundes die richtigen Maßnahmen ergriffen werden und eine gut organisierte und eng verzahnte Kette von Sofortmaßnahmen für die anschließende Konservierung und Weiterbearbeitung sowie die wissenschaftliche Auswertung entscheidend ist. Individuell abgestimmte Versorgungs- und Konservierungsmaßnahmen beugen dem weiteren Zerfall der Funde und dem Verlust der in ihnen verborgenen Informationen vor. Nicht von ungefähr bedient man sich der aus der Notfallmedizin stammenden Begriffe „Erste Hilfe“ und „Erstversorgung“, die alle initial vom Rettungsdienst getroffenen Maßnahmen beschreiben.

Übergeordnet ist der jederzeit gezielte und achtsame Umgang, der „bewusste Gebrauch“ der archäologischen Funde. So einfach die grundsätzlichen Regeln sind, so förderlich sind sie für den Erhalt der Objekte. Gelingt es, bei den vielen Arbeitsschritten Handhabung, Sichtung, Verpackung, Transport und Aufbewahrung den Fund unverseht zu bewahren, so ist dies schon eine kleine Kunst.

Die unmittelbare und gezielte „Erste Hilfe“ auf der Ausgrabung orientiert sich am Fund; seine Eigenschaften und Bedürfnisse sind zu erkennen und einzuschätzen. Ist der Fund stabil oder sehr fragil und gefährdet, handelt es sich um unempfindliche Werkstoffe oder äußerst empfindliche nasse oder feuchte organische Materialien oder Eisen? Dann gilt es zu wissen, wie weit ein Fund freigelegt werden kann, denn er muss mit wissenschaftlicher Zuverlässigkeit do-

kumentiert und notwendige Identifikationsdaten erhoben werden, die für die spätere Untersuchung und Auswertungsqualität entscheidend sind.

Nach der gewissenhaften Freilegung, Dokumentation und Bergung sind insbesondere geeignete und zugleich einfache Mittel und Behältnisse zur Verwahrung, Verpackung und den Transport der Funde der entscheidende Faktor für ihren optimalen Erhalt. Welche Materialien und Hilfsmittel den nötigen Schutz bieten, welche alterungsbeständig ebenso wie kostengünstig und effizient einzusetzen sind, kann den „Vorgaben zur Fundbehandlung auf archäologischen Ausgrabungen in Bayern“ (s. <http://www.blfd.bayern.de/bodendenkmalpflege/service/index.php>) entnommen werden. Im Workshop wurden neben dem bekannten „Standard“-Verpackungsmaterial – Euro-Normboxen mit Maßen 40 × 60 × 15 cm sowie PE-Druckverschlussbeutel – verschiedenste Beispiele der praktischen Anwendung



Freigelegtes und geputztes Scherbenpflaster (Foto: BLfD, Matthias Blana)

tige Interpretation organischer Reste ist es relevant, dass die verschiedenen Bestandteile der Grabungsdokumentation – Zeichnungen, Beschreibungen und Fotos – einander ergänzen und der Umgang mit dem gefährdeten Material auf der Ausgrabung ideal verlief. Nur dann ist es möglich, durch systematische Kartierung und Analyse ein Maximum an Erkenntnissen aus den Funden zu ziehen, etwa Informationen zur Bekleidung frühgeschichtlicher Zeit, wie beispielhaft aufgezeigt wurde. Ganz erstaunlich, welche Erkenntnisse so unscheinbaren Resten zu entlocken sind.

Die Erhaltung der stark korrodierenden archäologischen Metalle, die durch aktive Oxidationsprozesse nach der Ausgrabung so rasch vor unseren Augen zerfallen, fordert permanent aktive Konservierungsmaßnahmen. Wesentlich für die sehr reaktiven und instabilen Eisenfunde ist die Aufbewahrung in günstigen und stabilen klimatischen Verhältnissen, und dies am besten so rasch wie möglich und ohne Umwege.

Ein Lösungsansatz ist gefunden: Die standardmäßig verwendete geschlossene Euro-Normbox wird mit Scharnierdeckeln und Silikonprofilen zu einer dicht schließenden Klimabox. Mit Trockenmitteln ausgestattet, ermöglicht sie die Aufbewahrung von Metallfunden bei Werten von zuverlässig unter 8 % rF (relative Luftfeuchte) – und dies ortsunabhängig, also auch sofort unmittelbar nach der Bergung ohne weitere technische Ausstattung. Erste Feldeinsätze verliefen vielversprechend und zeigten die Praxistauglichkeit. Die Präsentation und Erläuterung dieser Erstversorgungsmöglichkeit für Eisenfunde motiviert hoffentlich viele Ausgräber, dieses System anzuwenden und damit aktiv und noch besser zum Erhalt der metallenen Kulturgüter beizutragen.

Unverwüstlich? – Keramik in all ihren Schattierungen

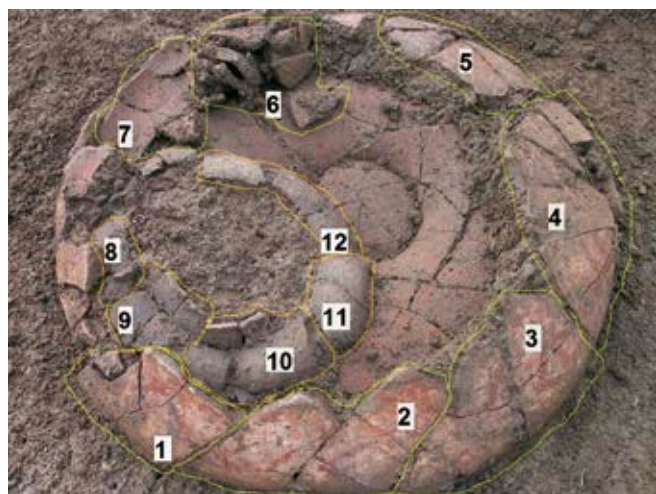
Selbst Keramik ist nach jahrhundert- oder gar jahrtausendelanger Lagerung im Boden nicht immer unversehrt.

Auch wenn der Großteil der Keramikfunde stabil ist, erfordert die Auffindung völlig zerdrückter, mehrschichtig liegender, womöglich nur niedrig gebrannter oder aber vierteilig zerbrochener, in ihrer Form jedoch intakt freigelegter Gefäße angepasste Bergungsmethoden oder gar die Bergung als Block. Welche verschiedenen Möglichkeiten mit heutigen Mitteln bestehen, stellten zahlreiche Beispiele von Urnen und sogenannten Scherbenpflastern dar, durch vorbereitete Materialmuster auch zum Anfassen direkt begreifbar gemacht.

Blockbergungen – Gewusst wie und wann

Fast jeder kennt große Blockbergungen, d. h. die Herausnahme komplexer archäologischer Befunde mit dem umgebenden Erdreich in einem Kasten. Doch wie macht man das, worauf kommt es an? Vieles ist zu bedenken: die Größe und damit das Gewicht, die Durchführbarkeit, die Bereitstellung der benötigten Materialien und Hilfsgeräte (Wagenheber, Zurrgurte, Gabelstapler, Bagger ...), die Konstruktion und Stabilität des Kastens, der Transport und die Haltbarkeit des Zustandes nach der Bergung (Feuchtegehalt). Jetzt schon ist auch an die anschließende Bearbeitung zu denken: Kommt der Restaurator mit dem Kasten und dem Block ohne Weiteres zurecht? Die Technik für Blockbergungen hat sich nicht grundlegend verändert; was neu ist, sind moderne, zweckmäßige Materialien, die ebenso in zahlreichen Mustern zum Anfassen bereit lagen. Auch Möglichkeiten spezieller Anforderungen wurden vorgestellt, wie z. B. die Bergung aus Kies- und Schotterböden.

Neben dem Wie ist vorweg immer eine bewusste Entscheidung und Begründung nötig: Der Grund für eine Blockbergung ist der maximale Erhalt des Fundes und der Informationen, also der maximale Erkenntnisgewinn. Fundzustände, für die dies geboten ist, sind Metalle mit organischem Umfeld, komplizierte Befunde (z. B. Taschen mit Inhalt, Objekte mit Besatz aus Bronzenieten), fragile organische Materialien (z. B. Geflechte, empfindliche Holzobjekte) oder instabile Funde (z. B. bruchgefährdetes Glas, empfindliche Kämmen oder stark fragmentierte, weiche Kera-



Urne (1-7) mit Beigefäß (8-12), zur Bergung in Segmenten nummeriert (Foto: BLfD, Matthias Blana)



Geborgene und verpackte Keramiksegmente (Foto: BLfD, Matthias Blana)

mik mit Inhalt). Grundsätzlich gilt, dass bei jeder Blockbergung der Kontakt zum BLfD im Vorfeld zu suchen und die Bergung abzustimmen ist.

Wirkung

Mit insgesamt 57 Teilnehmern stieß dieser Workshop zum Thema Erhalt archäologischer Funde, der erstmals angeboten wurde, ab dem ersten Mo-

ment auf reges Interesse. Das Feedback der Teilnehmer war durchweg positiv. Denkbar also, dass es weitere solcher Fortbildungen geben wird – immer den Beweggrund vor Augen: den Erhalt unseres archäologischen Erbes ständig weiter zu verbessern. Der direkte Kontakt und die Zusammenarbeit mit den Ausgrabenden trägt spürbar dazu bei und ist dem BLfD besonders wichtig,

um für die Funde schon während der Ausgrabung optimale und umsetzbare Versorgungsmaßnahmen gestalten zu können.

Als Fazit könnte der Titel der Veranstaltung folgendermaßen vervollständigt werden: „Gut geborgen – gut verpackt – gut erhalten“.

Stephanie Gasteiger

Startschuss für den Bayerischen Denkmal-Atlas

Vom BayernViewer-denkmal zum Bayerischen Denkmal-Atlas

Seit 2007 ist die Bayerische Denkmalliste als digitale Karte online verfügbar. Freigeschaltet wurde der BayernViewer-denkmal seinerzeit in Fürth vom damaligen Minister Dr. Thomas Goppel im Rahmen eines Symposiums zur Feier des hundertjährigen Bestehens des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege. Doch die Zeit steht nicht still, und was vor sieben Jahren noch topaktuell war, das erscheint heute im Zeitalter des „schnellen“ Internets schon wieder antiquiert. Entsprechend war es höchste Zeit für einen sogenannten „Relaunch“.

Im Zuge der seit Jahren bestehenden guten und ausgesprochen produktiven Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Digitalisierung, Breitband und Vermessung (LDBV) entstand deswegen der Bayerische Denkmal-Atlas, den Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil am 8. August 2014 der Öffentlichkeit übergab. Nach wie vor werden die Denkmäler auf der Grundlage amtlicher digitaler Kartenwerke dargestellt und mit den grundlegenden Informationen zum Alter und zur Funktion aller bekannten Denkmäler erläutert. 2007 war aber nur ein geringer Teil der Baudenkmäler mit Fo-



Logo des Denkmal-Atlas
(Grafik: BLfD, Susanne Scherff)

tografien versehen; zum Ende des Projektes „Nachqualifizierung und Revision der Denkmalliste“ sind nun nahezu alle bebildert.

Neuerungen

Im Gegensatz zu seinem Vorgänger ist der Bayerische Denkmal-Atlas wesentlich leichter zu bedienen. Ferner bietet er erstmalig die sog. Parzellarkarte mit dargestellten Flurstücksgrenzen, die als zusätzlicher Layer über die Luftbilder gelegt werden kann. Neu sind außerdem die historischen Kartenwerke, wie z. B. die Urpositionsblätter im Maßstab 1 : 25 000. Sie entstanden zwischen 1817 und 1841 und dienten als Vorlage für den „Topographischen Atlas vom Königreich Bayern 1 : 50 000“. In Kombination mit den Denkmalkartierungen werden im Denkmal-Atlas fast 1000 dieser handgezeichneten Originale erschlossen. Je nach Zoomstufe wechselt die Anwendung automatisch zu den Uraufnahmeblättern aus der Zeit der ersten bayerischen Grundstücksvermessung in den Jahren 1808 bis 1864. Diese Urkatasterpläne liegen heute noch bayernweit für alle Städte und Gemeinden vor, wobei die rund 21 000 handgezeichneten Rah-



Das Altstadtensemble von Wasserburg a. Inn, Lkr. Rosenheim, im Bayerischen Denkmal-Atlas, dargestellt auf Grundlage der Uraufnahme von 1812 (© Denkmalfachdaten BLfD, © Kartengrundlage Bayerische Vermessungsverwaltung)



Das Ergebnis einer inhaltlichen Suche nach „Patrizierhäusern“ im Bayerischen Denkmal-Atlas in der Altstadt von Landshut (© Denkmalfachdaten BLfD, © Kartengrundlage Bayerische Vermessungsverwaltung)

menflurkarten in den Maßstäben 1 : 5000 und 1 : 2500 überwiegen. Von den 3000 Stadt- und Ortsblättern dagegen wurden etliche im Maßstab 1 : 1000 erstellt, im ehemaligen Herzogtum Sachsen-Coburg bisweilen auch 1 : 1250.

Zusätzliche Funktionen

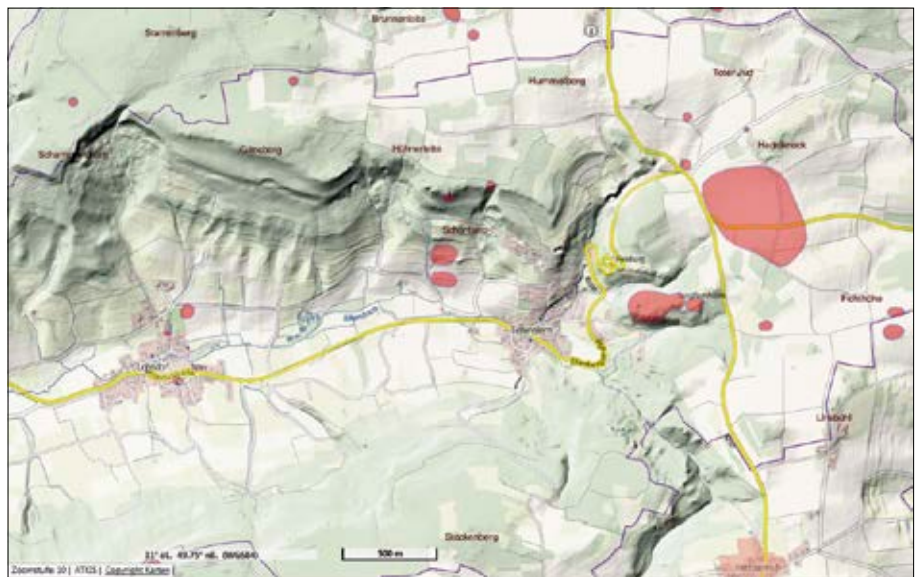
Abgesehen davon werden die aktuellen amtlichen Kartenwerke durch die Möglichkeit ergänzt, dreidimensionale Ansichten von Gebäuden und Gelände einzublenden. Wie der BayernViewerdenkmal bietet der Denkmal-Atlas wieder eine Suche nach Orten, Adressen oder geografischen Besonderheiten wie Bergen und Gewässern an. Gänzlich neu ist jedoch die Funktion der inhaltlichen Recherche in den Denkmalbeschreibungen. Standardmäßig ist diese Art der Erkundung auf einen be-

stimmten Umkreis beschränkt. So können Sie z. B. im Radius von 10 km um den aktuellen Kartenmittelpunkt nach Schlagworten wie Burg, Schloss, Rathaus oder Friedhof suchen. Natürlich ist diese Recherche auch ohne räumliche Begrenzung möglich, jedoch sollte sie mit Bedacht eingesetzt werden. Wenn man bayernweit nach sehr häufig vorkommenden Begriffen sucht, wie etwa Bauernhaus oder Bürgerhaus, kann dies unter Umständen mehrere Minuten dauern. Zum Schutz der Bodendenkmä-

zeit, bewusst abgesehen. Dadurch soll verhindert werden, dass auf einfache Weise automatisiert Listen von Objekten zusammengestellt werden können, bei denen sich die Suche mit der Metallsonde gegebenenfalls lohnt.

Anwendungen

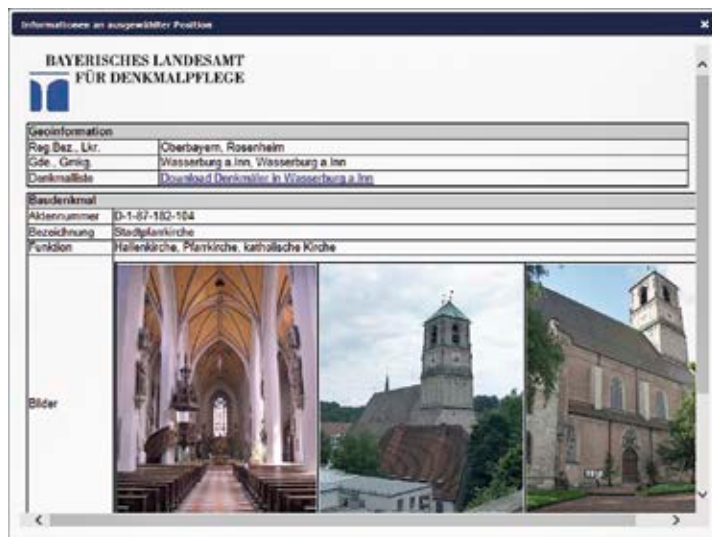
Wer möchte, kann den Bayerischen Denkmal-Atlas natürlich auch unterwegs mit dem Smartphone nutzen und sich vor Ort über Denkmäler in der Umgebung informieren. Tablets eignen sich



Geländemodell des Ellertales bei Tiefenellern, Lkr. Bamberg, im Bayerischen Denkmal-Atlas mit Kartierung der Bodendenkmäler (© Denkmalfachdaten BLfD, © Kartengrundlage Bayerische Vermessungsverwaltung)

ler vor illegalen Raubgrabungen wurde von einer Möglichkeit zur gezielten Recherche nach archäologischen Fachbegriffen, wie z. B. Bronzezeit oder Eisen-

wegen des größeren Bildschirms aber sicherlich besser dafür, die Denkmäler in ihrem regionalen und geografischen Kontext angemessen abzubilden. Die Fachinformationen zu den Kartierungen geben Auskunft über die vielfältige und einzigartige Geschichte Bayerns, wodurch der Denkmal-Atlas zur Verbreitung des Wissens vom reichen kulturellen Erbe des Freistaates beiträgt. Wir hoffen, auf diesem Weg unsere Denkmäler in Zukunft noch wirkungsvoller schützen zu können. Denn nur das, was man kennt, kann man auch schätzen und bewahren. Erschließen Sie sich die ganze Fülle der Baudenkmäler, die neben bekannten Kirchen und Klöstern, Burgen und Schlössern natürlich Bürgerhäuser ebenso umfasst wie Industrieanlagen, historische Gärten und Verkehrseinrichtungen, Stätten des Nationalsozialismus oder bedeutende



Fachdatenanzeige im Bayerischen Denkmal-Atlas mit den grundlegenden Informationen zum Alter und zur Funktion aller bekannten Denkmäler und Bildern der Baudenkmäler

Nachkriegsarchitektur. Tauchen Sie ein in die Geschichte unserer Bodendenkmäler, die über alle Epochen von der Altsteinzeit bis in die Neuzeit reicht, und entdecken Sie vorgeschichtliche Befestigungen und Siedlungen ebenso wie

Grabhügel, keltische Viereckschanzen, römische Kastelle oder mittelalterliche Ortskerne. Falls Sie den Denkmal-Atlas noch nicht verwenden, hoffen wir, dass wir Sie jetzt neugierig gemacht haben. Probieren Sie es einfach aus! Sie finden

die Anwendung auf unserer Homepage unter www.blfd.bayern.de oder starten Sie den Bayerischen Denkmal-Atlas direkt über www.denkmal.bayern.de.

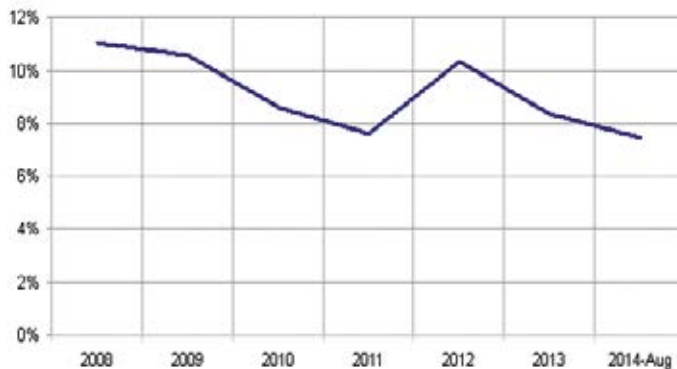
Roland Wanninger

Der Bayerische Denkmal-Atlas – ein Gewinn für Denkmäler und Investoren

Am 5. August 2014 ging als Nachfolger des BayernViewer-denkmal der Bayerische Denkmal-Atlas an den Start (vgl. S. 92). Die Erfahrungen mit diesem Instrument einer bequemen Online-Recherche zum Bestand von Bau- und Bodendenkmälern in ganz Bayern sind sehr positiv, wie eine erste Bilanz zeigt.

Bodendenkmal versus Investor – ein vorprogrammierter Konflikt?

Während die sichtbaren Baudenkmäler sich dem Betrachter vor Ort noch vergleichsweise einfach erschließen konnten, die in der Regel nicht oberirdisch wahrnehmbaren Bodendenkmäler in der Vergangenheit nur ungleich schwerer vermittelt werden. Natürlich waren Lage und Ausdehnung der bekannten Bodendenkmäler auch schon vor 2007 in der analog publizierten Denkmalliste oder in den kommunalen Flächennutzungsplänen öffentlich einsehbar. Doch war dieses Wissen



Anteil der Bauvorhaben, die als Träger öffentlicher Belange im Referatsgebiet B IV, Ober- und Unterfranken mit bodendenkmalpflegerischen Maßnahmen (Rettungsgrabungen, Sondagen, Überdeckung, etc.) im Zeitraum 2008–14 beauftragt wurden (Datengrundlage: BLfD, Fachinformationssystem)

nicht allgemein verbreitet, geschweige denn leicht und rasch zugänglich. Teilweise verfügten nicht einmal die Gemeindeverwaltungen über den aktuellen Stand. Daher kam es regelmäßig zu vorprogrammierten Konflikten: Kommunen beauftragten teure Planungsbüros zur Entwicklung neuer Baugebiete, Steine- und Erdtagebaubetriebe kauften Flächen für die Anlage neuer Tagebaue, Investoren planten neue Gewerbebetriebe – nicht selten in

Unkenntnis der geschützten Flächen. Oft wurden die Vorhabensträger erst durch die Genehmigungsbehörden bzw. die Fachbehörde als Träger öffentlicher Belange auf die tatsächliche Lage hingewiesen. Umplanungen, die den Erhalt des Bodendenkmals erreicht und teure veranlasserfinanzierte Rettungsgrabungen vermieden hätten, waren aufgrund der bereits getätigten Vorleistungen kaum mehr möglich. Unnötigerweise mussten beide Seiten in teils konfliktreichen Auseinandersetzungen einerseits dem Verlust des Bodendenkmals, andererseits den teils empfindlichen Rettungsgrabungskosten zustimmen. Dabei hätte ein frühzeitiger Informationsfluss, insbesondere zur Lage und Ausdehnung der geschützten Bereiche, Abhilfe schaffen können.

BayernViewer-denkmal senkt Anzahl der Rettungsgrabungen

Seit der Freischaltung des BayernViewer-denkmal 2007 fand das Wissen um diese praktische Planungshilfe schnell eine immer weitere Verbreitung. Erwartungsgemäß nutzten zuerst Planungsbüros und Untere Denkmalschutzbehörden das kostenlose und überall verfügbare Instrument für ihre tägliche Arbeit. Es folgten Kommunen mit hohem Bodendenk-



Konservatorische Überdeckung einer jungsteinzeitlichen Siedlung in Estenfeld, Lkr. Würzburg (Foto: BfAD Heyse, Münsterschwarzach)

malbestand, die sich regelmäßig mit der Problematik „Bodendenkmal“ auseinandersetzen mussten. Konfliktfrei und kostensparend ließen sich nun Entwicklungsziele der Kommunen mit der Bodendenkmalpflege in Einklang bringen.

Das überaus erfolgreiche Online-Angebot wurde in den Folgejahren von immer weiteren Nutzergruppen entdeckt. Planungsbehörden, Steine- und Erdenbetriebe oder auch größere Investoren nutzten den BayernViewerdenkmal, bevor sie in die konkrete Umsetzung der Planung investierten. Seit einigen Jahren ist auch festzustellen, dass zunehmend private Bauherren im Rahmen ihrer Projekte das Angebot wahrnehmen und sich im Vorfeld eines Grundstückserwerbs oder einer angedachten Baumaßnahme von der Fachbehörde beraten lassen.

Insbesondere bei großflächigen Nutzungsänderungen wie der Ausweisung von Baugebieten, die häufig über Planungsbüros und Bauleitplanungen erfolgen und zu denen das Landesamt für Denkmalpflege als Träger öffentlicher Belange (TÖB) Stellung nimmt, ist der Anteil der beauftragten Bauvorhaben zwischen 2008 und 2014 von über 11 % auf 7 % gesunken (Stichprobe für die Regierungsbezirke Ober- und Unterfranken). Der Sockel von 7 % zeigt aber auch, dass dem Erhalt von Bodendenkmälern gerade im Weichbild der Ortschaften – das für die weitere Entwicklung mit neuen Bau- und Gewerbegebieten unverzichtbar ist – natürlich Grenzen



Rentweinsdorf-Treinfeld, Lkr. Haßberge: Erhalt eines Bodendenkmals (Burgstall) durch Reduktion/Ausparnung einer Freiflächenfotovoltaikanlage (Auszug aus dem Fachinformationssystem der Denkmalpflege; Fachdaten: BLfD; Kartengrundlage: © Bayerische Vermessungsverwaltung)



Knetzgau-Westheim, Lkr. Haßberge: Verschiebung eines Bauvorhabens aus dem Bereich eines verebneten Grabhügelfelds (A) in eine unproblematische Fläche (B) (Auszug aus dem Fachinformationssystem der Denkmalpflege; Fachdaten: BLfD; Kartengrundlage: © Bayerische Vermessungsverwaltung)

aufgezeigt sind. Hier wird es ebenso wie in besonders prosperierenden Wirtschaftsregionen wie der Münchner Schotterebene auch weiterhin im Zuge des noch immer ungebremsen Landschaftsverbrauchs in Bayern zu Rettungsgrabungen als Ersatzhandlung für den Erhalt von Bodendenkmälern kommen müssen.

Konfliktvermeidung durch frühzeitige Kommunikation

Doch auch in diesen Flächen kann das Online-Angebot bereits in der Planungsphase eine wichtige Hilfe sein, um Kosten zu senken. Nutzer können früh einen möglichen Konflikt erkennen und sich rechtzeitig an die Fachbehörde wenden. Gemeinsam werden Strategien entwickelt, die eine weitestgehend denkmalchonende und zugleich den bauseitigen Bedürfnissen Rechnung tragende Planung ermöglichen. Schon der Verzicht auf tief eingreifende Einbauten wie Keller ist bei Gewerbebauten eine Option und bietet die Möglichkeit der konservatorischen Überdeckung des Bodendenkmals. In den entsprechenden Flächen wird der archäologische Befund mit Geotextil abgedeckt und bleibt unter der überplanten Fläche erhalten.

Ein weiteres Instrument präventiver Planung ist die lokale Verschiebung von Bauvorhaben. Dies kann in Kombination mit modernen denkmalchonenden Methoden wie Geophysik oder präventiven Sondagen auch innerhalb eines Grundstücks zur Anwendung kommen, wenn sich zeigt, dass nur Teile des Vorhabensbereiches eine bodendenkmalpflegerische Relevanz aufweisen. Der Planer kann diese befundarmen Flächen nach Ersatzmaß-

nahmen dann für die Bauvorhaben nutzen, während die Denkmalbereiche für die erforderlichen Ausgleichsflächen herangezogen werden. In manchen Fällen, insbesondere im ländlichen Raum, ist auch die Verlagerung eines Projekts auf eine andere Flur vorteilhaft. Entsprechende Lösungsansätze sind insbesondere bei privilegierten landwirtschaftlichen Bauvorhaben wie z. B. Schweinemastanlagen etc. häufig problemlos möglich, wenn unter Vermittlung von Gemeinde und Fachbehörde ein Grundstückstausch realisiert werden kann.

Schließlich bietet die Fachbehörde im Hinblick auf die Planungssicherheit sowohl den Genehmigungsbehörden als auch den privaten Investoren präventive Überprüfungen der bodendenkmalpflegerischen Relevanz im Nähebereich zu bekannten Bodendenkmälern an. So kann untersucht werden, ob der Standort für eine Biogasanlage oder einen Aussiedlerhof in der Nähe eines Bodendenkmals im Hinblick auf den zukünftigen Raumbedarf überhaupt sinnvoll erscheint. Vor allem ist zu fragen, ob sich diese Anlagen wirtschaftlich frei entfalten können oder ob schon in wenigen Jahren aufgrund zu erwartender Expansionsgedanken Konflikte mit der Bodendenkmalpflege vorprogrammiert sind.

Bereits anhand der wenigen Beispiele lässt sich belegen, dass die Bilanz des BayernViewerdenkmal eindeutig positiv ausfällt. Das nun im Bayerischen Denkmal-Atlas verbesserte Angebot wird es sicher nochmals erleichtern, unsere Bodendenkmäler zu schützen und gleichzeitig Investoren zu entlasten.

Andreas Büttner

PERSONALIA

Dr. Erwin Keller †

Am 5. August 2014 verstarb Dr. Erwin Keller. Zum 1. Januar 2002 war Keller nach 34 Dienstjahren im BLfD in den Ruhestand verabschiedet worden (DI 121, März 2002, S. 4). Damals widmete ihm das Landesamt den Band 41/42 der Berichte der Bayerischen Bodendenkmalpflege mit seinem Schriftenverzeichnis, Beiträgen seiner Mitarbeiter und Kollegen zu den Themen, die ihn besonders interessierten: Archäologie in Bayern, vor allem während der Spätantike und dem frühen Mittelalter.

Das Titelbild zeigt eine der wenigen Aufnahmen von Erwin Keller, die es überhaupt gibt. Denn so gern er sich selber mit Fotoapparaten beschäftigte, so ungern ließ er sich fotografieren. Keller war kein Mann, der gerne im Vordergrund stand, gerne redete oder von sich reden machte. Lieber packte er stillschweigend an und widmete sich den praktischen Dingen. Und so zeigt ihn die Aufnahme in Gummistiefeln mit dem Arbeitsgerät über das Planum einer Ausgrabung gehen, den kritischen Blick auf die Befunde im Boden gerichtet. Hier war er in seinem Element.

Erwin Keller, Jahrgang 1937, stammte aus Heimenkirch im Allgäu. Er hatte in München zuerst Germanistik, dann bei Prof. Joachim Werner Vor- und Frühgeschichte studiert. Seine berufliche Laufbahn spielte sich seit 1968 in München im BLfD ab, wo er zuletzt die Abteilung Bodendenkmalpflege leitete; daneben war er ehrenamtlich viele Jahre im Vorstand der Gesellschaft für Archäologie in Bayern tätig. Außerdem war Keller ein fleißiger Schreiber, der vom ausgefeilten Grußwort bis zur umfänglichen Monografie zahlreiche Fachpublikationen zu Papier brachte.

Den Mitarbeitern ist Dr. Kellers legendäres Pflichtbewusstsein in Erinnerung, denn der Dienst hatte bei ihm Vorrang vor allem. Er war einer von denen, die auch noch mit dem Kopf unterm Arm zur Arbeit erscheinen; persönliches Befinden wurde bei ihm grundsätzlich hintenan gestellt. So

wollte er Vorbild sein, so hat er sich über Jahrzehnte eine gewaltige Arbeitsleistung abverlangt, wohl auch Raubbau an seiner Gesundheit betrieben. Feiern: ja – aber nicht während der Dienstzeit. Gern hat Keller ein Bier getrunken, am liebsten ein Dunkles aus Weltenburg nach Feierabend. Aber die Dienstzeit war ihm heilig; die Einführung der Gleitzeit im Landesamt erschien ihm höchst suspekt.

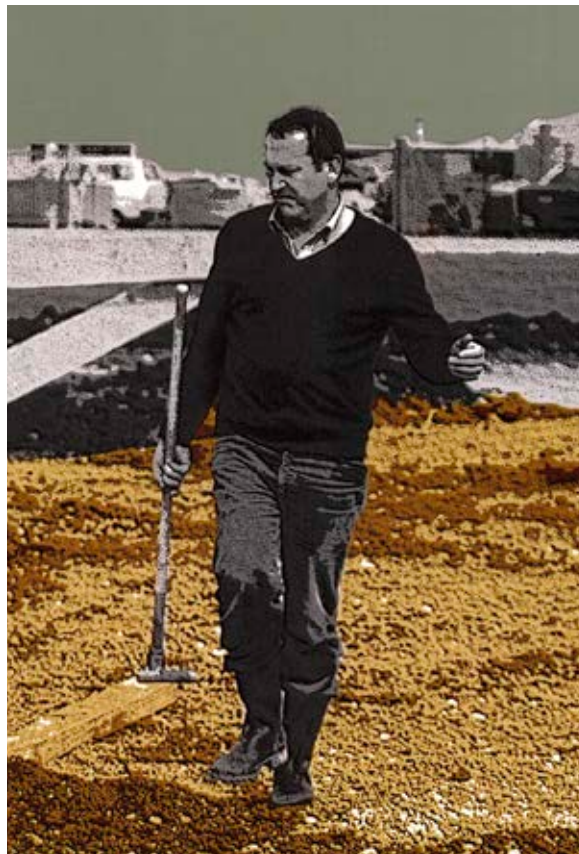
Einsatz, Pünktlichkeit und Fleiß verlangte Erwin Keller auch von seinen Mitarbeitern. Er war ein Vorgesetzter mit strengem Blick. Sein legendärer „Krapfenerlass“ vertrieb den Fasching aus den Amtsstuben und verbreitete vor Aschermittwoch alljährlich eine gewisse Anspannung.

Die strenge Miene des Abteilungsleiters erregte anfänglich auch bei mir als junger Studentin mehr Angst als Freude, und von meinem ersten näheren

Zusammentreffen mit ihm musste ich mich einige Zeit erholen. Ernst blickend, wenig gesprächig, manchmal einer martialischen Wortwahl sich bedienend – man musste lernen, Erwin Keller zu begreifen! Ich brauchte lange, um hinter die Fassade zu blicken und seine Ambivalenz zu erkennen.

Im Alter von 77 Jahren ist Erwin Keller gestorben, nachdem seine letzte Lebenszeit nicht leicht war. Es bleibt die Erinnerung an einen Abteilungsleiter mit Ecken und Kanten und einer rauen Schale um einen weichen Kern. Es bleibt die Erinnerung an die Trauerfeier am Münchner Nordfriedhof in der byzantinischen Aussegnungshalle und mit unvergesslichen berührenden Streicher-Klängen aus der Peer-Gynt-Suite – Heimkehr zu Erwin Kellers Themen. Requiescat in pace.

Doris Ebner



Erwin Keller auf Ausgrabung
(Foto: Otto Braasch; Bearbeitung
Hans Stölzl und Johann Rauch)

Prof. Dr. Wolfgang Czysz zum Abschied

„Wolfgang Czysz [gesprochen Tschech]“ – So oder ähnlich stand es zuletzt auf seiner Visitenkarte, dem E-Mail-Absender bzw. amtlichen Briefkopf oder auch in seinem Wikipedia-Eintrag. Viele Menschen hatten es schwer mit seinem Namen, und vermutlich hat er immer wieder unter den Versuchen seiner Umwelt gelitten, diesen richtig auszusprechen. Aber ebenso ungewöhnlich wie sein Name ist der Träger desselben.

Wolfgang Czysz, geboren am 25. März 1949 in Wiesbaden, vollendete kürzlich sein 65. Lebensjahr. Deutlich mehr als die Hälfte seiner Lebenszeit – über 36 Jahre – hat er als Mitarbeiter des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in und für Schwaben verbracht. Am 1. November 1977 wurde er als zweiter Referent unter Dr. Günther Krahe in der damaligen Außenstelle in Augsburg eingestellt. Bis zuletzt, d. h. bis zu seinem Ruhestand am 1. Juli 2014, blieb er in diesem Bezirk tätig. Er hat es damit zum derzeit dienstältesten Referenten des Landesamtes gebracht. Schon 1979 wurde er zum Konservator z. A. ernannt, am 30. Januar 1981 zum Beamten auf Lebenszeit. Es folgten 1984 der Oberkonservator und 2000, nachdem er schon seit 1. Juli 1990 die Referats- und Außenstellenleitung innehatte, der Hauptkonservator. Wolfgang Czysz war maßgeblich an der Planung und am 1996 erfolgten Umzug der Außenstelle Schwaben von dem extrem beengten Rückgebäude in der Prinzregentenstraße in Augsburg in das ehemalige Benediktinerkloster Thierhaupten beteiligt und leitete hier nach der Strukturreform des Amtes 2003 das neue Referat B III Mittelfranken/Schwaben, bis heute verteilt auf die zwei Dienststellen dort und in Nürnberg. Daneben war er in Thierhaupten auch Dienststellenleiter mit Zuständigkeiten weit über das eigene Referat hinaus, eine Aufgabe, die er insbesondere während Umbau- und Sanierungszeiten wie zuletzt gerne mit „akademischem Hausmeister“ umschrieb.

Sehr schnell wurde Wolfgang Czysz in Bayerisch-Schwaben heimisch. Ganz wesentlich war dabei, dass es wohl immer sein Ziel war, eine Aufgabenstellung, vor allem aber das Arbeitsgebiet im wahrsten Sinne des Wortes „von

Grund auf“ zu durchdringen. Dementsprechend machte er regelmäßig nicht bei den archäologischen und bodendenkmalpflegerischen Fragestellungen halt, sondern wollte wissen, in welchem Rahmen etwas stand und welche Bedeutung der Untergrund, z. B. als Ton für die verschiedenen Töpfereien, hatte (römische in Schwabmünchen und Schwabegg, frühneuzeitliche bei Neusäß) oder woher die Steine kamen (z. B. als Mühlsteine in der frühmittelalterlichen Mühle von Dasing).



Wolfgang Czysz
(Foto: BLfD,
C. Sebastian Sommer)

Geboren und aufgewachsen in Wiesbaden, wo der Vater intensive ehrenamtliche archäologische und historische Forschungen betrieb, kam er schon früh mit der Archäologie und insbesondere mit den Römern in Berührung. Passend dazu besuchte er ein humanistisches Gymnasium und begann direkt nach seinem Abitur 1967 das Studium der Vor- und Frühgeschichte, Alten Geschichte und Klassischen Archäologie anfangs in Mainz, später in Heidelberg. Einer seiner Lehrer dort, ein „Meister“ der Provinzialrömischen Archäologie, Prof. Dr. Hans Schönberger, organisierte für ihn einen halbjährigen Studienaufenthalt in Oxford am Balliol College bei Prof. Dr. Sheppard S. Frere. Wie auch den Autor, der Czysz ein gutes Jahrzehnt später dorthin „gefolgt“ ist, prägte ihn dieser Lehrer und das völlig andere Forschungsverständnis dort mit der primären Frage nach den Zusammenhängen ganz wesentlich.

Vom Wintersemester 1970/71 an war Wolfgang Czysz dann in München eingeschrieben, wo er neben der Provinzialrömischen Archäologie bei unserem

wiederum gemeinsamen Lehrer Prof. Dr. Günter Ulbert Vor- und Frühgeschichte sowie Osteologie studierte. Zwischen 1972 und 1975 fertigte er eine Promotionsarbeit über „Siedlungsgeographie und Geschichte der Römerzeit und frühalemannischen Landnahme im Nördlinger Ries“ an (leider nur in einem Auszug, gleichwohl von grundlegender Bedeutung für die weiteren Forschungen, in der Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben 72, 1978, vorgelegt). Dabei wurde er von der Studienstiftung des Deutschen Volkes unterstützt. Während der Münchner Studienzeit war er, meist als örtlicher Grabungsleiter, an zahlreichen Ausgrabungen beteiligt, sei es in Bayern (Reihengräberfelder in Grafing und Pliening, römisches Gräberfeld Seebruck, römische Siedlung München-Denning) oder auch in der Schweiz (spätromisches Gräberfeld in Mesocco). Daraus und aus studentischen Forschungsprojekten (Keramik von Wimpfen) entstanden dann auch seine ersten Publikationen, von denen insbesondere die zum Gutshof in München-Denning (Katalog der Prähistorischen Staatssammlung München 16) auch heute noch viel zitiert wird.

Noch während er mit seiner Promotion in den letzten Zügen lag, wurde Wolfgang Czysz mit den Grabungen in den römischen Kastellen und dem Vicus von Heldenbergen in der Wetterau im Rahmen eines mehr als 3-jährigen Projekts der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) betraut. Damals begegneten wir uns das erste Mal, auf der einen Seite der junge „Herr Dr.“; auf der anderen der Abiturient, später der Student der Chemie, der zusammen mit Peter Jüngling und einer kleinen Gruppe gleichgesinnter Ehrenamtlicher die Hinführung zu einer systematischen Grabungsmethodik und -dokumentation gierig aufsgo und dankbar die Untersuchung einer die Fragestellungen des Projektes ergänzenden Fläche übernahm. Bis heute ist dem Autor in sehr lebendiger Erinnerung die Konsequenz, mit der unter Anleitung von Wolfgang Czysz die in früheren z. T. recht „wildem Aufsammlungen“ zusammengetragene, meist fundstellenlose Keramik, aufbewahrt in

endlos scheinenden Reihen von Säcken, durchgegangen, sortiert und erfasst wurde. Schon damals durfte ich viel von ihm lernen. Mit der daraus entstandenen, zwar erst lange nach Grabungsabschluss erschienenen, wegen der vielfältigen, neben den Dienstaufgaben stetig weiter bearbeiteten Fragestellungen aber umso gewichtigeren Publikation ist ihm eine der bedeutendsten Arbeiten zur Vicusforschung in Deutschland gelungen (Heldenbergen in der Wetterau, Limesforschungen 27, 2003).

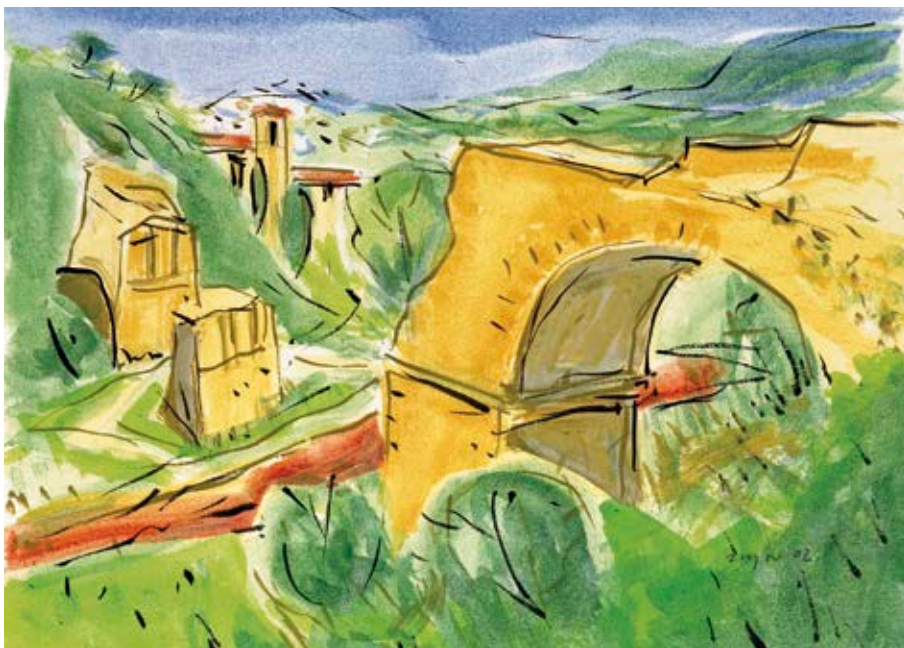
Nach einem fünfmonatigen Intermezzo als Wissenschaftlicher Referent in der Bodendenkmalpflege des Landschaftsverbandes Rheinland kam Wolfgang Czysz nach Schwaben. Hier begegnete ich ihm als angehender Student, ebenfalls der Provinzialrömischen Archäologie, dann auch schon im Frühsommer 1978 wieder und konnte auf seiner Grabung im römischen Gräberfeld Schwabmünchen das Graben weiter „lernen“. Und nicht nur das: Aus dem ihm eigenen Mitteilungsbedürfnis erhielt man neben der Arbeit noch Unterweisungen zu allen möglichen Aspekten der Archäologie, Grabungstechnik, Ergonomik (z. B. findet sich bis heute in meiner Werkstatt eine auf die besonderen Bedürfnisse der Dokumentation römischer Gräber nach seinen Vorschlägen angepasste „Zeichenwerkzeugkiste“). Die erworbene Kenntnis durfte ich dann auch noch

im gleichen Jahr (und zwei folgenden) in römischen Gräberfeld an der Ulmer Straße in Günzburg, später auch in den Töpfereien von Schwabmünchen und Schwabegg selbstständig umsetzen.

Günzburg war für Wolfgang Czysz bis heute eines seiner bodendenkmalpflegerischen und archäologischen Hauptthemen. Mit mehr als 1800 ausgegrabenen Bestattungen bis 2007 ist das dortige Gräberfeld der größte modern untersuchte römische Friedhof Süddeutschlands mit außergewöhnlichen Aussagemöglichkeiten und Funden. Letztere boten Wolfgang Czysz Material für eine wunderbare und immer wieder ergänzte Ausstellung als Teil des Heimatmuseums Günzburg über zwei Räume hinweg, gestaltet zusammen mit Hans Stölzl als Grafiker. Sie waren ihm auch Anlass mehrerer sog. Bilanzausstellungen, z. B. zum römischen Bestattungsritual. Dabei war ihm Josef Weizenegger, Kreisheimatpfleger und langjähriger Leiter des Museums, immer wieder Partner, manchmal auch Kontrahent. In Wolfgang Czysz' Buch über das römische Günzburg spielen die Grabfunde wiederum eine besondere Rolle (Gontia. Günzburg zur Römerzeit, 2002). Und nun endlich, fast 40 Jahre nach den ersten Grabungen, kann auch die wissenschaftliche Bearbeitung zumindest der älteren Gräber im Rahmen eines von uns gemeinsam formulierten Forschungsprojektes, finanziert

durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft, beginnen. Auch die spätrömischen Gräber werden wohl im Rahmen einer Münchner Dissertation bearbeitet.

Genauso intensiv kümmerte er sich wissenschaftlich um fast alles, was er aus bodendenkmalpflegerischen Maßnahmen heraus unter die Finger bekam. Ganz gleich, ob es sich um römische Villen handelte, erinnert sei vor allem an die Holzvilla von Oberdorf am Lech und die Villa von Holheim unterhalb der Ofnethöhlen im Ries, ob es um Kastele ging, herausragend die Befunde und Funde unlängst in Dambach am Welterbe Limes, oder deren Vici, z. B. in Aislingen oder zuletzt als ganze Siedlungsgruppe, ob die Befunde römische und frühgeschichtliche Wassermühlen beinhalteten, zu nennen wäre Dasing, oder Straßen und Verkehrswege, vor allem die Via Claudia Augusta, oder immer wieder Töpfereien, wie die römischen in Schwabmünchen und Schwabegg, die spätrömische in Rohrbach oder auch die neuzeitliche Porzellanmanufaktur Louisenruh – Wolfgang Czysz war und ist getrieben von dem Bedürfnis, die Themen zu durchdringen und die Ergebnisse dieser Arbeit mitzuteilen. Dementsprechend stehen neben vielen Grabungsführungen auf der einen Seite eine Unzahl von lebendigen, sehr gut vorbereiteten Vorträgen vor lokalen Vereinen und Gruppen, in Volkshochschulen und in wissenschaftlichen Zusammenhängen (vgl. hierzu auch DI 122, 2002, S. 57 ff.). Allein das Programm seiner letzten drei Dienstmonate umfasste diesbezüglich sechs Termine zwischen Köln und Seebuck. Auch auf Tagungen war er ein gern gesehener Redner. Oft organisierte er diese, vor allem als Schwäbische Archäologentage, selbst bzw. mit den Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern der Dienststelle. Auf der anderen Seite führte dies zu einer kaum noch zu überblickenden Folge von Veröffentlichungen, seien es Führungsblätter, Ausstellungsbegleitbände, Bücher als monographische Vorlagen, seien es Aufsätze in populären Reihen und vor allem in Fachpublikationen (vgl. die Bibliografie demnächst im Bericht der Bayerischen Bodendenkmalpflege 55). Dabei gelang es ihm regelmäßig, in leicht verständlicher Sprache und treffend ausgewähltem, manchmal auch hervorragend von



Aquarell von Wolfgang Czysz 2002

ihm selbst gestaltetem Bildmaterial die Inhalte gut nachvollziehbar immer auf den Punkt gebracht und trotzdem in einem größeren Rahmen darzustellen. Dazwischen sind noch die Früchte einer weiteren Leidenschaft zu nennen, nämlich etliche kleine, aber gehaltvolle Ausstellungen zu verschiedenen Themen. Sein ausgeprägtes grafisches Empfinden kam auch trotz der gelegentlich möglichen professionellen Hilfe dabei deutlich zum Vorschein.

Bei diesem Werdegang war es nur naheliegend, dass Wolfgang Czysch schon seit 1990 als Lehrbeauftragter an der Universität Innsbruck tätig war und Anfang 2002 ebenda an der Geisteswissenschaftlichen Fakultät habilitiert wurde. Seine Lehrbefugnis als Universitätsdozent krönte der Rektor 2011 durch die Ernennung zum Honorarprofessor. In seinen Lehrveranstaltungen in Innsbruck wird er – davon ist auch ohne persönliche Teilnahme auszugehen – sein profundes Wissen zur Römerzeit im Alpenraum und vor allem jenseits davon, genauso wie zu römischen Handwerkstechniken vielseitig und hochinteressant dargestellt haben. Vor allem sind daraus auch einige universitäre Abschlussarbeiten bis hin zu Promotionen zu bayerisch-schwäbischen Themen entstanden. Darauf aufbauend war es naheliegend, ihn zum ordentlichen Mitglied der Schwäbischen Forschungsgemeinschaft und zum korrespondierenden Mitglied des Deutschen Archäologischen Instituts zu wählen.

Diejenigen, die Wolfgang Czysch kennen, wissen, dass er es nicht bei den fachlichen archäologischen und bodendenkmalpflegerischen Fragen im engeren Sinne bewenden ließ. In seiner Freizeit (was ist das bei einem guten Beamten?)



Ein großes Rad gedreht: Wolfgang Czysch; siehe auch S. 109 (Foto: BLfD, Doris Ebner)

beschäftigte er sich intensiv mit den praktischen Fragen dahinter (vor allem der Töpferei). Wie konnte der heimische Ton verarbeitet werden, welche angewandten Techniken lassen sich aus den Töpfereiabfällen erkennen, wie aufwendig ist die Herstellung eines bestimmten Gefäßes, kann man das heute noch nachempfinden, wie hat man vor 1800 Jahren die eine oder andere Verzierung angebracht, welche Brenntechniken wurden angewandt mit welchem Ergebnis usw.? Die langjährige Umsetzung theoretisch erlangter Erkenntnisse, zum Teil auf der Basis volkskundlicher, vor allem japanischer Analogien, führten zu einer Vielzahl künstlerisch ansprechender, handwerklich hervorragender keramischer Objekte, die wiederum selbst Zentrum

der einen oder anderen Ausstellung und gut besuchter Volkshochschulkurse wurden (vgl. DI 122, 2002, S. 57 ff.; DI 128, 2004, S. 64 ff.). Mit dem gleichen Sinn für's Grafische, für Proportionen und für das Wesentliche zeichnete Wolfgang Czysch auch immer wieder. Motive bildeten dabei meist Bauwerke der Antike oder ihre Reste in ihrer heutigen Umgebung, denen er auf Urlaubs- oder Studienreisen irgendwo in der klassischen Welt begegnete. Treffsicher sind die mit wenigen Bleistift- oder Tuschestrichen skizzierten Ruinen oder Kirchenbauten, lebendig die mit wenigen Farbtupfern gelegentlich hervorgehobenen Partien. Wie sein reichhaltig illustriertes Bändchen „Mit Seume nach Syrakus. Eine literarische Reise durch Italien im Jahre 1802“ (2001) zeigt, steckten dahinter regelmäßig auch literarisches Studium und feinfühliges Empfinden; Wolfgang Czysch ist ein Schöngeist.

Lieber Wolfgang, ganz herzlichen Dank für Deine in Bayern in der Bodendenkmalpflege geleistete Arbeit, Deine wissenschaftlichen Anregungen und deine archäologische Grundlagenarbeit und Forschung. Ich, nein, die Provinzialrömer unter uns und nicht nur die, freuen sich heute schon auf deine noch in Arbeit befindlichen Werke zu den Holzbaubefunden und den Kultdeponien in Dambach, zu den Mühlen von Dasing im Paartal und zu dem dich vermutlich am längsten beschäftigenden Thema, dem römischen Töpferhandwerk. Viel Erfolg dabei, alles Gute, auch noch nachträglich zum 65. Geburtstag, viel Gesundheit und eine anhaltende Schaffenskraft und Entdeckerfreude! Ad multos annos!

C. Sebastian Sommer

Dugi ante portas? Chemotechniker Vojislav Tucic nach 34 Jahren Zentrallabor in Rente

„Und hüten Sie sich vor kleinen Männern!“ – so lautete das glaubwürdig kolportierte, unvermeidliche ceterum censeo und stete Abschiedszeremoniell der freundlichen Abteilungsleiterin einer benachbarten bayerischen Institution. Auf Vojislav Tucic war diese Warnung

definitiv nicht gemünzt: Angesichts einer Körpergröße von knapp zwei Metern und des serbokroatischen Spitznamens „Dugi“ („der Lange“) bestand für ihn kein Grund, sich größer zu machen, und zwar weder in vordergründig physischer Hinsicht noch in sozialer Kon-

kurrenz. Konsequenterweise sprach er nur wenig über sich und seine eigenen Leistungen. Und schon gar nicht wollte er sich hier in den Denkmalpflege Informationen interviewt oder allzu ausführlich dargestellt sehen. Für das Protokoll festzuhalten bleibt jedoch Fol-

gendes: Vojislav Tucic war immer bereit und bereitwillig, wenn z. B. eine XRD-Analyse eilig benötigt wurde, wenn ein Problem mittels Ultraschallanalyse oder Ionenchromatografie gelöst werden sollte, selbst wenn er im Geheimen manchmal daran zweifeln mochte, dass jede bei ihm eingereichte Materialprobe wirklich Sinn machte. Während andere Kolleginnen und Kollegen vielleicht gelegentlich – völlig unschuldig, versteht sich – an ihrem heimischen Image oder ihrer Außenwirkung feilten, erledigte Dugi ganz einfach seine Arbeit. Er tat das tagesein, tagaus, meist ab etwa 7 Uhr morgens, mit einer Jahrzehnte währenden, steten Gründlichkeit und Fehlerfreiheit, wie sie ihm bereits von seinem vorherigen Arbeitgeber, dem Doerner Institut, attestiert worden war. Da die Auswertung der Analysen ebenfalls größtenteils von ihm selbst besorgt wurde, erwarb er über die Jahre hinweg einen reichen Fundus an Erfahrungen, mit dem sich die im professionellen Beratungswesen gerne propagierte, vermeintlich freie Verfügbarkeit und Austauschbarkeit beliebiger Spezialisten ohne Weiteres ad absurdum führen ließe. Der von ihm persönlich erbrachte, erstmalige analytische Nachweis des „Han Purple“ Pigments auf einem datierten Fragment der chinesischen Terrakotta-Armee rüttelte ihn genauso wenig aus dem seelischen Gleichgewicht wie ein unscheinbares Mauersalz von einem weniger prominenten Objekt. Diese Ausgeglichenheit sollte jedoch nicht mit Gleichgültigkeit verwechselt werden: Dugi verfolgte jedes noch so kleine „Näschen“ in seinen Spektren mit Ehrgeiz und professionellem Ernst, zerterte es mit geradezu erbarmungslosem Aufklärungswillen ans Licht der Erkenntnis. Auch wenn es ihm bis zuletzt gelang, einen entsprechend angemessenen Autorenruhm standhaft zu verweigern, findet sich sein Name in unzähligen Danksagungen und Fußnoten wissenschaftlicher Publikationen. Erst im Gespräch mit den jeweiligen Nutznießern wird allerdings klar, dass Dugi keineswegs lediglich mechanische Analysenaufträge ausführte, vielmehr so manche wissenschaftliche Erkenntnis in erster Linie seiner methodischen Gründlichkeit und seinem Wissen zu verdanken ist, d. h. den Eigenschaften, die er mit gleichermaßen

unerbittlicher Konsequenz bescheiden unter den Scheffel stellte. Schon jetzt besteht kein Zweifel, dass die Kolleginnen und Kollegen Dugi als seelischen Ruhepol und klugen material-, aber auch menschenkundigen Analytiker im Landesamt vermissen werden. Nicht minder schmerzlich jedoch werden nun alle Betroffenen lernen müssen, wie viele Arbeiten Dugis als allzu selbstverständlich angesehen wurden. Die Kolleginnen und Kollegen aus Zentrallabor und Restaurierungswerkstätten sagen jedenfalls schon jetzt danke und wünschen Vojislav Tucic eine er-



Vojislav Tucic
(Foto: BLfD, Martin Mach)

quickliche Rentenzeit im Familienkreis, der – völlig anders als bei Loriots „Papa ante portas“ – um diesen lebensklugen Rentner wirklich zu beneiden ist!

Lebensweg

Viele Biografien enthalten programmatische Bekenntnisse wie etwa „Schon als Kind begeisterten mich meine Eltern für die Denkmäler und die Archäologie, deshalb bewarb ich mich konsequenterweise ...“ Bei Vojislav Tucic standen zunächst zwangsläufig andere Einflussfaktoren im Vordergrund. Er wurde am 15. Juni 1949 in Žitište, einer kleinen Stadt im Banater Teil des ehemaligen Jugoslawien, geboren. Zehn Jahre später zog die Familie ins benachbarte, deutlich größere Zrenjanin. Dort absolvierte er Schule und acht Semester Fachhochschule, schloss im Alter von nur 20 Jahren (!) sein Studium als Chemotechniker ab – leider jedoch, wie sich bald herausstellen

sollte, im falschen Land: Auch die direkt anschließende, staatlich verordnete Militärdienstzeit änderte nämlich nichts an der Tatsache, dass das damalige Jugoslawien vergleichsweise wenige Chemotechniker benötigte und schon gar keine Nachwuchskräfte. Ein, mangels Alternative angenommener, veritabler Knochenjob – Beton-Abbrucharbeiten beim Umbau einer Zuckerfabrik – rüttelte den reichlich überqualifizierten Chemotechniker im wahrsten Sinne des Wortes auf. So konnte es nicht weitergehen.

Passgenau in dieser Zeit suchte das wirtschaftlich prosperierende Nachkriegsdeutschland nicht nur händeringend Anlernkräfte und Hilfsarbeiter, sondern auch qualifiziertes Fachpersonal, in erster Linie für die Großindustrie. Verträge und Einreiseformalitäten wurden bereits im jeweiligen Heimatland angebahnt bzw. vorsorglich geklärt. Nach Vertragsabschluss, typischerweise für eine Laufzeit von einem Jahr, stand einer Einreise nach Westdeutschland nichts mehr im Wege. Wirtschaft und Politik des neuen Arbeitgeberlandes dominierten ab nun Wege, Ziele und Schicksale der Einwanderer. Die gemeinsame Eisenbahnfahrt nach Deutschland beförderte letzte gemeinsame Spekulationen über die Verlockungen der neuen Heimat. Schon der Name des jeweiligen Ankunftsbahnhofes stand für ein durch und durch neues Lebensprogramm. Vojislav Tucic, mittlerweile 22 Jahre alt, stieg in München aus, mit einem Pflichtjahr im Galvanik-Labor der Siemens-Computerchipproduktion. Nach weiteren Jahren mit dem andersartigen Profil eines technischen Zeichners für Druckluftsteuerungen bei Knorr Bremse bot sich endlich im Jahr 1978 die ersehnte Gelegenheit, im Münchner Doerner Institut wieder physikalisch-chemisch tätig zu werden (Differentialthermoanalyse und Infrarotspektroskopie an sehr kleinen Proben). Erst mit dem nächsten Wechsel geriet die Berufslaufbahn in ruhigeres Fahrwasser: Ab April 1980 arbeitete Vojislav Tucic im Zentrallabor des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, unter der Leitung des Laborgründers Rolf Snethlage. Er sollte dort 34 Jahre bleiben, bis zum Renteneintritt am 1. Oktober 2014.

Martin Mach

Pressesprecherin Beate Zarges verlässt das BLfD

Nach knapp dreieinhalb Jahren hat Beate Zarges zum 1. November das BLfD verlassen. Seit Juli 2011 war sie hier als Pressesprecherin verantwortlich für die Presse- und Öffentlichkeitsarbeit des Amtes.

Beate Zarges brachte über ein Jahrzehnt einschlägige Berufserfahrung mit und sorgte für wichtige Weichenstellungen in der Pressestelle, in der es davor häufige Wechsel gegeben hatte. Mit der ihr eigenen Tatkraft packte sie die zahlreichen „Baustellen“ an und stellte gemeinsam mit Dorothee Ott die Öffentlichkeitsarbeit auf professionelle Füße.

Kontaktfreude ist eine Grundvoraussetzung für diesen Beruf – und die brachte Beate Zarges mit. Stets bereit und bemüht zu vermitteln, suchte sie immer das Gespräch, erklärte die Vorhaben, packte die Themen an. Und derer waren es viele in einer Behörde mit über 300 Mitarbeitern! Gleichsam als Scharnier zwischen innen und außen kümmerte sich die Pressesprecherin um die Organisation von Tagungen, um Veranstaltungen wie den Tag des

offenen Denkmals, den Neujahrsempfang, das Sommerfest, um Mitarbeiterfortbildungen. Mehrmals war das BLfD auf großen Messen vertreten wie der Kommunale in Nürnberg, der Monumento in Salzburg, der denkmal in Leipzig oder der Afa in Augsburg, was jeweils großen koordinierenden Aufwand bedeutete und viel organisatorisches Geschick erforderte.

Wichtig waren natürlich die Verbindungen zu den Medien. Frau Zarges verfasste Pressemitteilungen und organisierte Pressekonferenzen, pflegte die Kontakte zu Journalisten, zu Hörfunk und Fernsehen.

Um die Arbeitsbereiche und -ergebnisse nach außen hin darzustellen, war auch die Internetseite des BLfD ein großes Thema, wo Beate Zarges wesentliche Erneuerungen und Verbesserungen umsetzte. Auch gelang auf ihre Initiative die Einrichtung einer neuen Adressdatenbank, um die zahlreichen Adressaten und Verteiler leicht griffbereit zu haben.

PR ist nicht das Kürzel für „pauselos reden“, auch wenn die PR-Frau viele



Beate Zarges
(Foto: BLfD, Rolf Moennich)

Gespräche zu führen und wenige Pausen zu genießen hatte. PR heißt auch nicht „Power-Riegel“, obwohl Frau Zarges vielleicht manche davon zur Nervenstärkung brauchen konnte. Wir danken Beate Zarges jedenfalls für ihren kraftvollen Einsatz und wünschen ihr für die Zukunft alles Gute.

DE

Ruhestand für Sieglinde Schenk

Wie sehr die Bundespolitik Auswirkungen auf unseren Alltag hat, zeigte sich Ende Juni in Regensburg: Kaum war das Gesetz beschlossen, dass Arbeitnehmer mit über 45 Dienstjahren mit 63 in Rente gehen können, war sie weg! Gemeint ist Sieglinde Schenk, die langjährige Referatsassistentin im Referat B II.

Begonnen hatte sie beim Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege 1978 als Halbtagskraft in dem von Dr. Rainer Christlein ins Leben gerufenen Luftbildarchiv. Bei Frau Schenk gingen von nun an unzählige Dias und Schwarzweiß-Fotos über den Tisch: neue, manchmal spektakuläre Bilder von bislang unbekanntem Bodendenkmälern, die der fast schon legendäre Pilot Otto Braasch in zum Teil halsbrecherischen Flugmanövern gemacht hatte. Gerade in Niederbayern führten diese zu einem sprunghaften Anstieg des Wissens über

die unter der Erdkrume erhaltenen Spuren vergangener Zeiten.

Die Verlegung des Luftbildarchivs nach München war für Frau Schenk der Grund, ihre Aufgaben im Luft-



Sieglinde Schenk (Foto: BLfD, Regensburg)

bildarchiv mit einer sicher in Landshut verorteten Position zu tauschen, als Sekretärin des Leiters der dortigen Dienststelle, Dr. Bernd Engelhardt. Diese Arbeit erforderte eine ganztägige Präsenz. Seit dem 1. September 1988 war Sieglinde Schenk das „Faktotum“ der niederbayerischen Dienststelle. Bei ihr liefen alle Fäden zusammen – kein Wunder, denn ihr Büro lag zentral innerhalb der großzügigen Räumlichkeiten im ehemaligen Staatlichen Gestüt, sodass an Frau Schenk keiner vorbei kam. Sie wurde der Hauptanlaufpunkt für alle Mitarbeiter, Grabungstechniker, Restauratoren, Zeichner oder für die auswärtigen Kollegen und ausländischen Studenten, und das erst recht, als bei ihr auch ein weiteres Dienststellenmitglied – zuerst die Hündin Leila, danach Dana – von allen verwöhnt werden konnte.

Für ihren Chef Dr. Engelhardt war Sieglinde Schenk unentbehrlich: Sie war die Herrin über den Haushalt, über den komplexen Schriftverkehr und – last but not least – über seinen Terminkalender. Während ihre Kollegin Anne Schäßburger im ruhigeren Nebenraum die Schreiarbeiten, Bücherinventarisierung und vieles mehr erledigte, managte Sieglinde Schenk den Publikumsverkehr und auch die Personalangelegenheiten, d. h. die im letzten Jahrhundert häufigen Verträge und Kontakte mit ABM-Kräften sowie in- und ausländischen Studenten. Dabei verlor sie nie den Überblick: Frau Schenk wusste immer, wo, wer oder was zu finden war, was dringend war oder nicht, wo beim Hauspersonal der Schuh drückte oder auf welcher Grabung und Baustelle Probleme zu lösen waren. In jeder noch so stressigen oder aufgeladenen Situation bewahrte sie Ruhe – ein von

allen geschätztes Talent, das wesentlich zum reibungslosen Ablauf der Dienstgeschäfte beitrug. In Landshut gab es auch allerhand Erfreuliches zu managen, z. B. die allseits beliebten Sommerfeste. Da waren Frau Schenks organisatorische Fähigkeiten unerlässlich, um sorgenfrei bei Spanferkel und Bier mit vielen Gästen zu feiern!

Die Auflösung der Dienststelle Landshut und ihre Verlegung nach Regensburg im September 2007 bedeutete für die Landshuter Mitarbeiter eine schwere Bürde, so auch für die inzwischen nur noch in Teilzeit beschäftigte Sieglinde Schenk! An vier Wochentagen hieß es nun in aller Frühe aufbrechen, um die lange Fahrt zur Arbeit anzutreten. Obwohl der neue Arbeitsplatz in der Königlichen Villa es wahrlich nicht an Reiz fehlen ließ und die Zusammenarbeit auch im neuen Team sehr gut klappte, blieben die täglichen Fahrten

eine Belastung, die Frau Schenk auch gesundheitlich zu spüren bekam. Für uns alle war es deshalb verständlich, dass sie die Möglichkeit zur Verrentung sofort beim Schopf packte. Dass es so schnell ging, machte uns alle betroffen – zu sehr war Frau Schenk inzwischen auch in Regensburg zum festen Bestandteil der Dienststelle geworden, zusammen mit der in die Jahre gekommenen Dana, die als „Wachhündin“ über die Falschparker auf den Amtsparkplätzen eine wichtige Funktion erfüllte.

Immerhin haben wir noch schön gefeiert und hoffen, dass Frau Schenk gelegentlich doch noch den Weg nach Regensburg auf sich nimmt. Wir wünschen ihr lange gesunde und glückliche Jahre im wohlverdienten Ruhestand, schöne Zeit in ihrem trauten Heim oder an dem von ihr so geliebten Gardasee.

Silvia Codreanu-Windauer

Christian Beyer: neuer Leiter des Sachgebiets Personal

Sachgebiet G4: Personal, Finanzen,
Innere Organisation, Förderwesen
Stellv. Referatsleiter
Dienststelle München
Tel.: 089 2114-210
E-Mail: christian.beyer@blfd.bayern.de

Seit Juni 2014 hat das Sachgebiet Personal in der Person von Christian Beyer einen neuen Leiter. Dieser ist zugleich stellvertretender Referatsleiter von G4. „Eine neue Herausforderung in einem mir bis dato unbekanntem Aufgabengebiet“, der sich Herr Beyer stellt, wie er selber sagt.

Geboren ist Christian Beyer im brandenburgischen Zossen unweit Berlin, aufgewachsen in Leipzig, Schulzeit am Friedrich-Ratzel-Gymnasium Leipzig, Abitur 2000, danach 10 Monate Grundwehrdienst in Bogen, Niederbayern. Ab Oktober 2001 studierte er an der damaligen Bayerischen Beamtenfachhochschule Hof (heutige Fachhochschule für öffentliche Verwaltung und Rechtspflege in Bayern) den Fachbereich Allgemeine Innere Verwaltung. Dort machte er den Abschluss als Diplomverwaltungswirt. Sein Dienstherr bis August



Christian Beyer (Foto: Lisa Söllner)

2009 wurde die Landeshauptstadt München, wo er ab Sommer 2005 als Sachbearbeiter für Arbeitslosengeld II im Sozialbürgerhaus Ramersdorf/Perlach arbeitete.

Seit September 2009 ist der Beamte beim BLfD beschäftigt. Im Sachgebiet Förderwesen waren seine Schwerpunkte der Entschädigungsfonds für

die Oberpfalz, die Bearbeitung der Zuschüsse der Landesstelle für die nicht-staatlichen Museen und Zuständigkeit für die Sonderprogramme des Bundes. Mit diesem Rüstzeug an Erfahrung wechselte er im Juni 2014 in die Zuständigkeit für das Personal.

„Besonders freue ich mich über den doch wieder verstärkten Umgang mit Menschen, den ich aus meiner Tätigkeit bei der Landeshauptstadt München schon kennen und schätzen gelernt habe – wobei der tägliche Umgang mit unserem Personal wesentlich unkomplizierter ist“, sagt Christian Beyer.

Umgang mit Menschen – diesbezüglich ist der Personalleiter auch außerhalb der Dienstzeit derzeit verstärkt gefordert. Für Hobbies bleibt momentan nicht sehr viel Zeit, da hier seine beiden Töchter im Alter von zwei und dreieinhalb Jahren diese Zeit berechtigterweise für sich beanspruchen und den Papa ganz schön auf Trab halten. Wenn es die Zeit allerdings zulässt, schnappt sich Christian Beyer zum Ausgleich gerne sein Rennrad und macht damit die Straßen unsicher.

DE

Dr. Rita Hannig: neue Referentin für Bodendenkmalpflege

Referat Z I
Dienststelle Nürnberg
Tel.: 0911 23585-13
E-Mail: rita.hannig@blfd.bayern.de

Seit Juni 2014 ist Dr. Rita Hannig beim BLfD Listenreferentin für Mittelfranken und für Unterfranken Süd. Ihr obliegt die Führung der Denkmalliste Bodendenkmäler Mittelfranken sowie der Denkmalliste Unterfranken (kreisfreie Stadt und Landkreis Aschaffenburg, Landkreise Kitzingen, Main-Spessart, Miltenberg, kreisfreie Stadt und Landkreis Würzburg) – dies alles vom Dienst-sitz Nürnberg aus, wo ihr Arbeitsplatz sich in historischem Ambiente auf der Burg befindet.

Geboren in Bamberg, aufgewachsen in der kleinen oberfränkischen Ortschaft Schönfeld, Abitur am Graf-Münster-Gymnasium Bayreuth; Studium und Promotion an der Otto-Friedrich-Universität Bamberg; Rita Hannig ist in Franken zu Hause!

Als erstes Studienfach wählte sie die Archäologie des Mittelalters und der frühen Neuzeit, begleitet von den Nebenfächern Kunstgeschichte und Volkskunde. Während des Studiums und auch danach war sie auf vielen Ausgrabungen tätig. „Dabei habe ich die Kulturlandschaft Oberfrankens kennengelernt und eine Begeisterung für bestimmte Fundgattungen entwickelt: Fibeln mit Tierstil- und Flechtbandornamentik sowie S-Schleifenringe liegen mir besonders; außerdem mag ich Kleinadelsburgen (Motten)“, verrät Frau Hannig.

Eine intensive Beschäftigung mit frühmittelalterlichen Gräberfeldern

und dem Landesausbau in Oberfranken ergab sich durch ihre Masterarbeit „Das frühmittelalterliche Gräberfeld Felkendorf-Kleetzhöfe (Lkr. Kulmbach) und seine Bedeutung für die Siedlungsgeschichte Oberfrankens“. Ihre besondere Leidenschaft ist jedoch die archäologische Fundgattung Hohlglas! Eine große Faszination geht für sie von dem durchscheinenden viskosen Material aus. Darüber hat sie auch promoviert und ihre Doktorarbeit „Zur Glaschronologie Nordostbayerns vom 14. bis zum frühen 17.



Rita Hannig (Foto: Fotostudio Allan Richard Tobis, München)

Jahrhundert. Ausgewählte Grabungsfunde aus Amberg und Regensburg (Oberpfalz)“ publiziert. Sehr spannend fand sie dabei den Blick in die Nachbarwissenschaften, zu dem sie durch Farbmessungen, Materialbestimmungen etc. im Zuge der Arbeit an der Dissertation kam. Mit ihren profunden Kenntnissen dieser Fundgattung hat sie auch die Aufarbeitung von weite-

ren Glaskomplexen für das Museum in Villach in Kärnten übernommen.

Die jetzige Tätigkeit am BLfD geht freilich weit über die Beschäftigung mit dem delikaten Stoff Glas hinaus. Ihre akademischen Lehrer Prof. Ingolf Ericsson, Prof. Dr. Walter Sage, der selbst eine zeitlang in der Denkmalpflege arbeitete, ebenso wie Prof. Dr. Björn-Uwe Abels förderten stets den Umgang mit der praktischen Denkmalpflege. Neben Praktika und Grabungen war Rita Hannig auch tätig als wissenschaftliche Hilfskraft, dann seit 2005 als Mitarbeiterin an der Nachqualifizierung der Denkmalliste, was sie 2007 in die Landeshauptstadt führte.

Als es 2014 hieß „zurück nach Franken!“, kam dies Frau Hannig durchaus entgegen. „Ich freue mich sehr über meinen Einsatz in Mittelfranken und Unterfranken Süd, vor allem weil das mittelfränkische Gebiet bislang über keinen eigenen Listenreferenten verfügte. Als Listenreferentin vor Ort hoffe ich, eine Entlastung für die Kollegen zu sein, die bislang diese Aufgabe nebenher miterfüllen mussten. In diesem Zusammenhang ein Dankeschön für die kollegiale Aufnahme im Kreise der Z I-Kollegen und das gute und freund-schaftliche Arbeitsklima in der kleinsten Dienststelle Nürnberg.“

Die Wochenenden, verrät Rita Hannig, verbringt sie meist nicht auf dem Acker beim Scherbensammeln, sondern eher beim Klettern am Fels. In die Fränkische Schweiz ist die Anfahrt jetzt immerhin kürzer – in den Chiemgau dafür länger.

DE

Dr. Ilja Saev: Volontär mit Schwerpunkt Bodendenkmalpflege

Volontär mit Schwerpunkt Boden-denkmalpflege
Dienststelle München
Tel.: 089 2114-346
E-Mail: ilja.saev@blfd.bayern.de

Ilja Saev ist in der sibirischen Stadt Tomsk in Russland geboren und auf-

gewachsen und lebt seit 2001 in Deutschland. Nach vier Jahren als Zeitsoldat bei der Bundeswehr begann er 2006 das Studium der Ur- und Frühgeschichte, der politischen Wissenschaften und der Europäischen Ethnologie/Volkskunde an der Christ-an-Albrechts-Universität zu Kiel. Dem

Magister-Abschluss im Sommersemester 2010 folgte die Promotion, die er zum Sommersemester 2014 erfolgreich abgeschlossen hat.

Schwerpunkte seines Studiums und der Promotion bildeten im materiellen Bereich vorgeschichtliche Gefäßkeramik und im theoretischen Bereich die



Ilja Saev
vor einem
Megalithgrab
auf Rügen
(Foto: privat)

Saev an der Aufnahme und Pflege der Fundmeldungen der ehrenamtlichen Mitarbeiter. – Also ein guter Einstieg für den jungen Wissenschaftler, um die Archäologie als angewandte Wissenschaft kennenzulernen und sich mit der Praxis des Denkmalschutzes vertraut zu machen.

„Das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege genießt weit über die deutschen Grenzen hinaus einen hervorragenden Ruf als eine dynamische, breit aufgestellte und mit modernsten Methoden und Techniken zielorientiert arbeitende Behörde. Mein Ziel für die nächsten zwei Jahre ist, mir umfangreiche praktische Erfahrungen und vielseitige Kompetenzen anzueignen, um nach dem Abschluss europaweit im archäologischen Bereich beruflich konkurrenzfähig zu sein und somit dem Renommee des Hauses gerecht zu werden“, sagt Saev.

Für die Zukunft wünscht er sich viele interessante, mannigfaltige und zielgerichtete Aufgaben.

DE

Ethno- und Sozioarchäologie, die er mit statistischen Methoden sowie den Methoden der empirischen Sozialforschung zu untersuchen vermochte. Sein ganz besonderes Interesse galt den Grundlagen der archäologischen Erkenntnisse und deren Einbettung in die allgemeine Erkenntnistheorie. Die-

sen Themen war auch seine Dissertation gewidmet.

Am 1. Juli 2014 begann das Volontariat beim BLfD, das einen umfassenden Einblick in die Aufgaben und die praktische Arbeit der Denkmalpflege ermöglichen soll. Es begann bei der Inventarisierung (Z I); zurzeit arbeitet Ilja

Stefan Hanöffner: Kreisarchäologe in Deggendorf

Nach dem Ausscheiden des langjährigen Kreisarchäologen Dr. Karl Schmotz aus dem aktiven Dienst konnte der Landkreis Deggendorf zum 1. Juli 2014 einen Nachfolger bestellen: Stefan Hanöffner M. A. hat diese Aufgabe in dem an Bodendenkmälern reichen Landkreis übernommen.

Der 36-jährige Archäologe bringt eine breit angelegte Ausbildung und vielfältige berufliche Erfahrungen mit. Gebürtig im Landkreis Landshut, ist er mit den niederbayerischen Böden bestens vertraut: Hanöffner hat nämlich zunächst an der FH Weihenstephan Forstwirtschaft studiert. Ein Auslandssemester führte ihn dabei nach Finnland, Praxissemester nach Griesbach i. Rottal und Bad Steben. Bei seinem Abschluss als Diplomingenieur war er bereits jahrelang in der damaligen Außenstelle des BLfD in Landshut auf Ausgrabungen tätig und half immer wieder bei einer Grabungsfirma aus. Dies mag ihn bewogen haben, sich intensiver mit der Archäologie zu beschäftigen: Er be-

gann 2005 in München das Studium der Vor- und Frühgeschichtlichen Archäologie, Archäozoologie und Vorderasiatischen Archäologie. Als Lehrbeauftragter vermittelte er dort Grundlagen der Geologie und Bodenkunde für die Ausgrabungspraxis, und vielfach war er als Grabungsleiter tätig, zuletzt auch als selbstständiger Unternehmer in der Leitung einer Grabungsfirma.

DI: Sie sind beruflich mit vielen Ausgrabungen und Projekten schon weit in Bayern herumgekommen, Fühlen Sie sich gut gerüstet, um in die großen Fußstapfen von Karl Schmotz zu treten?

Hanöffner: Die Fußstapfen meines Vorgängers haben nicht nur große Eindrücke hinterlassen, sie haben auch Wege geebnet, die ich heute viel leichter beschreiten kann als Herr Schmotz, der hier alles erst mühevoll aufbauen musste. Ich habe keine Bedenken was meine Arbeit angeht und blicke den neuen Herausforderungen freudig entgegen. Auch sind wir mit Personal

und Material vergleichsweise gut ausgestattet – da ist einiges möglich. Hinsichtlich Werkzeug, Gerät und Arbeitsräumen bleiben fast keine Wünsche offen.

DI: Was waren für Sie wichtige berufliche Erfahrungen bzw. was würden Sie sagen, wo oder von wem haben Sie am meisten gelernt?

Hanöffner: Die wichtigste Phase war sicherlich meine Tätigkeit für die damalige Dienststelle des BLfD in Landshut, wo ich 1996 als Praktikant angefangen habe und in den folgenden Jahren auf zahllosen Grabungen tätig war. Von Bernhard Häck, dem dortigen Grabungstechniker, habe ich in Sachen Grabungs- und Vermessungstechnik sehr viel gelernt. Als wir elf Jahre später voller Wehmut die Dienststelle räumen mussten, war ich bereits Student der Vor- und Frühgeschichte an der LMU in München. Der damaligen Assistentin, Christiana Eggl, habe ich ebenfalls sehr viel zu verdanken. Sie



Stefan Hanöffner
im Einsatz
(Foto: Büro für
Archäologie
Neupert & Simm)

hat mich nicht nur dazu ermutigt, noch einmal zu studieren, sondern auch die Begeisterung für die wissenschaftliche Arbeit in der Archäologie in mir geweckt.

DI: Ihre 2011 abgeschlossene Masterarbeit behandelte eine eisenzeitliche Siedlung bei Osterhofen-Altenmarkt im Lkr. Deggendorf. Sind Sie dadurch schon intensiver mit dem Landkreis in Kontakt gekommen?

Hanöffner: Ja, und das gleich in vielerlei Hinsicht. Dabei habe ich nicht nur genauere Kenntnis über die hiesigen materiellen Hinterlassenschaften erlangt, mir ist dabei auch die besondere verkehrsgeografische Stellung der Region um den Zusammenfluss von Isar und Donau bewusst geworden, die sich letztlich in der Denkmallandschaft widerspiegelt. Zusätzlich konnte ich natürlich auch schon gewisse Eindrücke von der Arbeit in der Kreisarchäologie aufnehmen, die mir nun den Einstieg etwas erleichtern.

DI: An Ihrer neuen Stelle mussten Sie gleich in Otzing „einsteigen“. Um was handelt es sich bei dieser Grabung?

Hanöffner: Das Baugebiet Otzing „Hofäcker“ wird von der Kreisarchäologie schon seit mehreren Jahren archäologisch betreut. Den deutlich größten Anteil der Befunde nehmen dort die Siedlungsgruben und Gru-

benhäuser aus der Frühlatènezeit ein. Stellenweise stoßen wir auch auf frühmittelalterliche und mittelneolithische Bestattungen und frühmittelalterliche Brunnen. In der momentan untersuchten Fläche haben wir es unter anderem mit mehreren latènezeitlichen Grubenhäusern und einem Brunnen zu tun, der im Frühmittelalter aufgegeben wurde. Wann der Brunnen errichtet worden ist, finden wir noch heraus – wir bergen demnächst die Hölzer.

DI: Wo sehen Sie Schwerpunkte Ihrer Arbeit in den kommenden Jahren?

Hanöffner: Ich werde mich sicherlich in der Hauptsache mit den denkmalrechtlichen Aspekten der laufenden Bauvorhaben im Landkreis auseinandersetzen – es wird nach wie vor viel gebaut. Um den Gemeinden und den privaten Bauherren Zeit und Geld zu sparen, werde ich die übrige Zeit aufwenden, um möglichst viele kleinere Sondagen und Grabungen selbst durchzuführen.

DI: Viele Leute lassen sich beim Stichwort „Archäologie“ begeistern, zucken aber beim Stichwort „staatliche Denkmalpflege“ zusammen. Können Sie vermitteln, ausgleichen?

Hanöffner: Durch die Möglichkeit, eigene Grabungen durchzuführen, wird den Leuten im Landkreis viel Last von den Schultern genommen. Ich denke, das sorgt für erheblich mehr

Akzeptanz in der Bevölkerung. Vom gefürchteten „Denkmalschutz“ ist mir – vielleicht deswegen – noch nichts zu Ohren gekommen.

DI: Wie gestaltet sich Ihre Zusammenarbeit mit dem BLfD? Gibt es Kontakte zu Ihren Kollegen in den benachbarten Landkreisen?

Hanöffner: Mit den meisten Kollegen aus dem BLfD und aus den benachbarten Landkreisen habe ich schon seit vielen Jahren zu tun. Da gab es nie ernst zu nehmende Schwierigkeiten, und das wird sicherlich auch so bleiben.

DI: Ihr Vorgänger hat jahrzehntelang den Niederbayerischen Archäologentag organisiert und sich für die Arbeitsgemeinschaft Ostbayern/West- und Südböhmen und Oberösterreich engagiert. Werden Sie dies fortführen?

Hanöffner: In den letzten Jahren haben sich in die Organisation des Niederbayerischen Archäologentages verstärkt andere Kollegen eingebracht – allen voran Dr. Husty von der Straubinger Kreisarchäologie. Ich hoffe sehr, dass es uns niederbayerischen Archäologen noch viele Jahre gelingen wird, dieses Ereignis auf die Beine zu stellen. – Auch bei der Arbeitsgemeinschaft nehme ich seit einigen Jahren regelmäßig teil.

DI: Ist Ihnen Ihr Studium der Forstwirtschaft auch für die Archäologie hilfreich? Können Archäologen aus der Forstwirtschaft lernen?

Hanöffner: Ja, indirekt schon. Da die Disziplinen Geologie und Bodenkunde in der Forstwirtschaft eine zentrale Rolle spielen, sind alle Dinge, die sich im Boden abspielen, für den Forstmann gewissermaßen ein Heimspiel. Ohne mein bodenkundliches Verständnis würde mir die Archäologie gewiss nur halb so viel Freude bereiten.

DI: Auch Ihr Bruder ist Archäologe. Spielte er bei der Berufsfindung eine Rolle?

Hanöffner: Ja, in zweierlei Hinsicht. Zum einen war er als älterer Bruder natürlich immer ein Vorbild für mich. Zum anderen war er es, der mir damals die Praktikantenstelle in der Dienststelle Landshut vermittelt hat, was dann den Stein ins Rollen brachte.

Interview: DE

AKTIVITÄTEN

Römische und frühmittelalterliche Mühlen

Ein Kolloquium zum Abschied von Wolfgang Czynsz

„Mola – molendina – molina“ – unter diesem Titel fand am 26. und 27. Juni ein Kolloquium zum Abschied von Prof. Dr. Wolfgang Czynsz aus dem Dienst im BLfD statt. Zu der Veranstaltung an der Dienststelle Thierhaupten hatten sich 140 Teilnehmer angemeldet, denen in einem gastfreundlichen Rahmen interessante Beiträge zu einem eher selten im Fokus stehenden Thema geboten wurden: Es ging um archäologisch erforschte Mühlen.

Nach der Begrüßung durch Prof. Dr. C. Sebastian Sommer, der zu dem Kolloquium eingeladen hatte, berichtete Dr. Claus-Michael Hüssen (RGK) über die römische Mühle in Ingolstadt-Etting. Zu dieser auf dem Gelände einer Villa rustica befindlichen Mühle war ein komplettes holzausgekleidetes Wasserbecken ausgegraben worden, das sich heute im Stadtmuseum Ingolstadt befindet. Ausweislich von Dendrodaten wurde es im Jahr 160 n. Chr. errichtet.

Dr. Sebastian Gairhos (Stadtarchäologie Augsburg) stellte den Wasserkanal dar, der, über 35 km Strecke von

Süden hergeleitet, die auf einer Hochterrasse gelegene Stadt Augsburg mit Brauchwasser versorgte. Dieses Bauwerk wurde schon im zweiten Jahrzehnt n. Chr. angelegt und war bis ins 4. Jahrhundert in Betrieb. An mehreren Stellen wurde der Kanal bei Grabungen angeschnitten; bei der Fundstelle Bayerstraße könnte er möglicherweise auch eine Mühle angetrieben haben.

Hans-Peter Volpert M. A. (München) stellte zwei römische Wassermühlen des 2./3. Jahrhunderts aus München-Perlach vor, die 1995 und 2001 ausgegraben wurden. Vorhanden waren jeweils Pfosten des Mühlengebäudes, aber auch Fragmente von Mühlsteinen und in einem Fall eine eiserne Kurbel. Diese Mühlen wurden vom Hachinger Bach angetrieben.

Aus der Schweiz angereist war Dr. Caty Schucany (Universität Bern) und referierte über eine Mühle bei Cham-Hagendorn nahe dem Zuger See, die auf die Jahre 231–260 n. Chr. dendrodatiert werden konnte. Sie gehörte wohl zu einer Villa rustica. Die dortige Sied-

lungskammer lässt die Parzellierung römischer Villen nachvollziehen; es dürfte hier reiche Getreideernten gegeben haben, aus denen Überschüsse verkauft werden konnten.

Ein Beispiel aus Ephesos stellte Dr. Stefanie Wefers (FH Mainz) vor. Hier wurde am Hang des Bülbüldag eine spätantik/frühbyzantinische Mühlenkaskade vorgefunden, die nach einem Erdbeben in die Ruinen früherer Wohngebäude gebaut wurde. Etwa sechs Mühlen dürften mit erheblicher Geschwindigkeit angetrieben worden sein; das laute Geklapper scheint in der Stadt niemanden gestört zu haben.

Während ein Vortrag zu Turbinenmühlen in Chemtou und Testour in Nordafrika leider entfallen musste, stellte Dr. Martin Grünewald (BLfD) das antike Steinbruch- und Bergwerksrevier zwischen Eifel und Rhein vor. Die Mayener Basaltlava wurde seit 7000 Jahren von Menschen genutzt, besonders systematisch in römischer Zeit. Damals wurden die Steine bis nach Großbritannien und in die Schweiz exportiert.



Thierhaupten, das Mühlenmuseum
(Foto: BLfD, Doris Ebner)



Wolfgang Czynsz (rechts) mit Generalkonservator Mathias Pfeil und C. Sebastian Sommer (Foto: Maximilian Czynsz)



Teilnehmer des Kolloquiums im Hof des ehemaligen Kloster Thierhaupten (Foto: Maximilian Czysz)

Man hat eine Zahl von 17 Mio. aus den Steinbrüchen hergestellte Handmühlen errechnet. Diese rege Tätigkeit wirkte sich auch auf die Siedlungslandschaft im Umfeld der Steinbrüche aus.

Der Gewinnung von Mühlensteinen widmete sich der Abendvortrag von Prof. Dr. Wolfgang Czysz (BLfD). Der mühevollen Abbau in Steinbrüchen konnte besonders anschaulich am Beispiel Degerndorf bei Neubuern nahe Rosenheim erläutert werden. Sehr wahrscheinlich nutzte man aber auch Findlinge, um aus ihnen Mühlensteine zu schneiden, bis im 19. Jahrhundert die Erfindung der Walzenmühle diese Schwerarbeit überflüssig machte.

Dr. Thomas Liebert (Fa. Archkonzept) beschrieb die frühmittelalterliche Mühlenanlage bei Greding-Großhöbing im Schwarzachtal. Hier war man beim Bau der ICE-Trasse auf umfangreiche Holzfundstücke gestoßen. Die Befunde hat der Referent nach Bestimmung und Datierung der rund 3200 Hölzer durch Franz Herzig in einer Dissertation inten-

siv aufgearbeitet. Es liegen mehrphasige Wasserbauwerke vor: Mühlensteine aus Burgsandstein haben das Getreide gemahlen.

Franz Herzig (BLfD) konnte auf der Basis von inzwischen 37 000 Hölzern aus Bayern, aus einem Zeitraum von 6000 Jahren, die Entwicklung von Waldbeständen, Holzeinschlag und Walddensität umreißen. Starker Holzeinschlag – und somit Bautätigkeit, Landesentwicklung, Bevölkerungszunahme – ist in römischer Zeit bis etwa 230 n. Chr. nachweisbar, danach wieder ein exorbitanter Holzeinschlag in karolingischer Zeit. In mittelmittelalterlicher Zeit (Burgweinting!) ist die größte Vielfalt an Hölzern, einschließlich Esskastanie und Weinstöcke, festzustellen.

Prof. Dr. Wolfgang Czysz (BLfD) schilderte abschließend die Ausgrabung der Mühle von Dasing, die 1993 stattfand und mit einem Holz von 696 n. Chr. die älteste frühmittelalterliche Mühle Europas zutage förderte. Bestandteile eines Stauberrads mit 24 Schaufeln

konnten im Feuchtboden ebenso geborgen werden wie zahlreiche Bestandteile und Funde des Mühlenbetriebs. Für das 9. Jahrhundert liegen auch urkundliche Quellen vor. Diese eingehend aufgearbeitete Grabung kann bald monographisch vorgelegt werden.

Zur Verabschiedung von Wolfgang Czysz in den Ruhestand nach 36 Dienstjahren beim BLfD sprachen Abteilungsleiter Prof. Dr. C. Sebastian Sommer, Bürgermeister Toni Brugger, Altbürgermeister Fritz Hölzl und Bezirksheimatpfleger Peter Fassl Worte des Dankes, ehe Generalkonservator Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil seitens des Dienstherrn den jahrzehntelangen Einsatz umfassend würdigte.

Das Kolloquium endete mit einer Besichtigung des Mühlenmuseums in Thierhaupten. Bei strahlendem Wetter wurden die Teilnehmer mit einem Weißwurstessen im Mühlenschuppen auf den Heimweg verabschiedet.

„Zwischen Welterbe und Denkmalalltag“

Gemeinsame Jahrestagung der VdL und des VLA vom 1.–4. Juni 2014 in Berlin

„In Berlin fällt alles etwas größer aus“

– so die einleitenden Sätze von Prof. Dr. Gerd Weiß, dem Vorsitzenden der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland der letzten elf Jahre, und der allgemeine Tenor der Tagung. Größer: keine Frage, die Stadt, die Baustellen, die Probleme – und diesmal auch die Anzahl der Tagungsteilnehmer. Der Grund hierfür: Sieben Jahre nach der ersten gemeinsamen bundesdeutschen Tagung der Bau- und Bodendenkmalpfleger in Esslingen 2007 hat hier im Bärensaal des Alten Stadthauses die zweite und – nach den einheitlich vorgebrachten Statements bei der Schlussveranstaltung – zu aller Zufriedenheit ausgefallene gemeinsame Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger (VdL) und des Verbandes der Landesarchäologen (VLA) stattgefunden. Immerhin wohnten über 350 namentlich erfasste Tagungsteilnehmer dem seltenen Event bei – aber, geben wir es zu: Es war doch in erster Linie der Austragungsort, der die Massen anzog.

Das grundsätzlich Positive, für viele Spannende und für alle im Kern Ergreifende war, bei allen noch so ins Detail gehenden Beiträgen, deren

Pars-pro-Toto-Wert nicht immer sofort erkennbar ist, das Gefühl, mit den Kollegen des anderen Verbandes am gleichen Strang zu ziehen und damit irgendwie stärker zu wirken. Haben doch beide ähnliche Probleme mit den Eigentümern und Bauträgern, den Behörden und Fachfirmen und, trotz objektbedingter Unterschiede in der Erfassung, Behandlung und Vermittlung, die gleichen – wieder objektbedingt angepassten – Ziele: nämlich Erfassen, Erforschen, Bewahren im Rahmen des Möglichen, Restaurieren und Vermitteln. Unter den Leitfragen für die Sektionen nahm dann auch das Schlagwort: „Voneinander lernen und kooperieren“ einen gewichtigen Teil ein.

„Zwischen Welterbe und Denkmalalltag“

Das Hauptthema der Tagung und häufiges Problem der Denkmalschützer und Denkmalpfleger, die Bewältigung des „Spagates“ zwischen „Welterbe-Hüter“ und der „Alltagspraxis als Denkmalanwält“, wurde im Programmheft und in den einführenden Beiträgen der Vorsitzenden, Prof. Weiß für die Vereinigung und Prof. Dr. Jürgen Kunow für den Verband, sowie den Leitern

der Fachbehörden, Prof. Dr. Matthias Wemdorf für die Berliner Landesarchäologie und Prof. Dr. Jörg Haspel als Landeskonservator, auch deutlich angesprochen: „Denkmalpolitische Rahmenbedingungen und divergierende gesellschaftliche Erwartungen verlangen Bau-, Boden- und Gartenkonservatoren zusätzliche Geschicklichkeit in der Wahrnehmung ihres extrem gespreizten Aufgabenspektrums ab.“ Abgeschwächte Gesetze, stagnierende Fördermittel, anhaltende Personalkürzungen – das ganze Spektrum an Marterwerkzeugen einer desinteressierten Politik oder Gesellschaft? – „schwächen die Durchsetzung konservatorischer und archäologischer Interessen“, während gleichzeitig das mediale Interesse an Welterbe-Objekten und die Anforderungen an die Denkmalämter nach mehr Information, Kommunikation, Denkmalmanagement, Kooperation und die Einbeziehung unterschiedlichster Gruppen in die Denkmalprozesse steigt.

Von Hauptstadt-Größe einerseits und Behörden-Bescheidenheit andererseits war dann auch das Tagungsthema geprägt: „Zwischen Welterbe und Denkmalalltag – erhalten, erschließen, engagieren.“ Der Fokus lag notgedrun-



Berlin, Besichtigung der Ausgrabung am Petriplatz (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

gen wieder bei den unvermeidlichen alltäglichen Problemen, die, den Sektionen nach „1 – Politisch unbequeme Denkmale“, „2 – Relikte, Fragmente, Spuren“, „3 – Gleichbehandlung und Leuchtturmprinzip“, „4 – Denkmalvermittlung vor Ort“, „5 – Neue Medien in Denkmalpflege und Archäologie“, „6 – Living Heritage“ und „7 – Kulturelles Erbe neu denken“ hießen. Dass Bau- und Bodendenkmalpflege nur die zwei Seiten einer Medaille sind, ließ sich jedenfalls in allen Sektionen durch die Wahl geeigneter Beispiele belegen – schon Wemdorf wies eingangs auf die einerseits archäologische Herangehensweise bei der Beschäftigung mit der Museumsinsel – Welterbestätte! – und auf den denkmalpflegerischen Umgang mit den beschädigten Baudenkmalen hin. Einen vergleichbaren Block nahmen auch die Ausgrabungen und die noch vorhandenen Flughafengebäude in Berlin-Tempelhof ein.

Den Überlegungen zum allgemeinen „Umgang mit Bau- und Bodenzugnissen der NS-Zeit“ in Sektion 1, „Erinnerungs- und Lernorten“, die mitunter einen „bad spirit“ besitzen, wie vom Berichterstatter der Sektion, Prof. Weiß, charakterisiert, antworteten die Beispiele zum konkreten Umgang mit archäologischen Entdeckungen, Befunden und Fragmenten in Sektion 2: Erhaltungskriterien und Vermittlungsstrategien waren hier die Schlagworte. Planungen für „Archäologische Fenster“ konnten dazu an den Ausgrabungsstätten am Petriplatz und an der U-Bahn-Baustelle Berliner Rathaus befragt werden (Dr. Regina Smolnik). – Um Listenerfassung bis hin zum Problem Klassifizierung von Denkmälern ging es in Sektion 3: „Geschichte ist nicht selektierbar“ – klare Feststellung –, und der Aufwand, zu einer Denkmalbeurteilung zu kommen, sei bei jedem Objekt gleich groß. Der Staat sei deshalb in der Pflicht, Geld und Personal in ausreichendem Maße zur Verfügung zu stellen (Dr. Ulrike Plate). – Sektion 4 widmete sich „Informations- und Leitsystemen sowie touristischer Infrastruktur im/am Denkmal“. Dr. Bernd Vollmar geißelte die wahl- und qualitätlose „Denkmalvermarktung“, in welche auch die amtliche Denkmalpflege miteinbezogen werde, ohne Rücksicht auf Alleinstel-



Der alte und der neue Vorsitzende der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland: links Prof. Dr. Gerd Weiß, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen, rechts Dr. Markus Harzenetter, Landeskonservator für Westfalen-Lippe (Foto: Eiko Wenzel, Flensburg)

lungsmerkmale. – Ähnlich warnte Dr. Dorothee Boesler in Sektion 5 vor der gedankenlosen Sammlung von Daten mit Hilfe „Neuer Medien“ und der Gefahr, dass die Nutzbarmachung und der Erhalt von Daten die Kulturdenkmäler selbst ersetze – schon wegen des enormen finanziellen und personellen Aufwandes, der hier getrieben werde. Dipl.-Geogr. Roland Wanninger rief dazu auf, das vorhandene Know-how in den digitalen Datensammlungen für strategische Allianzen zu nutzen und zur Stärkung bürgerlichen Engagements einzusetzen. – Randbereiche (Reenactment und Experimentelle Archäologie), vergessene Erinnerungsorte (das mittelalterliche Cölln, Hinterlassenschaften der deutschen Kolonialzeit in Togo, Friedhof der Märzgefallenen in Berlin), schwierige Fundsituation (Petri-Friedhof, über 225 000 Funde, 3717 Gebeine) oder schwierige gesellschaftliche Situation vor Ort (NS-Platz des Deutschen Erntedanktages in Bückeberg): die Themen von Sektion 6 (Prof. Dr. Sigrid Brandt). – Sektion 7 ging der Frage nach, wie man „Neue Prozesse initiieren und neue Partner gewinnen“ könne. Die Verankerung des Naturschutzes in der Gesellschaft könnte als Vorbild dienen (Dr. Christina Wiener).

Vermittlung und Netzwerke: die Mittel der Wahl

Dr. Astrid Hansens zusammenfassende Frage, „Wie kann man die große Kompetenz, die wir erworben haben, in die Zukunft tragen?“, stand eigentlich als Flammenschrift bereits die ganze Tagung an der Wand – auch als Quasi-Frage-Antwort: Wie kann

man die Gesellschaft, ihre Leistungs-, Werte- und Vermittlungsträger und den einzelnen Bürger dazu bringen, sich für die Kulturdenkmäler und die Denkmalpflege zu interessieren und sich deren Probleme zu eigen zu machen?“ Wie schon bei der letzten Tagung in Erfurt rückten damit auch in Berlin die Themen „Vermittlung“ und „Netzwerke bilden“ wieder als zentrale Zukunftsaufgaben der Denkmalpflege in den Vordergrund: die seit Jahren jungen Fragen nach Möglichkeiten, den Bürger einzubinden und Unterstützer zu finden, von den wissenschaftlichen Institutionen bis zu den ehrenamtlich organisierten Gruppen und interessierten Zweckgruppierungen. Bei der abschließenden Podiumsdiskussion rief die Sprecherin der Volontäre Caroline Hero dazu auf, mehr Geld für mediale Auftritte zu investieren, um dem negativen Bild der Denkmalpflege in der Öffentlichkeit entgegenzutreten und engagierte Bürger und Aktionen stärker zu unterstützen. Dr. Stefan Winghart, Präsident des Niedersächsischen Landesamtes für Denkmalpflege, als Vertreter einer Generation, „deren äußeres Erscheinungsbild nicht mehr mit der inneren Vorstellung übereinstimmt“ (O-Ton Winghart), wies zwar auch auf die schon genannten negativen administrativen Entwicklungen hin, wertete jedoch die theoretischen und praktischen Neujustierungen, die technischen Fortschritte, die Professionalisierung, die integrale Zusammenarbeit von Bau- und Bodendenkmalpflege, aber auch die Rolle der Verbände und des Ehrenamts als positive Entwicklungen der letzten

30 Jahre – und meinte, eine positive Grundstimmung in der Bevölkerung und eine steigende öffentliche Akzeptanz für die Denkmalpflege zu spüren. Hier standen sich somit die eifernden Forderungen an eine bessere Zukunft, trotz des Wissens um die mangelnden finanziellen und vor allem überforderten personellen Kapazitäten der Landesämter, und der rosa Blick über die zweifelsohne großartigen Leistungen der Vergangenheit, die aber in keiner Weise Garant für eine positive Fortsetzung der Arbeit sind, gegenüber. Dr. Markus Harzenetter, Landeskonservator des Landschaftsverbandes Westfalen-Lippe und neuer Vorsitzender der Vereinigung, fasste den „Streit“ um bürgerschaftliches Engagement und amtliche Denkmalpflege mit den – un-

bestritten richtigen – Worten zusammen und damit den Zuhörern an die Nase: „Dem Denkmal ist es völlig egal, von wem und in welchem Rahmen es gerettet wird.“

Wechsel in der Führung

Als Dr. Harzenetter den Vorsitzenden der letzten elf Jahre, Dr. Weiß, für sein innovatives kluges Engagement lobte, das zum Standing der Denkmalpflege in der deutschen Öffentlichkeit maßgeblich beigetragen habe, verwies dieser auf das ideale Gremium der VdL und die durchaus einflussreiche Position ihres Vorsitzenden: Sie böten – da nicht der Kulturpolitik eines Bundeslandes verpflichtet – die Möglichkeit, sich national und international freier zu äußern, in verschiedenen Gremi-

en Einfluss auszuüben, überregionale Arbeitsgruppen und Publikationen zu initiieren – und auch mal ein, wie im Rahmen der Veranstaltung geschehen, vom ganzen Saal unterstütztes Memorandum zum Erhalt von Berliner Denkmälern herauszugeben.

Eine Zukunftsvision hatten die Vorsitzenden Harzenetter und Kunow, der dem Verband noch ein Jahr lang erhalten bleibt, im Jahr der Fußballweltmeisterschaft auch gleich: nämlich die Übernahme des sportlichen, olympischen Zeitrhythmus' von vier Jahren für solche Wiederholungsveranstaltungen der gemeinsamen Art. „Schau'n wir mal“, wie nicht nur der sportpolitisch leicht angekratze „Kaiser“ gesagt hätte.

Karlheinz Hemmeter

Auf dem Weg zum „Dehio to go“?

Jahrestagung der Dehio-Vereinigung 2014 in Schwerin

Natürlich ist Schwerin eine Reise wert, auch wenn sich das von München aus am Vatertag mit angetrunkenen Jugendlichen auf den Gleisen schon etwas zieht. Wie in München wird die Stadtgründung auch in Schwerin dem Welfenherzog Heinrich dem Löwen sagenhaft zugeschrieben, zumindest

München hat sich aber doch ein bisschen größer entwickelt als die mit gut 91 000 Einwohnern kleinste deutsche Landeshauptstadt. Die „Stadt der sieben Seen und Wälder“ hat sich dafür durch Eingemeindungen anderweitig gemausert, ist inzwischen auf zwölf Seen angewachsen und mit rund 29

Prozent Wasser- und mehr als 18 Prozent Waldanteil gehörig von der Natur geprägt. Und die beträchtliche Anzahl an Denkmälern – Schloss, Altes Palais, Staatskanzlei, Altstädtisches Rathaus, Dom, Paulskirche, St. Anna usw. – lohnen auch als Tagungsort.

Die Wahl für die Jahrestagung der Dehio-Vereinigung Ende Mai 2014 fiel auf Schwerin, weil der Dehio-Band Mecklenburg-Vorpommern, der im Jahr 2000 völlig neu bearbeitet vorgelegt wurde, inzwischen vergriffen ist. Entscheidung tut not. Statt eines schlichten Nachdrucks wollte man nach anderthalb Jahrzehnten doch lieber eine durchgesehene und überarbeitete Fassung auf den Markt bringen: Fehler schleichen sich immer ein, es gibt neue Forschungsergebnisse, die womöglich eingebracht werden müssen, die Überprüfung der damaligen Objektauswahl, Streichungen oder Neuaufnahmen sowie die Art der Textansprache sind prinzipiell Punkte, die es bei jedem Neudruck zu überlegen gilt. Die auf der Tagung vorgelegten, aus einem Vorprojekt resultierenden Texte von Barbara Rimpl u. a. zum Schloss waren deshalb auch Gegenstand intensiver Betrachtungen



Der 1. Vorsitzende der Dehio-Vereinigung Prof. Dr. Jörg Haspel, Landeskonservator des Landesdenkmalamtes Berlin (links), und Schriftführer Jan Nikolaus Viebrock, Justiziar des Landesamtes für Denkmalpflege Hessen (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)



Mitglieder der Dehio-Vereinigung bei der Textbesprechung im Schloss von Schwerin
(Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

vor und in den Objekten sowie im Tagungsraum – dem ehemaligen Marstall, heute Ministerium für Bildung, Wissenschaft und Kultur.

Weiter standen wie schon bei den letzten Sitzungen die notwendigen Über- oder Neubearbeitungen der inzwischen ebenfalls vergriffenen Bände Thüringen, Rheinland-Pfalz/Saarland und Baden-Württemberg I: Stuttgart und Karlsruhe im Fokus. In der Regel ist nicht die Finanzierung des Druckes der beim Deutschen Kunstverlag verlegten Reihe das Problem, sondern die Bearbeitung, die vertraglich bei den Landesdenkmalämtern angesiedelt ist, von diesen aber weder personell noch finanziell vernünftig geleistet werden kann. Das Fehlen einer soliden finanziellen Basis steht immer als Hemmschuh im Raum – eine bessere und gesicherte wirtschaftliche Grundausstattung der Dehio-Vereinigung wäre notwendig. Hier wäre die Politik mehr gefordert. In einzelnen Landesämtern wird die Arbeit am Dehio auch nicht so wertgeschätzt, wie es die Umstände erfordern: Nicht immer wird die Notwendigkeit einer konsequenten Weiterarbeit an den Bänden, auch an der Forschungsarbeit der Vereinigung, gesehen und die Arbeit der gewählten Vertreter entsprechend unterstützt; zumeist ist auch die Bereitstellung ausreichender finanzieller Mittel nicht gewährleistet. In Baden-Württemberg

kommt derzeit dazu, dass infolge der Umstrukturierung der Denkmalpflege personelle Zuständigkeiten erst geklärt werden müssen. Für die drei Bände sind deshalb bereits Vorprojekte durchgeführt oder ins Auge gefasst, die eine genauere Kalkulation möglich machen. Für keinen der Bände kann derzeit ein Neuauflagejahr sicher genannt werden.

Sehr erfolgreich schreitet dagegen die Arbeit an den polnischen Bänden voran, die Dehio-Mitglied Dr. Dietmar Popp vom Herder-Institut für historische Ostmitteleuropaforschung in Marburg als Projektleiter betreut. Sie wird in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Kunstgeschichte der Jagiellonen-Universität Krakau und dem polnischen Institut für das Nationale Kulturerbe durch polnische Wissenschaftler durchgeführt. Die Bände erscheinen auf Polnisch und Deutsch. Vorgelegt und erfolgreich im Handel ist bereits der Band Schlesien (Slas); der Band Kleinpolen (südöstliches Polen, Krakau) soll 2015 erscheinen, für den Band Nordostpolen sind Vorgespräche geführt.

Dr. Benno Schubiger, der Präsident der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte, legte ein erstes Papier für eine gemeinsame Tagung mit der Dehio-Vereinigung im April 2015 im Raum Basel/Freiburg vor, bei der u. a. Vorträge zur Kunsttopografie

am Oberrhein, zu Handlungsfeldern wie Landschaftsräume, Mobilität und Stadtentwicklung sowie die gemeinsame Zukunft im Dreiländereck im Mittelpunkt stehen sollen. Ein mittelfristiges Ziel könnte die Erstellung einer grenzübergreifenden kunsttopografischen Publikation sein. Das Augenmerk wird jedoch wohl auf einem elektronischen Medium liegen – vielleicht ähnlich der „Swiss Art To Go“, einem App der Gesellschaft für Schweizerische Kunstgeschichte mit 35 000 Einträgen. Dafür gilt es, den Gebietsumfang, die Objektauswahl und die Art der Darstellung zu bestimmen – und natürlich das Medium und die Finanzierung.

Überhaupt wird das Interesse an elektronischen Publikationen immer stärker, sodass ein „Dehio to go“ nicht mehr in allzu ferner Zukunft liegen dürfte. Schon taucht vereinzelt die Frage auf, ob ein gedruckter Dehio überhaupt noch Zukunft hat – für den Liebhaber des gedruckten Wortes und den Buchschaffenden der verkehrte Ansatz. Steht uns denn tatsächlich schon das reine Zeitalter des Elektrobuches, das wir noch einige Jahrzehnte entfernt wähten, ins Haus? Wenn kunsthistorische Institute bereits beginnen, ihre Bücherbestände zu verramschen – vielleicht solange sie noch ein paar Euro bringen? – sollte uns das zu denken geben. Vielleicht darf es auch erlaubt sein, an der Fachkompetenz der Verantwortlichen zu zweifeln? Aber die Bereitstellung von Studienmitteln ist nicht unbedingt vergleichbar mit der Entscheidung für die mediale Ausführung eines Handbuches oder Reiseführers. Um heutigen Bedürfnissen noch gerecht zu werden, bietet es sich wohl an, nach Möglichkeiten für eine gewinnbringende Herstellung von Textfassungen in mehreren Medien zu suchen?

Als – altes – Problem kam auch wieder einmal die Hervorhebung von Objekten im Dehio durch Sternchen zur Sprache, die einer Kategorisierung der Denkmäler gleichkomme. Dehio sieht sein Handbuch als Wegweiser durch die Masse der Denkmäler. Bedeutet doch bereits die Auswahl der in den Dehio aufgenommenen Objekte notgedrungen eine Wertung und die „Rücksetzung“ anderer. Auch die Länge der

Beschreibung und die erwünschte Bewertung dienen diesem Zweck. Die Bände sollen für den Rezipienten im Reich der Kunst eine Hilfestellung sein, den Alltag der Denkmalämter

und den Umgang mit den Denkmälern aber nicht tangieren. „Ein andres ist's: Achte es wohl“ – die Gleichbehandlung aller Denkmäler durch die Behörden! – Und: Wer einer besseren Handlichkeit

der Dehio-Bände das Wort redet, kann auf Auswahl, mit oder ohne Sternchen, nicht verzichten.

Karlheinz Hemmeter

Montagsvorträge 2015 in der Alten Münze

Sechs Vorträge bieten abwechslungsreiche Einblicke in die bayerische Denkmalpflege

Die Reihe der Montagsvorträge geht 2015 in eine neue Runde. Die Vortragsreihe ist eine Kooperation des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege mit der Volkshochschule München (MVHS) und der Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V. Wir laden Sie ein, an sechs Abenden die Vielseitigkeit der bayerischen Denkmalpflege kennenzulernen: Vom **9. Februar bis 23. März** finden die Vorträge jeweils **montags um 19.00 Uhr** in der Säulenhalle des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Hofgraben 4, 80539 München, statt.

Am **9. Februar 2015** geht Generalkonservator *Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil* weit zurück in die Vergangenheit: Sein Vortrag befasst sich mit der Alten Münze, Hauptsitz des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege in München, und der Geschichte der Denkmalpflege in Bayern.

Am **23. Februar 2015** steht das Würmtal im Mittelpunkt. *Dr. Gerhard Ongy-erth* nimmt seine Zuhörer mit auf eine Reise durch 12 000 Jahre Landschaftsgeschichte: Wie Perlen an einer Schnur reihen sich Burgen, Schlösser, Mühlen und Villen in den Orten entlang der Würm aneinander.

Dr. Markus Ullrich berichtet am **2. März 2015** über die Ehrenbürg bei Forchheim in vorgeschichtlicher Zeit: „Höhensiedlung, Zentralort, Machtzentrum“. Der Tafelberg war schon in vorgeschichtlicher Zeit Anziehungspunkt für die Siedler in der Region. Herausragende Bedeutung hatte die Ehrenbürg hauptsächlich zwischen dem 14. und 9. sowie dem 6. und 5. Jahrhundert v. Chr., das legen Befestigungsanlagen und Funde nahe.

Am **9. März 2015** bringt *Julia Weidemüller M. A.* Holz zum Sprechen: Was ein Baum über seine Geschichte erzählen kann, das lässt sich vor allem über die Analyse der Jahrringe erfahren. Das Jahrringmuster gibt nicht nur Hinweise zur Klima- und Umweltgeschichte einer Region, sondern auch zum Einwirken der Menschen auf die Natur. Der untere Isarraum und eine Untersuchung frühmittelalterlicher Holzbrunnen stehen im Fokus des Vortrags.

Vier Kurzvorträge erwarten die Zuhörer am **16. März 2015**: *Christine Berberich, Natalie Glas M. A., Dr. Thomas Ino Hermann und Dipl.-Rest. Maria Seeberg* berichten von der Restaurierung der „Göttlichen Weisheit“. Bei der Innenrestaurierung der Kirche St. Jakobus d. Ä. in Schönberg (Gde. Babensham, Lkr. Rosenheim) wurde man auf eine bislang kaum beachtete qualitätvolle Skulptur aufmerksam. Die Figur der Minerva/

Göttliche Weisheit konnte der Wasserburger Werkstatt der Brüder Zürn zugeschrieben werden. An einer Nachbildung der Figur konnte auch die originale Farbigkeit rekonstruiert werden.

Dipl.-Rest. Beate Herbold M. A. und Dr. Jochen Haberstroh befassen sich am **23. März 2015** mit der Frage, was Grabfunde aus dem Frühmittelalter erzählen: Am Beispiel des frühmittelalterlichen Reihengräberfelds von Ehingen (Lkr. Augsburg) zeigen sie, wie Funde mikroskopisch und naturwissenschaftlich untersucht werden und wie sich dadurch Erkenntnisse zu Handwerkstechniken und Bestattungsriten gewinnen lassen, ohne dass Objekte vollständig restauriert werden müssen.

Aktuelle Informationen zu den Montagsvorträgen finden Sie ab Anfang 2015 auch unter www.blfd.bayern.de.

Dorothee Ott



Innenhof und Arkaden der Alten Münze in München (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeter)

Wohnen im Baudenkmal – jeden Tag ein besonderes Erlebnis

Jedes Zuhause ist etwas Besonderes. Es spiegelt lieb gewonnene Erinnerungen und den persönlichen Wohnstil seines Eigentümers wider. Räumlichkeiten mit dem Ambiente längst vergangener Epochen, einzigartige Ausstattung und faszinierende Lebensgeschichten der Voreigentümer, all das findet man in einem Baudenkmal. Jedes Baudenkmal hat eine Geschichte und viele Geschichten zu erzählen. Das passende Objekt wartet auf der Homepage des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege unter <http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/Objliste.asp>.

Hier ist Kunst zuhause – das Künstlerhaus von Eva Klinger-Römhild

Ort: 83313 Siegsdorf-Hammer, Lkr. Traunstein, Reg.-Bez. Oberbayern
 Daten: Wohnfläche ca. 300 qm; Grundstücksfläche ca. 550 qm
 Verkaufspreis: 400 000 €
 Kontakt: Herr Thomas Klinger, Tel.: 08657 139119,
 E-Mail: info@atelierklinger.de
<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=34954524>

Das beeindruckende Wohndomizil und Atelier der Künstlerin Eva Klinger-Römhild steht in dem kleinen Ort Hammer im Chiemgau. Die international bekannte Keramikerin und Bildhauerin verwandelte das 1616 errichtete Baudenkmal in ein Schmuckstück mit unzerstörter historischer Atmosphäre.



Siegsdorf-Hammer (Foto: Thomas Klinger)

Seine Architektur mit Krüppelwalm-dach verspricht einzigartiges Flair, das durch die künstlerisch gestalteten Wohnräume noch gesteigert wird.

Das historische Brunnhaus – eines der frühen Industriedenkmäler Deutschlands – gehörte vormals der ersten Pipelineanlage der Welt an, welche die Solequellen Bad Reichenhalls mit der neu errichteten Saline der Stadt Traunstein verband. Im Jahr 1970 erwarb Eva Klinger-Römhild das Anwesen und machte es zu ihrer Wohn- und Wirkungsstätte.

Eine Sanierung wurde behutsam und unter der Berücksichtigung des Denkmalschutzes vorgenommen. Der neue Kalkputz innen wie außen wurde nach historischen Vorgaben erstellt. Alle Türen und barocken Türschlösser sind erhalten. Die neuen Lärchenfenster (Doppelverglasung) sind den alten Fenstern nachempfunden, und die alten Gitter wurden wieder eingearbeitet. Auch die alten, breiten Dielenböden sind weitgehend erhalten und zum Teil durch Fliesenböden der Künstlerin ergänzt worden. Das Lärchenschindeldach für das Brunnhaus und das Ateliergebäude wurde im Jahr 2000 erneuert.

Ein Teil des eindrucksvollen Interieurs kann auf Wunsch übernommen werden. Dazu zählen das ein oder andere Kunstwerk von Eva Klinger-Römhild sowie drei Pinzgauer Schränke aus der Zeit um 1750, zwei gotische Truhen, ein bäuerlicher Eckschrank und ein Sekretär sowie zwei Wandschränke und ein Nischenregal aus historischem Bestand.

Zur Vervollständigung moderner Wohnstandards sind zusätzliche Renovierungsmaßnahmen denkbar. So könnte z. B. an die Anbringung einer Pelletheizung mit Pufferspeicher, eine Dachisolierung, die Renovierung der Sanitäreinrichtungen sowie der Fensterfront im Atelieranbau gedacht werden. Bei der Modernisierung steht der Eigentümer und Bruder der 2013 verstorbenen Künstlerin gerne zur Seite.

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Dem Himmel ganz nah – im „Alten Buchschlöglhof“ in den Chiemgauer Alpen (verkauft)

Ort: 83334 Inzell, Lkr. Traunstein, Reg.-Bez. Oberbayern
 Daten: Wohnfläche ca. 570 qm; Grundstücksfläche ca. 1531 qm
 Verkaufspreis: 850 000 €, Provision: 3,57 % inkl. MwSt.
 Kontakt: Frau Ute Gräfin von Balles-trem, Immobilien Gräfin von Balles-trem, Tel.: 0157 84550404,
 E-Mail: gvb@immobilien-ballestrem.de
<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=34787640>

Mitten in den Chiemgauer Alpen bei Inzell – ganz in der Nähe von Salzburg, dem Chiemsee und zahlreichen Skigebieten – steht der sog. „Alte Buchschlöglhof“. Der Bauernhof wurde erstmals 1490 erwähnt, die denkmalgeschützte Anlage aus dem Jahr 1752 hat bis heute ihr eindrucksvolles regionaltypisches Erscheinungsbild behalten. Seit seiner denkmalgerechten Sanierung dient der Hof mit ca. 570 qm Wohn- und 200 qm Nutzfläche der Wohnnutzung mit teilweise gewerblicher Nutzung in Form von drei Ferienwohnungen und einer Künstlerwerkstatt.

Im Jahr 1965 erwarb der Künstler Ernst Rappel den Hof und renovierte das traditionelle Bauernhaus mit Hoch- und Giebellaube, sodass es heute den modernen Wohnstandards unserer Zeit entspricht. Dabei wurde größter Wert darauf gelegt, den Charakter des Hauses und die historischen Stilelemente zu bewahren, ohne auf modernen Komfort zu verzichten.

Im Erdgeschoss führt ein großer Fletz zu jeweils einem Appartement zur Linken und Rechten. Beide Ferienwohnungen (mit ca. 45 qm und 47 qm

Wohnfläche) bestehen jeweils aus traditioneller Wohnstube, Schlafzimmer, kleinem Bad und Kitchenette und verfügen über eine ausdrucksstarke Ausstattung. Zur Rechten sorgen ein original geschnitzter Deckenbalken von 1752 und in die Wand eingelassene Schränk-



Inzell (Foto: Ute Gräfin von Ballestrem)

chen für Aufmerksamkeit. Zur Linken zieht eine historische Stuckdecke mit HL-Geist-Motiv, vermutlich aus dem 18. Jahrhundert, die Blicke auf sich.

Im Obergeschoss folgt die ca. 265 qm große Eigentümerwohnung, die sich vom historischen Wohnbereich in den modernisierten Stallteil erstreckt. Diese ist über zwei separate Eingänge erreichbar und kann in zwei Wohneinheiten aufgeteilt werden. Im historischen Teil befinden sich die gemütliche Stube mit Kachelofen und kleinem Südbalkon mit Treppe in den Garten, ein Arbeitszimmer, Bad, Dusche und WC, ein geräumiges Schlafzimmer und die Küche. Im ehemaligen Wirtschaftsteil folgen ein großes Wohnzimmer, zwei weitere Schlafzimmer sowie ein zusätzliches Bad. Ein Teil des Mobiliars kann auf Absprache mit dem Anwesen erworben werden.

Im Jahr 1989 wurde der ehemalige Wirtschaftsteil mit ca. 220 qm Wohn-/Nutzfläche stilvoll modernisiert. Im Erdgeschoss des Stallbereichs entstand ein drittes Ferienappartement mit einer Wohnfläche von ca. 54 qm. Dieses verfügt als Besonderheit über eine Gartenterrasse mit Ausblick ins Gebirge. Zudem wurden im Erdgeschoss ein Keramikatelier, ein Heizungsraum sowie eine Doppelgarage integriert. Die einstige Mittertenne, der historische Dachstuhl und der Holzbalkenboden

blieben vollständig erhalten. Im Dachgeschoss kann weiterer Wohnraum von ca. 50 qm entstehen.

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Bezaubernd – barock – bemerkenswert schön: das Mainschlösschen bei Bamberg

Ort: 96103 Hallstadt, Lkr. Bamberg, Reg.-Bez. Oberfranken
 Daten: Wohnfläche: ca. 490 qm; Grundstücksfläche ca. 7385 qm
 Verkaufspreis: Verhandlungsbasis
 Kontakt: Eigentümer des Anwesens, Tel.: 0951 58536, E-Mail: christine.schuller@blfd.bayern.de
<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=34859888>

Bei dem Baudenkmal handelt es sich um das zauberhafte Mainschlösschen vor den Toren von Bamberg. Seinen Namen verdankt das Landschloss seiner idyllischen Lage am Ufer des Obermains. Seine prächtige Erscheinung beruht auf den Entwürfen des Barockbaumeisters Balthasar Neumann.

Das Mainschlösschen wurde im Jahr 1735 als Sommersitz des Grafen Ludwig Carl von Ostein errichtet. Seine Architektur legt nahe, dass Balthasar Neumann ein bestehendes Gartenhaus um

zwei imposante Pavillons nach Westen und Osten erweiterte. Die beiden Eckpavillons, die elegant gestaltete Fassade mit rocaillageschmückten Kapitellen, das aufwendig gestaltete Eingangsportal im Mitteltrakt und das mächtige Mansardwalmdach prägen seither das Erscheinungsbild.

Nach dem Tode des Grafen von Ostein im Jahr der Fertigstellung wechselte das Schlösschen mehrfach den Besitzer. Durch seine authentische Ausstattung – insbesondere in den Räumen des Obergeschosses – ist sein herrschaftlicher Glanz bis heute spürbar. 1770 erhielt das Landschloss einen herrschaftlichen Saal mit erhöhtem Deckenspiegel, der in seiner ursprünglichen Form wiederhergestellt werden könnte. Das bauzeitliche Treppenhaus mit geschnitzten Balustern im östlichen Pavillon sowie die motivreichen Stuckdecken und prächtigen Türen im westlichen Pavillon unterstreichen seinen repräsentativen Charakter. Historische Wanddekorationen und Dielenböden in großzügigen Räumen mit stilechten Fenstern und beträchtlichen Raumhöhen garantieren nach vollendeter Restaurierung eine gehobene Wohnatmosphäre.

Im Erdgeschoss befindet sich eine Wohnung mit einer Wohnfläche von beachtlichen 140 qm, die derzeit vermietet ist. Die ca. 160 qm umfassenden Räumlichkeiten im Obergeschoss



Hallstadt (Foto: Stadt Hallstadt, Marc Hilbert)

werden von den Eigentümern bewohnt. Weiterer Wohnraum kann im Steilteil des Mansardgeschosses auf ca. 200 qm Fläche entstehen. Das Dachwerk wurde 1961 komplett modernisiert, die Fenster 1965 weitgehend erneuert. Zukünftige Modernisierungsmaßnahmen – insbesondere im Bereich Haustechnik – garantieren modernsten Wohnkomfort in historischem Ambiente.

Hinter dem denkmalgeschützten schmiedeeisernen Tor aus der Zeit um 1750 eröffnet sich ein beachtliches Grundstück von 7385 qm Größe mit Blick auf den Main. Südlich des Schlösschens liegt ein großzügiger Garten mit Nebengebäuden. Eine große Fachwerkscheune wurde im Jahr 1880 erbaut. Ferner besteht eine ebenfalls denkmalgeschützte Remise. Die Neuanlage eines barockisierenden Gartens, aber auch eine Neubebauung ist ggf. möglich.

Förderung: Das Anwesen liegt in einem städtischen Sanierungsgebiet. Unbeschadet der Möglichkeit von Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG sowie Zuschüssen bei Instandsetzung (u. a. aus Städtebauförderungsprogramm und Denkmalpflegefördermitteln) können daher auch ggf. Steuererleichterungen nach § 7h EStG in Anspruch genommen werden, d. h. Sanierungsausgaben können binnen 12 Jahren zu 100 % abgesetzt werden.

Landhäuser machen glücklich – der Sauer'n Hof bei Bamberg

Ort: 96194 Walsdorf, Lkr. Bamberg, Reg.-Bez. Oberfranken

Daten: Wohnfläche ca. 306 qm;
Grundstücksfläche ca. 2100 qm
Verkaufspreis: 625 000 €

Kontakt: Herr und Frau Eigentümer
des Anwesens, Tel.: 0151 14177822,
E-Mail: sauernhof@gmx.net
<http://partner.immowelt.de/blfd-bayern/include/ObjDetail.asp?ID=34730254>

Dieser fränkische Dreiseithof mit mächtigem Bauernhaus aus dem 18. Jahrhundert, reizendem Austragshäuschen, vielseitig nutzbaren Nebengebäuden und herrlichem Garten liegt sehr nah bei Bamberg. Nach Erwerb durch ein Architektenehepaar wurde das Anwesen ab Mitte der 1980er Jahre fachgerecht renoviert.

Eine Wohnfläche von ca. 214 qm verteilt sich auf Erd- und Obergeschoss.



Walsdorf (Foto: C. Toewe, Bamberg)

Die Diele im Erdgeschoss hat einen alten Terrazzoboden. Von hier geht es in die große Stube mit unterschiedlich breiten Holzdielen und weißgekalkter Bohlen-Balkendecke. Ein Kachelofen, von der Küche aus heizbar, sorgt für wohlige Wärme in dem hellen Raum. Auf die Stube folgt die sog. „graue Kammer“ mit grau lasierter Holzlamperie, die zu einem stilvollen Essbereich – mit Zugang zu Küche und Terrasse – werden kann. Die anschließende Küche ist ein Highlight des Hauses: Alle Kücheneinbauten sind in Massivholz gefertigt. Direkt an die Küche grenzen die Speisekammer, ein Wirtschaftsraum sowie ein Gäste-WC mit Dusche.

Im Obergeschoss geht man über einen geräumigen Flur mit Dielen aus Holz einer 300 Jahre alten Scheune. Von einer stattlichen Wohnstube mit weißgeschlammten Fachwerkwänden, altem Dielenboden und drehbarem Schweizer Kaminofen gelangt man zur kleinen Bibliothek. Hinter der Bibliothek folgt ein kleines Büro, nebenan ein Gästezimmer. Gegenüber befindet sich das große Schlafzimmer mit einem Ost- und zwei Südfenstern. Das Badezimmer folgt „en suite“ zum Schlafzimmer.

Neben dem Haupthaus mit markantem Frackdach liegt das sog. „Blaue Haus“, das ehemalige Austragshaus des Anwesens mit einer Wohnfläche von ca. 92 qm in Erd- und Dachgeschoss. Das vollkommen autarke Gebäude wird seit ca. 15 Jahren als Ferienhaus vermietet

und kann mit einem Teil des Mobiliars erworben werden. Mit seinem besonderen Charakter und seiner Lage mit Blick in das renaturierte Tal ist es bei den Gästen besonders beliebt. Im Inneren bietet es eine große Wohnküche mit Massivholzeinbauten sowie ein Gartenzimmer mit Ausgang zur Weinlaube. Alle Steinfußböden im Erdgeschoss verfügen über Fußbodenheizung. Von der Diele führt eine historische Stiege ins Dachgeschoss mit großzügigem Schlafzimmer und Studio.

Zur Hofanlage gehören ein gepflegter Garten und alte Obstbäume. Die geschützte Remise ermöglicht eine Outdoor-Küche mit Wasser- und Stromanschluss. Sie bildet einen idealen Freisitz. Die Terrasse am Esszimmer des Haupthauses ist nach Südosten ausgerichtet und grenzt an den Gemüsegarten, eingefasst von einer Sandsteinmauer.

Neben den beiden Wohngebäuden gehören eine große Sandsteinscheune von 1823 mit Halbwalmdach sowie ein ehemaliger Stall und eine Holzlege zu dem Anwesen. Die ebenfalls denkmalgeschützten Nebengebäude aus dem 18. Jahrhundert sind derzeit ungenutzt und bieten umfangreichen Spielraum zum individuellen Ausbau.

Förderung: Steuerabschreibungen nach §§ 7i, 10f, 10g, 11b EStG möglich; Zuschüsse bei Instandsetzung denkbar (u. a. aus Denkmalpflegefördermitteln).

Wolfgang Karl Göhner und
Christine Schuller

FEUILLETON

Rumfords efforts

Sir Benjamin Thompson, Graf Rumford: 26. März 1753 – 21. August 1814

Tausendsassa, gerissener Rotrock, Belami und genialer Erfinder, Wissenschaftler, Armenfürsorger, Sozialreformer: Die Rede ist von Benjamin Thompson, späterer Reichsgraf von Rumford. Der 32. Präsident der Vereinigten Staaten, Franklin D. Roosevelt, bezeichnete ihn als einen großen Geist, den Amerika hervorgebracht hat, und das, obwohl der gebürtige Amerikaner im Unabhängigkeitskrieg auf Seiten der britischen Armee kämpfte. Seine revolutionären Landsleute jedoch ließen ihn ihren Unmut über seine Rockfarbe deutlich spüren, sodass er 1776 Amerika Richtung London verließ. Dort machte er schnell Karriere und kehrte als englischer Oberst in sein Geburtsland zurück.

Nach dem Ende der Unabhängigkeitskriege 1783 – quasi arbeitslos – fasste er den Plan, nach Europa zu reisen und dem österreichischen Kaiser sein militärisches Know-how anzubieten. Auf seinem Weg dahin begegnete er Maximilian Joseph, dem späteren bayerischen König Max I. Joseph, welcher ihm eine Empfehlung für seinen Onkel, den Kurfürsten Karl Theodor von Pfalz-Bayern, mitgab. 1784 wurde er am bayerischen Hof eingeführt. Karl Theodor war begeistert und schickte Thompson sogleich auf eine vierjährige Reise durch Bayern, während der er sich mit Land und Leuten vertraut machen und eine Militärreform erarbeiten sollte. Diese Reformschrift, welche das Militär besser in das Bürgertum zu integrieren suchte, erregte großes Aufsehen! Nicht nur, dass er u. a. vorschlug, die Soldaten in Friedenszeiten zu beurlauben, sie sollten auch Land zugewiesen bekommen, um in ihrer freien Zeit Pflanzen nach neuesten Standards zu kultivieren, z. B. die Kartoffel. An dieser Stelle ist die „Rumfordsuppe“ zu erwähnen, durch welche die bis dato wenig beliebte Kartoffel Einzug in die bayerischen Lande und darüber hinaus

hielt. Thompsons Ideen stießen bei den Soldaten auf wenig Gegenliebe, auch sonst erntete er allerhand Spott, sodass der Kurfürst eigens ein Gesetz gegen „höchst beleidigende Zweifel wegen dem Bestand des neu angenommenen Kriegssystems und spitzfindige Bemerkungen über die darin erlassenen Verordnungen“ verfügen musste.



Rumford-Denkmal an der Maximilianstraße in München (Foto: BLfD, Ina Hofmann)

Die Anlage des heutigen Englischen Gartens im Jahr 1789 war ein weiterer Baustein seiner Reform, an der auch Friedrich Ludwig von Sckell, Hofgärtendirektor in Schwetzingen, beteiligt war – seine Stele befindet sich heute am Kleinhesseloher See. Die Militärgärten schlossen sich direkt an den für alle zugänglichen Volkspark „Karl Theodor-Park“ an.

Thompson pflegte auch sonst keinen Müßiggang: Er gründete ein militärisches Arbeitshaus im ehemaligen Paulanerkloster in der Au für gesellschaftlich Benachteiligte. Die nach Schätzungen etwa 2500 Bettler (auf 38 000 Einwohner im Jahr 1795) wurden zu ihrem Einsatz im Arbeitshaus, das quasi als erste Institution zur Resozialisierung gelten kann, von Militär und Polizei gewissermaßen überredet.

Nebenher setzte er sich für einen humaneren Strafvollzug ein, verordnete Meldezettel und Polizeistunde und entwickelte einen holzsparenden Küchenherd sowie andere Erfindungen auf dem Gebiet der Wärme- und Militärtechnik. Er entfestigte München, besonders im Bereich der Schöpfungsvorstadt, und rettete 1796/97 die politisch neutrale Landeshauptstadt – im Zangengriff von französischen und österreichischen Truppen – vor der Zerstörung.

Seiner Verdienste wegen kletterte er die bayerische Karriereleiter schnell hinauf: Schon 1790 ernannte ihn Karl Theodor zum Generalleutnant und verlieh ihm wenig später den Titel Reichsgraf von Rumford. 1798 trat er von seinem Amt als Polizeiminister wohl wegen Differenzen mit Kollegen zurück und nahm im selben Jahr die Stellung des kurpfalz-bayerischen Gesandten und Bevollmächtigten Ministers am königlichen Hof in London an. Anscheinend gaben seine guten Kontakte nach Frankreich für England den Ausschlag, sich gegen ihn in diesem Amt auszusprechen. Rumford, schwer gekränkt, zog sich aus der Politik zurück und widmete sich vollends wissenschaftlichen Forschungen, die ihn schon seit frühester

Ausstellung im Münchner Stadtmuseum

Rumford, Rezepte für ein besseres Bayern

31. Oktober 2014 – 19. April 2015

www.muenchner-stadtmuseum.de

Jugend begeistert hatten. Er gründete die „Royal Institution“, aus welcher zahlreiche Nobelpreisträger hervorgingen und deren Ziel es auch heute noch ist, Wissenschaft zu fördern und alltagstauglich zu gestalten. Seinen Lebensabend verbrachte Graf Rumford in Frankreich, bis er im Sommer 1814 verstarb.

Bayern und besonders München zehren noch heute von seinen Verdiensten und erinnern an den Ausnahmendenker mit einer nach ihm benannten Straße, einem Bronzestandbild von Caspar von Zumbusch an der Maximilianstraße und einem Denkmal von Jakob Schwanthaler im Englischen Garten. Es befindet sich unweit des Cafés Fräulein Grüneis, einer von mehreren Standorten im Park, an dem die Köche im Sommer 2014 die Suppenkelle für den Rumfordsuppen-Wettbewerb geschwungen haben.

Ina Hofmann

Originalrezept Rumfordsuppe

Zutaten: 2 Viertel Perlgraupen, 2 Viertel Erbsen, 8 Viertel Kartoffeln, Brodschmitte, Salz, 24 Maaß schwacher Bier-Weinessig oder vielmehr sauer gewordnes Bier, Wasser ungefähr 560 Maaß.

Zubereitung: Das Wasser und die Gerstengraupen werden zusammen in einen Kochkessel gethan und zum Kochen gebracht; dann werden die Erbsen hinzugethan und das Kochen wird über mäßigem Feuer zwey Stunden lang fortgesetzt; dann werden die Kartoffeln (die ungekocht oder gekocht schon geschält sind) hinzugethan, und das Kochen wird noch eine Stunde lang fortgesetzt. Während dieser Zeit wird die Flüssigkeit im Kessel fleißig mit einem hölzernen Löffel umgerührt, um die Kartoffeln gänzlich zu zerreiben, und die Suppe zu einer gleichförmigen Masse zu machen. Sobald dies geschehen ist, werden Weinessig, Salz und zuletzt, wenn die Suppe aufgetragen werden soll, Brodschmitte hinzugethan.

(Quelle: Kleine Schriften politischen Inhalts, S. 245 f. u. 274–276)

Literatur

Benjamin Graf von Rumford: Kleine Schriften politischen, ökonomischen und philosophischen Inhalts (Hrsg. F. J. Bertuch): 2. Aufl., Weimar 1800

Stefan Miedaner: Die Väter des Englischen Gartens: Sir Benjamin Thompson, Graf von Rumford (1753–1814), in: Pankraz Frhr. Von Freyberg (Bearb.): 200 Jahre Englischer Garten München 1789–1989, München 1989, S. 23–29

Erinnerung an König Ludwig II.

Vor 150 Jahren bestieg der „Märchenkönig“ den bayerischen Thron



König Ludwig II., Marmorskulptur von Friedrich Ochs, 1883–85, nach Entwurf von Elisabeth Ney, 1869 (Foto: Bayerische Verwaltung der staatl. Schlösser, Gärten und Seen, Ludwig II.-Museum)

In Berg prangte jedes Haus. An allen Dorfeingängen erhoben sich mächtige Triumphbogen. Der Ort glich einem aufgestörten Ameisenhaufen, so dicht wimmelte es von Menschen. In Unterberg, vom Schloss bis zum Dorfende, bildeten die Veteranen-Vereine, die Jungfrauen der Pfarrei, angetan mit ihren silberverschnürten Miedern, künstliche Maiglöckchenkränze auf dem Kopf, und die weißgekleideten Schulkinder rechts und links von der Straße ein Spalier. Militär sah man nicht, da bekanntlich der König jedes uniformierte Gepränge hasste und vielleicht seine grenzenlose Beliebtheit beim Volke den fremden Hoheiten eindrucksvoll zeigen wollte. Außer den geschäftig herumlaufenden Wachtmeistern und Gendarmen tauchten nur ab und zu irgendwelche Würdenträger mit vielen Orden in ihren gold- und silberstrotzenden Galauniformen auf, welche letztere den schaulustigen Dörfelern, die dicht hinter den Spalieren standen, allerhand Rätsel aufgaben. Jeder wollte wissen, was diese feinen Herren für Ämter bekleideten, was sie

für einen Rang hätten und ob sie bayerische oder fremdstaatliche Beamten seien. Der König war, als die Sonne in halber Himmelshöhe stand, in seiner offenen Prunkkarosse, begleitet von einer glänzenden berittenen Suite, den hohen Gästen entgegengefahren. Er sah trotz seiner starken Belebtheit und seines deutlich gealterten, schlaff gewordenen Gesichtes in der funkelnden Generalsuniform, die er ausnahmsweise trug, ungewöhnlich schön und majestätisch aus. Ein unbeschreiblicher Jubel umbrauste ihn. Jeder Mensch schaute wie geblendet auf ihn, und als er, nach allen Seiten nickend, grüßte und ein wenig lächelte, vergaßen die Musiker Takt und Melodie, starrten verwirrt in dieses merkwürdig anzusehende Gesicht und bliesen erst wieder weiter, nachdem das Gefährt vorüber war und die letzten Hufschläge der nachreitenden Suite sie in die Wirklichkeit zurückgerufen hatte.

Zitiert nach: Oskar Maria Graf, Das Leben meiner Mutter. Dtv 10044, Ausgabe November 1982, S. 198 f.

Wandern am bayerischen Limes

Von Ehingen bis Kipfenberg in vier Tagesetappen

Noch nie am bayerischen Limes gewandert? Ich meine nicht nur einen kurzen Spaziergang, sondern die ganze Strecke. Das muss man doch einmal gemacht haben als Archäologe in Bayern!

Nun, 117 km sind ein weiter Weg. Möchte man die attraktivste und gleichzeitig landschaftlich schönste Strecke in einem Stück erwandern und nachts in einem angenehmen Bett die gemarterten Beine sich erholen lassen, wähle man in vier Tagesetappen die Strecke von Ehingen bei Gunzenhausen bis Kipfenberg an der Altmühl. Man kann die schönsten Abschnitte auch in Rundwanderwegen ablaufen, ein Wanderprofi wird das „längste Bodendenkmal Deutschlands“ aber in der Strecke erleben wollen, mit allem Schweiß und Regen.

Seit Langem gibt es einen Limeswanderweg, auch einen Limesradweg, aber seit der Erhebung zum UNESCO Welterbe im Jahr 2005 haben die Erschließung, Markierung und Pflege merkliche Fortschritte gemacht. In vier Tagesetappen von je 18–28 km mit Übernachtungen in Gunzenhausen, Ellingen und Titting kann man die Strecke gut bewältigen. Zur Orientierung im Gelände ist unbedingt die von der Deutschen Limeskommission u. a. herausgegebene Offizielle Karte, Unesco-Weltkulturerbe des obergermanisch-raetischen Limes in Bayern im Maßstab von 1 : 50 000 zu empfehlen. Sie unterscheidet z. B. zwischen erhaltenen und nicht erhaltenen Limesabschnitten und -türmen und führt meist auf dem neuesten Stand den Wander- und Radweg auf. Im Rother Wanderführer „Limesweg“ findet man darüber hinaus eine Beschreibung des Weges und Hinweise zu Unterkünften und Verkehrsverbindungen.

Auf dem Weg

1) Wegen der guten Bahnverbindung bietet sich Gunzenhausen als Ausgangspunkt an, ab da ist der Start am Limes bei Ehingen mit dem Bus oder Taxi zu erreichen. Von dort verläuft der Wanderweg zunächst abseits und parallel zum Limes, geht man aber ein paar Meter in den Wald, ist der Wall, in dem noch die Steine der Mauer stecken,



Nachbau eines Limesturms bei Erkertshofen (Foto: Doris Ebner)

im Hochwald sofort auszumachen. Ein Archäologe muss es als Nachteil empfinden, dass der befestigte Wanderweg allzu häufig abseits vom Limes verläuft, aber neue Wege auf Privatgrund anzulegen, ist sicher nicht so einfach möglich. Höhepunkt ist an diesem Tag das Amphitheater von Dambach. Deutlich sind der 1 m hohe Wall der Tribüne und die 2 m tiefe Mulde der Arena auszumachen. Nur ganz selten sind

diese kleinen hölzernen Theater am Limes nachgewiesen, sie dienten wie die großen in den Städten dem Freizeitvergnügen der Kastellbesatzung. Leider ist die Stelle nicht ausgeschildert, mühsam muss man sie, am besten von der Seeseite aus, im Unterholz suchen. Dort wuchert nach Fällung einiger hoher Bäume der Jungwuchs, ein Auslichten und die jährliche Pflege sowie eine Geländetafel würden sich lohnen. Im beschaulich gelegenen Dennenloher Stausee kann man ein kühlendes Bad nehmen, sollte es im Sommer heiß sein.

2) Am nächsten Morgen sind auf dem Bergrücken oberhalb Gunzenhausen neben dem Bismarckturm einige eindrucksvolle Turmfundamente und ein Kleinkastell zu bewundern. In der reizvollen Landschaft, wo Wald und Wiesen wechseln, trifft man immer wieder auf längere gut erhaltene Limesabschnitte und rekonstruierte Turmfundamente.

3) Zur nächsten Übernachtung bietet der kleine romantische Ort Ellingen mit der Deutschordensballei ein Schloss wie im Dornröschenschlaf auf, insbesondere aber ist dort nach der Ausgrabung ein längeres Stück einer römischen Kastellmauer wieder aufgebaut worden. Wenn man nicht ganz so gut zu Fuß ist, kürzt man die dritte Tagesetappe von 28 km ab und lässt sich mit dem Taxi an den Limes fahren.



Gedenkstein von 1861 im Antoniholz (Foto: Doris Ebner)

Bald erreicht man eine von Feldern geprägte Hochfläche, die der Limes als von Büschen bestandene Linie durchzieht. Die berühmtesten Luftbilder des Limes stammen von dieser Strecke. Fast ständig verläuft hier der Wanderweg neben dem Limeswall, der von Lesesteinen aufgehört über 1 m Höhe erreichen kann. Nur selten, nicht einmal während der raumgreifenden Flurbereinigung der 1960er Jahre, ist der Limes hier für die Bewirtschaftung weggeschoben worden. Zu alt und bedeutend steht er für eine alte Grenze. Es ist vielleicht die attraktivste Strecke, sieht man heute doch auch noch das interessante Kastell Burgsalach und mehr oder minder gelungene Turmrekonstruktionen. Mit einigen riesigen Windrädern hat die Neuzeit auch diesen Flecken Erde erreicht. Bei dem eindrucksvollen Kalksteinbruchgebiet von Petersbuch steigt man nach Titting ins Anlauter Tal zur dritten Übernachtung ab.

4) Am nächsten Morgen muss man schon wieder viele Fotos von einem weiteren Turm machen und über dessen Rekonstruktion diskutieren. Mit 18 km ist die Strecke heute so kurz, dass man noch bequem nach Hause fahren kann. Als nächstes beeindruckt es, wie der Limes hier gleich zwei enge und tiefe Täler schnurgerade durchschneidet und diese durch Kleinkastelle gesichert werden. Nach Pfahldorf, man beachte den Ortsnamen, wird der Wald immer natürlicher. Vor dem Abstieg nach Kipfenberg verläuft der Weg direkt auf dem



Nachgebauter Limesturm und Palisade vor Kipfenberg (Foto: Doris Ebner)

Limes, so dass hier die Originalsteine der Mauer freigetreten sind. Auf die Dauer wird man zum Schutz der Limesmauer eine Verlegung vornehmen müssen. Am Marktplatz im romantischen Kipfenberg genießt man mit der Burg im Rücken den Abschluss der Wanderung und wartet auf den Bus, der einen zum Bahnhof Ingolstadt oder Eichstätt bringt.

Zur Nachahmung empfohlen

Von den vielen Schautafeln am Limes waren wir positiv überrascht: Sie sind grafisch gut gestaltet und zeigen mit ihren durchweg guten Texten ein hohes Niveau. Selbst einen neuesten, mir

bislang unbekanntem Forschungsstand hat man stellenweise untergebracht. Den Führer könnte man daher getrost zu Hause lassen. Für die Römerzeit in Weißenburg sollte man eigentlich einen halben bis einen Tag einplanen. Denn über die Region hinaus berühmt sind das Römermuseum mit seinem Schatzfund und dem zentralen Limesinformationszentrum, dazu die große überdachte Badeanlage und das Kastellareal mit wieder aufgebautem Torbereich. Unbedingt sehenswert ist auch das Römer- und Bajuwarenmuseum in der Burg Kipfenberg.

Martin Pietsch

Ha! Ho! Heja heja! He! – Geraldinos richtige Strategie für den Sommernachtslauf

Von verschiedenen Seiten bedrängt, unser jährliches Sportereignis „Sommernachtslauf“ nicht mehr mit Veranstaltungen wie Olympische Spiele, Leichtathletik- oder Fußballweltmeisterschaften in Zusammenhang zu bringen, werde ich diesmal keinen einzigen Gedanken darauf verschwenden – obwohl ich ja der Meinung bin, dass diese durchaus auch gewisse Qualitäten hätten.

Ereignis und Ergebnisse

25. Juli 2014 um 18.00 Uhr zu Füßen des Olympiastadions in München. Wir sammelten uns wie jedes Jahr im Schatten (eigentlich in der Sonne) der Werner-von-Linde-Halle: 21 LäuferInnen und – man höre und staune – acht Fans, darunter zwei, besonders erwähnenswert, Jungfans im Kann-schon-Laufen-und-will-immer-beachtet-werden-Alter. Diese unsere Zukunft wollte schon voll

eingebunden sein, in allen möglichen „Zwischenpausen“ durch die Luft gewirbelt werden, und Klein-Philipp trainierte schon mal bis kurz vor dem Start mit der Laufnummer der Mutter.

Wie bei der ersten Teilnahme vor etwa einem Dutzend Jahren berauschten sich die BLfDler auch heuer wieder an ihrem „neu“ entdeckten Münchner Teamgeist. Beim 6-km-Lauf bewährten sich auch diesmal wieder die „Reservis-

ten“ – auch wenn in der Regel Geraldino (Gerd Ongyerth), dem langjährigen Trainer und Organisator des Teams, zumeist etwas einfällt, um die Läufer zur zweiten Runde (10 km) anzufeuern. O-Ton Geraldino: „Jetzt liegt es bei euch, meine lieben deutschen Freunde. Abermilliarden Tränen, die nur ihr trocken könnt. Das Glück, die Hoffnung all unserer Kinder trägt nun ihr auf euren Schultern.“ Hä? Ja, er traf den richtigen Ton – publiziert übrigens, wie alle anderen Zitate, in der Süddeutschen Zeitung vom 5. bis 24. Juli 2014 (und stammen, zugegebenermaßen, aus einem anderen, leicht zu erschließenden Zusammenhang). Die Läufer holten danach wieder mal aus sich heraus, was immer drinsteckte.

Das war auch bitter nötig, waren doch unsere ehemals „Fantastischen Drei“ diesmal nicht dabei. Unsere schnellsten Asse, Tonio Zobel und C(esare) Sebastiano Sommer, fielen ebenso aus wie Alexa (A. Gattinger). Es heißt bei allen: langwierige Verletzungen im rechten bzw. linken Sprunggelenk. Die Verletzungen sind in erster Linie Folge einer Laufkultur, „in der Fehlritte geduldet oder ungleich hart bestraft werden.“ Wir sehen Tonio noch die Hand verzweifelt in die Fernsehkameras recken. Tonio y Sebastiano „estão ... fora da copa“, klagten selbst die brasilianischen Medien, Tonio und C. Sebastiano „sind aus der WM“ – natürlich eine etwas plumpe Anspielung

auf das diesjährige, nicht ganz gelungene brasilianische „Sommermärchen“. Aber geht es ohne die beiden überhaupt – sem eles da? Gut, zwei Genesungswünsche aus aller Welt – ich glaube aus Passau – trudelten bei ihnen ein. Und wieder Brasilien: „Aber wir sahen auch die immense Kraft großer Krieger, die sich nie schlagen lassen, auch wenn sie verwundet sind.“ „Wir werden jetzt“, so Geraldino, „wie Krieger für unsere Brüder kämpfen“. Und: Wer fragt denn in zwanzig Jahren noch, wie schön der Lauf war, wenn die Mannschaft gewonnen hat? Mit dieser Einstellung erreichten die aufopfernd kämpfenden Teams des BLfD – „die an keiner Stelle wie eine Schülermannschaft aussahen“ – dann auch die sensationellen Plätze 4 (Damenteam 1) sowie 16 und 22 (mixed Teams) und ein paar Weitere hinten. Großartig wie immer unsere Maadln: Stephanie Hodek auf Platz 38 (Damen, 00:53:01), dicht gefolgt von Ina Hofmann auf 40 (00:53:14). Wie eng das Feld zusammengedrückt war, musste Stephanie Gasteiger spüren, die mit 00:59:58 nur wenige Minuten später ins Ziel kam und bereits auf Platz 117 landete – alle übrigens mit dem zwischenzeitlich wieder populären „Ha! Ho! Heja heja he!“ auf den Lippen und dem etwas umgedichteten „So läuft Geraldino“ die letzten 200 m im geforderten Gorgonenknielauf.

Geraldino hatte den gesamten Lauf „mit seinem Pragmatismus durchge-

coacht. Auf dem Weg zum Erfolg nahm er von einigen Ideen und Idealen Abschied.“ Er hat nie geklagt, dass ihm Läufer wie Tonio und Sebastiano fehlten, „er hat einen immer noch luxuriösen, aber doch lückenhaften Kader unspektakulär befestigt“ und neue, z. T. junge Kräfte wie Tassilo Kollmann (schnellster der BLfD-Mannen mit 00:49:48) und Alexandra Beck (166.) eingebaut – natürlich ein Umbruch im Gefüge, aber er konnte auch auf sichere Läufer wie Björn Seewald (00:51:18) oder Stefan Pongratz (00:52:01) bauen! Aus Bamberg kam überraschend Thomas Wüstefeld, der aber nur 00:30:39 Minuten eingesetzt wurde und dabei 6 km zurücklegte, ein Wert, der ihm in dieser Klasse den Rang 125 einbrachte. Von der Stammbesetzung toppte ihn in dieser Kategorie mit 00:29:32 nur Peter Handwerker. Isabella Augart wurde für ihren Kurzeinsatz (00:31:06) mit einem 34. Platz belohnt, und tapfer – wie jedes Jahr – schlugen sich auch Gabi Ongyerth, Simone Kreuzeder und Angelika Reichenberger.

Geraldino wollte dennoch mit seinem Jogo bono, sozusagen einem persönlichen Geraldo bono, fortfahren – „reißt sich doch jeder für den anderen den Hintern auf“, auch wenn sich – selbst wenn es vulgär klingen sollte – der eine oder andere „beim Tackling den Anus verletzt“ hat. Die Lauf-Regeln verhinderten, dass Ur-Helden auf der Bank sitzen mussten, es gab somit „keinen



Das BLfD-Jogobono-Team 2014
(Foto: BLfD,
Karlheinz Hemmeter)



Zwei für alle: Stephanie Hodek (703) und Ina Hofmann (in orange) (Foto: BLfD, Karlheinz Hemmeyer)

Aufstand und keinen Thronraub“. Weder Hummeln noch Götzen störten das Fest, keine Schweine stiegen über die Absperrungen, wer lang genug wartete, kam ins Kloset, ehe er völlig erlahmte, man knüpfte die Zeitmesserchips in die Schuh-Özils, schürrlte sich das Leibchen – und kroos war dann die Freude, als sich 1500 HeldInnen nach dem Startschuss im notgedrungen gemütlichen Nebeneinander durch den Engpass bei der genannten Halle drängen durften. Die Laufbahnen „sind doch die Kathedralen von heute“ – anscheinend für Paarlauf-Massen konstruiert, „funktionieren sie als Emotionsmaschinen der Moderne. Die Welt ist nun mal Raum“ – und an solchen Stellen natürlich auch Euphorie und Verzweiflung – und kein Entrinnen.

Etwas ruppig ging es mitunter auf der Laufbahn zu. Ständig überholten rüde Läufer ächzende Schleicher, spielten ihre Kondition aus und sprinteten mit langen Beinen an pummeligen Kleinen vorbei. Die Welt sprach vom schmutzigen Lauf. „Wir müssen klar machen“, so wieder Geraldino, „dass so etwas bei uns nicht passieren wird: Leute, diese Linie werden wir nicht übernehmen.“ Die klare Antwort zeigt sich in unseren Plätzen.

Natürlich gilt es auch, die beiden Innovationen des Laufturniers zu diskutieren: die Bahnlinientechnik und das Streckenpostenspray. „Man muss wohl konstatieren, dass das Spray zwar nützlich sein kann, um Konflikte über

den richtigen Abstand im Voraus zu unterbinden, eigentlich aber doch nie notwendig war.“ Die Bahnlinientechnik erhielt erwartungsgemäß großen Applaus: Das Dokumentieren manch unerlaubter Bahnwechsel, die mit dem Auge nicht zu erkennen waren, ließ die Freunde der Bahnlinientechnik jubilieren und die Korken knallen.

Die Presse war wie immer stark interessiert – „eine Stadt hält den Atem an.“ Bereits vor dem Lauf musste die Polizei die Leopoldstraße sperren. Der MVV sperrte vorsichtshalber früh den U-Bahnhof Giselastraße, 33 000 Zuschauer im Olympiastadion! „Es gibt keinen Biergarten“, wurde telegraphiert, „der nicht rappellvoll ist“ – und Public Viewing überall ... in München verdrängt der Jubel die Stille, und endlich, endlich beginnt die große Feier.“ Die Presse stellte natürlich die alle bewegenden Fragen: Wer war der laufstärkste Läufer? Welcher der schrittfreudigste oder unfairste? Die kuriosen Zahlen – Läufer mit den meisten Rechts-Schritten – Läufer mit den meisten Links-Schritten – Läufer mit den meisten Rück-Schritten – die meisten Ächzer – die meisten Stöhner – die meisten Luftschnapper – die röttesten Köpfe – die eindrucksvollsten Fakten finden sich alle im Internet. Die gute Nachricht von unseren Buam und Maadln aber war: Alle haben überlebt, alle haben ausreichend Luft geschnappt und nach dem Ereignis ausreichend alkoholfreies Erdinger-Freibier getrunken!

Als „Heimat-Helden“ konnten sich alle unsere 21 LäuferInnen fühlen, als sie von den Hütern des angerichteten Denkmahls empfangen wurden. Helene Fischer hatte kommen sollen, kurzfristig konnte für sie dann die Musikkapelle Vagen einspringen. Einziger Wermutstropfen bei dem bis 24 Uhr anhaltenden Fest-Kauen: Es gab kein Spalier zum Denkmahl.

Doch noch Wermutstropfen?

Tonio nach Madrid? Tonio – ein geborener Galaktischer? In Madrid kursiert gerade das höchste allen möglichen Lobes: Tonio, der schnelle, heißt es da, sei „ein geborener, gewissermaßen vorbestimmter Läufer für ... Madrid“. Tonios Antwort: „Des interessiert mi ois ned. Der Scheißdreck! Den scheiß goldenen Schuah kannst dir hinter d' Ohr schmiern!“ – Wer will auch nur mit einem Schuh laufen? Auf Nachfragen dann: die BLfD-Nr. 39 wechselt nach Madrid und erhält dort die Nummer 8: ein deutlicher Rückschritt!

Die nächste Schreckensnachricht: Holger Pitzig – vulgo Olga – hört auf? „98 Prozent sind nicht 100“ – seine Antwort. Olga hat seinen Rücktritt aus der Denkm(h)l-Mannschaft verkündet – „in völliger Harmonie“ mit dem BLfD. Er weiß, dass er noch mehrere Jahre in der Mannschaft laufen könnte, er hat aber beschlossen, lieber als 457. aufzuhören und sich ganz auf seine eigentliche Berufung, die Hausmeisterei, zu konzentrieren. Sein Platz auf der rechten hinteren Bahn, zeitweilig auch Mittelbahn, wird wohl verwaist bleiben. Man habe schon mitbekommen, dass sich Olga „seit einiger Zeit Gedanken über die Zukunft macht“. Dazu Angela Merkel (Bundeskanzlerin): „Ich möchte ihm meinen größten Respekt für das aussprechen“, was er für das BLfD geleistet hat. Geraldino: Holger „ist ein Musterprofi. Dank seiner Laufintelligenz und Vielseitigkeit lief er seit Jahren“ auf einem absoluten Platz-450-Niveau. Matthias Blana: „Dies ist eine Entscheidung, von der einzig“ Holger „fühlen kann, ob sie zum jetzigen Zeitpunkt richtig ist.“ Tonio: „Was für ein Weg, sich zu verabschieden. Danke“, Olga! Alle, die Holger Pitzig kennen, wissen: Er hat sich entschieden. Peer Ahlback und Tobias Bobrowski markig unisono: „Du wirst uns fehlen.“

Kurz nach Ende der Veranstaltung verdichtete sich das Gerücht, dass auch Trainer und Organisator Geraldino an Rücktritt denke. – „Aber: Nein, er tritt nicht auf dem Höhepunkt zurück. Er erklärt, dass er seinen Vertrag bis“ 2026 „erfüllen wird. Er sieht keinen Grund, eine solche Mannschaft aufzugeben“, die noch viel besser werden kann. „Bin motiviert wie am ersten Tag“, so Geraldino. Auf die Frage, warum er sich für die Bekanntgabe

seiner Entscheidung doch relativ viel Zeit gelassen hatte, sagte Geraldino: „Ich habe einfach ein paar Tage gebraucht, um alles sacken zu lassen, um die Emotionen in den Griff zu bekommen, um den Blick wieder klar nach vorn zu richten. ... Im Moment kann ich nur sagen, dass ich mich ungemein auf den nächsten“ Sommernachtslauf freue.

Carlos (Karlheinz Hemmeter)

P.S.: Eben erhalte ich Nachricht von meinem Agenten: Es ist gut möglich, dass ich nächstes Jahr nicht mehr zur Verfügung stehen werde, ich fotografiere dann vielleicht in Katar oder in der MLS in den USA. Aber wer weiß? Die Verhandlungen laufen noch.

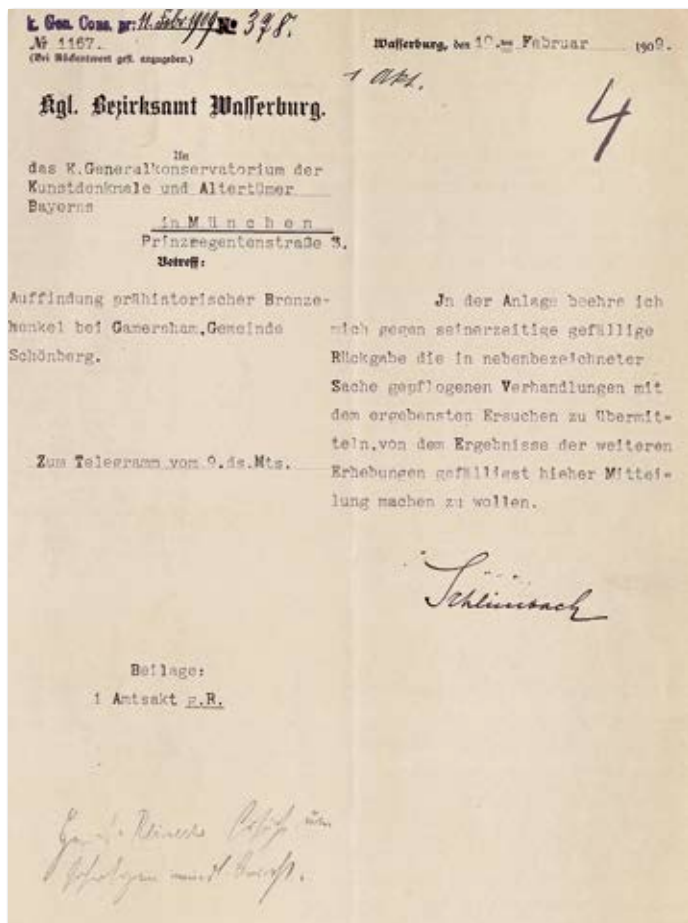
BayernViewer-denkmal „goes“ Bayerischer Denkmal-Atlas

Vom Viewer ...

Die Gemüter hatten sich ganz schön erregt nach der offiziellen Freischaltung des sogenannte „BayernViewer-denkmal“ im Rahmen der Hundertjahrfeier des BLfD im Jahr 2007. Aber nicht wegen der anfänglich gebietsweise fehlenden Kartierungen einzelner Baudenkmäler – ein Problem, das durch falsche oder veraltete Adressangaben in der Denkmalliste verursacht und

erst im Zuge der systematischen Überarbeitung behoben wurde. Nein, weit gefehlt! Der Name des Produktes war es, der das Blut mancher Nutzer geradezu in Wallung brachte. Entsprechend häuften sich die Klagen, dass das ja keinesfalls grammatikalisch korrekt sei. Um der Beschwerde mehr Gewicht zu verleihen wurde gerne „Gerade Sie, als Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege ...“ mit angeführt und bisweilen

zusätzlich mit dem Hinweis „... aber ich bin kein Nationalist oder Deutschtümler“ garniert. Ein paar wurden sogar unflätig und polterten, was dieser dummliche Anglizismus denn solle. Gell, Herr Dr. alias „Dorfkramer“? Und kündigten auf den sanften Hinweis, dass sie ihre Kritik schließlich auch per „E-Mail“ und nicht als „Strompost“ geschickt hätten und darüber hinaus das christliche Abendland deswegen nicht untergegangen sei, dem Denkmalschutz gleich die Freundschaft auf. Die Erklärung, dass es sich hier um ein Produkt der Bayerischen Vermessungsverwaltung handle und der „BayernViewer-denkmal“ sich mit dem „BayernViewer-aqua“ und weiteren ähnlichen Derivaten zusammen in eine überaus erfolgreiche „Viewer-Familie“ einreihe, half meist nichts, sondern wurde lediglich als schwache Ausrede abgetan. Generalkonservator a. D. Prof. Dr. Egon Johannes Greipl ließ es sich zu Dienstzeiten ebenfalls nicht nehmen, den Titel der geodatengestützten Denkmalliste coram publico zu rügen und verwies beim Neujahrsempfang 2009 auch gleich auf den Schuldigen: „Die Bezeichnung BayernViewer-denkmal stammt nicht von uns, das hat sich die Bayerische Vermessungsverwaltung ausgedacht [Pause] ... hat sich die Bayerische Vermessungsverwaltung ausgedacht!“



Deutsche Sprache im Wandel: Meldung an das K. Generalkonservatorium der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns aus dem Jahr 1909 über den Fund eines Depots mehrerer frühbronzezeitlicher Ringbarren bei Gam(m)ersham, damals Gemeinde Schönberg, heute Gemeinde Eiselfing, Lkr. Rosenheim. Gefunden im Ortsaktenarchiv des BLfD von Sabine Früchtl M. A. bei der Nachqualifizierung der Denkmalliste

... zum Atlas

Solche Probleme dürften beim Nachfolgemodell nun nicht mehr auftreten, aber: Ist „Atlas“ nicht ebenfalls ein Fremdwort, und zwar eines, das aus dem

Altgriechischen stammt? Etymologisch geht der Begriff auf den mythischen König Atlas von Mauretanien zurück, welcher beim antiken Geschichtsschreiber Diodor als weiser Kenner der Gestirne und ihrer Kugelgestalt erscheint. Im 16. Jahrhundert wird die Bezeichnung erstmalig vom flandrischen Geografen Mercator für seine Sammlung verschiedener Kartenwerke verwendet. – Wem ist denn heutzutage noch bewusst, dass es sich beim „Fenster“ auch um ein Lehnwort handelt, dass vom Lateinischen „fenestra“ stammt? Kann man lebende Sprachen überhaupt vor solchen fremden Einflüssen schützen, und wenn ja – ist das wirklich sinnvoll? Was ist dran an der Geschichte von den barocken Sprachpflegegesellschaften? Stimmt es tatsächlich, dass sie damals sämtliche lateinischen Termini (schon wieder einer!) zur Reinhaltung der deutschen Sprache wieder entfernen und das be-

sagte Fenster durch „Tagleuchter“ und die Nase durch den „Gesichtserker“ ersetzen wollten, oder handelt es sich dabei lediglich um einen Topos? Ist es nicht vollkommen natürlich, dass wir nach dem Zweiten Weltkrieg und dem Ende des Dritten Reiches jede Menge englischer Begriffe von unserer ehemaligen Besatzungsmacht übernommen haben? Ist letzten Endes nicht sogar ein Großteil unserer heutigen Alltagskultur amerikanisch geprägt? Sind „Desktop“ und „Smartphone“ nicht inzwischen selbstverständliche Begriffe unseres täglichen Lebens geworden, und spricht auf der anderen Seite nicht auch der Amerikaner mangels eines eigenen Wortes ganz selbstverständlich vom „Kindergarten“? Zudem schämt er sich offensichtlich nicht einmal dabei, unser deutsches Wort mit seiner eigenen Sprache zu mischen, wie das umgekehrt bei dem Neologismus BayernViewer-denkmal

genauso der Fall war. Und die Bezeichnung unseres Joghurts stammt auch von dort, wo das Sauermilchprodukt einst erfunden wurde, nämlich bei den Türkvölkern, und entsprechend heißt es in korrekter türkischer Schreibweise heute immer noch yoğurt. Solche Einflüsse kommen und gehen, wobei manche der Begriffe sich über mehrere Jahrhunderte hinweg halten können. Dadurch werden die einstigen „Fremdwörter“ dann zu „Lehnwörtern“, letztendlich also zu vollständig ins Deutsche integrierten Wörtern mit Migrationshintergrund. Nun ja, „BayernViewer-denkmal“ wird wohl nicht dazu gehören, aber wie dem auch sei: Hauptsache die Beschwerden über seine Bezeichnung sind jetzt mit der Veröffentlichung des „Bayerischen Denkmal-Atlas“ hoffentlich endgültig vorbei!

Roland Wanninger

Das kulinarische Denkmal: Lebkuchen nach Göttinnen-Art

Was wäre Weihnachten ohne Lebkuchen? Und was wäre ein Nürnberger Kochbuch ohne ein Lebkuchenrezept? Eine unvollständige Sache! Vorstellen wollen wir hier aber das „Vollständige Nürnbergische Koch-Buch der aus dem Parnasso ehemals entlaufnen vortrefflichen Köchin welche bey den Göttinnen Ceres, Diana und Pomona viel Jahre gedienet“. Einen wahren Schatz an „gemeinen“ als auch „rare“ Speisen, die „nach eines jeden Beutel

zu zubereiten und zu kochen“ sind, bietet das Werk, das sich als erstes Kochbuch eher an Hausfrauen mittelständischer Familien als an Berufsköche wendet. 1710 Rezepte haben Anna Juliana Endter und ihr Mann, der Verleger und Buchdrucker Wolfgang Moritz Endter, zusammengetragen und in einer liebevollen Publikation 1691 veröffentlicht, der noch weitere Auflagen folgten. Gleich zum Auftakt zeigt ein Kupferstich von Cornelius Nicolaus



Von Eva Maier und Katrin Vogt gebacken, fotografiert und – zusammen mit dem Publikationsreferat – aufgegessen

Weisse Mandel-Lebküchlein

Leget ein Pfund Mandeln über Nacht / oder auch nur etliche Stunden / in ein kalt Wasser / ziehet die Haut / herab trocknet sie mit einem Tuch; schneidet aus einem Mandel überzwerch drey Theile / leget selbige / vermittelst eines Papiers / auf ein Blech / trocknets im Oefelein ab / daß sie ein wenig bräunlicht werden: nehmet alsdann ein Pfund schön trocknen Zucker / und eben so viel wohlgedörertes Mehl / schlaget acht kleine Eyer daran / und rühret den Teig wohl ab: wann dann die Mandeln erkuhlet sind / schüttet sie in den Teig / wie auch anderthalb Loth gute Zimmet, / Muscatnuß / Muscatblüh und Cardamomen / jedes ein halb Loth / und zwar allwes gröblicht zerschneiden: streicht diesen Teig auf Oblaten / so groß als man sie haben will: traget ihn aber nicht gar zu dick auf; legets auf ein Papier / setzets auf das Blech / und lassets fein gemach bachen: Solte der Teig gleissend werden / daß er fließen wolte / kann man ein wenig Stärck-Mehl darunter mischen.

(Zitiert nach: Vollständiges Nürnbergisches Koch-Buch, 1691, S. 858 Nr. 66)

Schurtz diejenigen römischen Götter, denen der Mensch seine Lebensmittel verdankte: Im Zentrum thront Ceres mit ihren Feldfrüchten, zu ihrer Linken jagt Diana das Wild, und Neptun gießt seine Fische aus, zu ihrer Rechten bringt Pomona das Obst heran, Bacchus bietet seinen Wein an und Pan das Holz für den Ofen. Im Vordergrund ist die wohl entlaufene Köchin zugegen, deren „zerstreuet und in grosser Geheim gehalten gewesene Bemerk-Zettul“ nun in diesem Buch wieder geordnet und zusammengeführt sind.

Neben den nach Speisearten systematisch geordneten Rezepten finden sich im Anhang auch Menüvorschläge und Tranchieranleitungen, ein Register für Krankenkost und Fastenspeisen sowie eine Aufstellung des Marktangebotes entsprechend der Saison.

PS: Ein Loth entspricht ca. 17 Gramm.
PPS: Hätten wir den historischen Anspruch dieser Rubrik ernster genommen, hätten wir vielleicht barocke Lebkuchenmodeln gesucht, hätten das 1691 noch gar nicht existierende BLfD-Logo nicht auf die Plätzchen gezuckert

und hätten ihnen die Gelegenheit zum Weichwerden in einer Blechschachtel gegeben, so aber ...

Renate Schiwall

Sommerfest in der Alten Münze

Das traditionelle Sommerfest des Bayerischen Landesamts für Denkmalpflege, wie immer gemeinsam ausgerichtet mit dem Bayerischen Landesverein für Heimatpflege im Arkadenhof der Alten Münze, fand dieses Jahr am 17. Juli statt.

Im Gegensatz zum neuen Münchner Oberbürgermeister Dieter Reiter musste der Generalkonservator, der hier auch zum ersten Mal als Hausherr ein großes Fest eröffnete, kein Fass anzapfen. Die wochenlangen Trainingseinheiten konnte er also sinnbringend für die Arbeit im Amt aufbringen. Ein o'zapft is' kam ihm also nicht über die Lippen, das hatte bereits die Augustiner-Brauerei als Sponsor ihres bekannt guten Nasses übernommen.

Für die schmissige musikalische Untermauerung war die Kapelle Rohrfrei bis aus Fürth angereist – auch diesmal wieder vom Mitveranstalter, dem Landesverein für Heimatpflege, finanziert, der hier natürlich den besten Draht hat. Für den verhinderten Vorsitzenden, Landtagspräsident a. D. Johann Böhm, sprang – wie es aussah, überhaupt nicht unwillig – der Geschäftsführer des Landesvereins Martin Wölmüller ein. Und wie gehabt umwaberten dann bereits die ersten Grillschwaden und Bierdünste von den Ausgabestellen unter den Arkaden die launigen Begrüßungsworte, die einen lauen Sommerabend einleiteten.

Dass zu später Stunde auch noch unser Minister Dr. Ludwig Spaenle – Staatsminister für Bildung und Kultur, Wissenschaft und Kunst – den Weg in die Münze fand, war einer der Höhepunkte des Abends.

Neu aber war: Von oben blieben wider aller Tradition die Bierkrugstember diesmal trocken.

Htr



Sommerfest in der Alten Münze. Generalkonservator Mathias Pfeil mit Martin Wölmüller bei der Begrüßung, musikalische Unterhaltung mit „Rohrfrei“ aus Fürth und der gut gefüllte Innenhof in der Abendstimmung (Fotos: BLfD, Karlheinz Hemmeter)



Denkmalrätsel

Wieder haben wir aus der laufenden Digitalisierung der fotografischen Altbestände fünf unbeschriftete Aufnahmen ausgewählt, zu denen wir fragen:

Wer kennt das Denkmal?

Alle bislang ungelöst gebliebenen Denkmalrätsel können unter www.blfd.bayern.de/download_area/fotos/index.php „Denkmalrätsel“ eingesehen werden.

Wir freuen uns über jede Information!
 Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, Bildarchiv,
 Hofgraben 4, 80539 München.
 Tel. 089/2114-382 bzw. -261
markus.hundemer@blfd.bayern.de

Auflösung der Denkmalrätsel
 in Heft 158, Juli 2014, S. 100:

2) Marianum in der Humboldtstraße 2
 in München;

5) Wallfahrtskirche Maria Altenburg,
 Gde. Moosach, Lkr. Ebersberg;

1), 3) und 4) bleiben leider ein Rätsel.

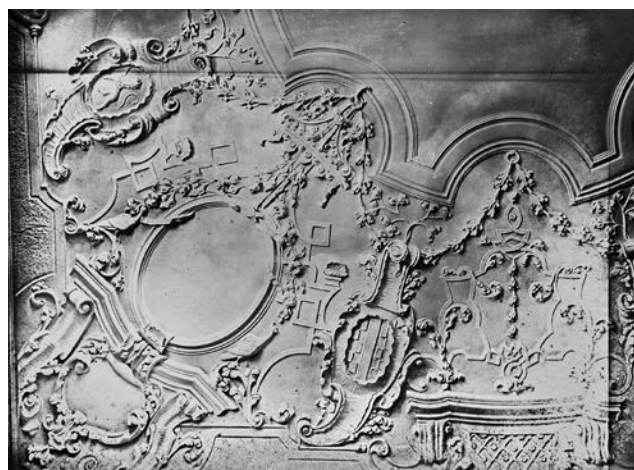
Als Gewinner eines Buchpräsenten
 wurden ausgelost:

Mathias Baumgartner, Lindenberg i.
 Allgäu; Werner Rescher, München
 und Anton Weiß, Nürnberg.

Es sei allen ganz herzlich Dank gesagt
 für ihre Beteiligung und Mithilfe.

Markus Hundemer und
 Marion-Isabell Hoffmann

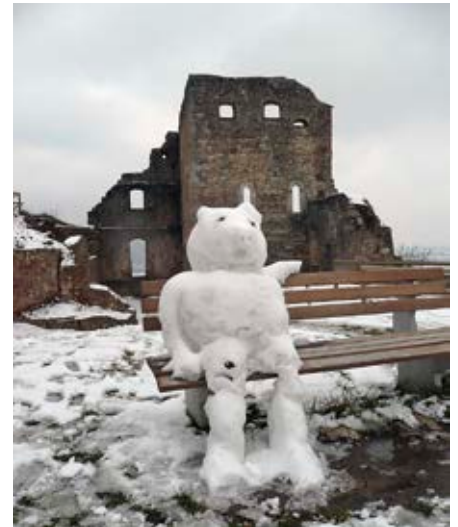
© Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege,
 Bildarchiv



Im Reich der Sinne – Avantgarde und Innovation



Schrotschuss-geprüfter Satyr mit avantgardistischem (originalem) Ohrpiercing, so gesehen und fotografiert im Juni 2014 in Schloss Schönach; Stuckateur: Giovanni Nicolo Perti, dort 1702–04 tätig (Foto: BLfD, Bernd Symanck)



Warten auf den Denkmalpfleger ... fotografiert auf der Burgruine von Donaustauf, Januar 2014 (Foto: BLfD, Bernd Symanck)



Oben: Der „Wetterhirsch“ als Blitzableiter, so gesehen und fotografiert am Schloss von Markt Wald, Januar 2014 (Foto: BLfD, Bernd Symanck)



Friedhof Kleinrinderfeld. Im Zweifelsfall lieber draußen bleiben! (Foto: BLfD, Roland Feitenhansl)



Marktrodach. Werfen Sie nach! Gott vergilt's. (Foto: BLfD, Roland Feitenhansl)



Oben: Ludwag. Unerschöpflicher Segen kommt hier direkt aus der Leitung (Foto: BLfD, Roland Feitenhansl)

Links: Erlangen im WM-Fieber; Wohnhäuser mit Maximalbeflaggung (Foto: BLfD, Roland Feitenhansl)

Rechts: Sakristei in Oberbayern: „würdige“ Aufbewahrung eines Rauchfasses (Pfeil) in sinnlichem Ambiente (Foto: BLfD, Bernd Symanck)



Schätze aus dem Bildarchiv

Fotonachlass Familie Härlin, Gauting – Teil 1

2012 übergaben Nachfahren von Hermann Härlin (1868–1956), Miteigentümer der Papierfabrik Gauting Dr. Härlin & Söhne, dem Bildarchiv des Landesamtes einen Familien-Fotonachlass mit insgesamt ca. 7560 SW-Negati-

ven und Farbdias aus der Zeit von ca. 1900 bis in die späten 1950er Jahre. Hermann Härlin dokumentierte sein Familienleben und seinen Wohnort Gauting zunächst auf 1060 Gelatinetrockenplatten. Ab 1930 kamen dann v. a.

Plan- und Rollfilme, aber auch Farbdia-Filme zum Einsatz, die u. a. Straßen und Plätze, Veranstaltungen oder Baustellen in München vor 1939 sowie den Wiederaufbau der Stadt nach 1945 zeigen. Hier wurden nun einige Beispiele aus dem älteren Bestand (1900–30) ausgewählt, der Einblicke in das Leben einer mittelständischen Fabrikantenfamilie gewährt und Eindrücke von dem damals noch beschaulich wirkenden Ort Gauting vermittelt. – Teil 2 folgt.

Ingeborg von Quillfeldt
und Markus Hundemer

9 x 12 und 13 x 18 cm Gelatinetrockenplatten:
Fotonachlass Härlin im Bayerischen Landesamt
für Denkmalpflege



Sog. Fischerhaus mit Mühlrad in der Würm zur Stromgewinnung – im Winter musste das Rad recht mühselig eisfrei gehalten werden, um 1929



Oben: Härlin-Töchter beim Soldaten-Spiel im Garten der Villa, wohl 1914

Links: Blick von Nordosten auf Gauting vom Schornstein der Papierfabrik aus. In der Bildmitte, rechts des Weges, die Villa Härlin, 1906



Winterfreuden: Glühwein- und Würstl-Stand auf dem Sarnberger See, 1929



„Dorfidylle“ in der Gautinger Bahnhofstraße, um 1912



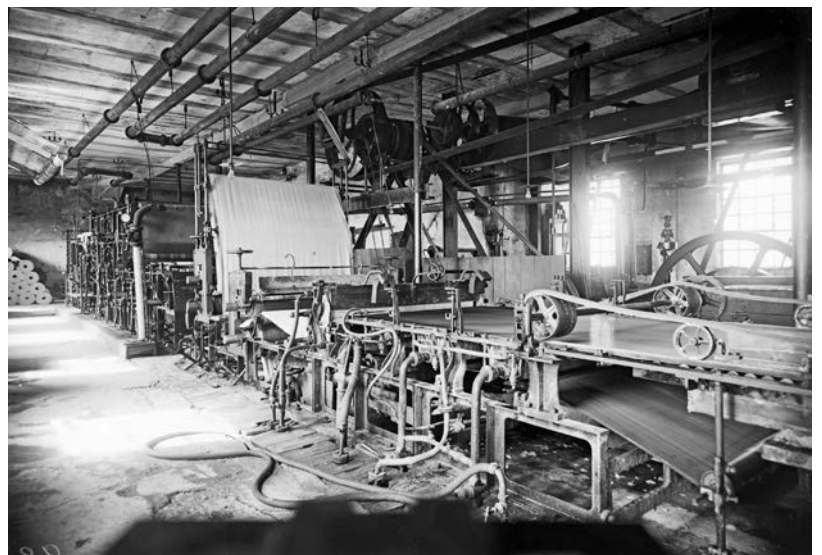
Kriegsbedingte Selbstversorgung durch Ziegen-, Hühner- und Entenhaltung auf dem Grundstück der Fabrikantenvilla Härlin, 1917



Laura Härlin mit Tochter Ria auf dem Schlitten, Kindermädchen und Hund Sassa vor der Villa Härlin, um 1903



Selbstportrait der Familie Hermann Härlin mit drei Töchtern als fotografischer „Scherenschnitt“, um 1911



Oben: Zehnspänniger Transport eines
Dampfkessels zur Papierfabrikation
auf Höhe des Gasthofs „Zum Würmbad“
in Gaeting, 1906

Mitte: Gaeting vom Münchner Berg aus, 1903

Links: Fabrikationshalle der Papierfabrik
Gaeting Dr. Härlin & Söhne, 1907

Das archäologische Jahr in Bayern 2013

Die aufschlussreichsten archäologischen Ausgrabungen im Freistaat stellt das BLfD alljährlich im „Archäologischen Jahr in Bayern“ vor, bei dem auch die Gesellschaft für Archäologie in Bayern als Mitherausgeber fungiert. Jüngst ist der Band für das Jahr 2013 erschienen. In 69 Beiträgen von 94 Autoren werden darin auf 200 Seiten die wichtigsten Fundstellen präsentiert.

Immer wieder stellen archäologische Befunde die Ausgräber und Wissenschaftler vor neue Erkenntnisse und zugleich vor neue Rätsel. Auch im Berichtsjahr löste vieles, was sie im Boden vorfanden, Verwunderung aus.

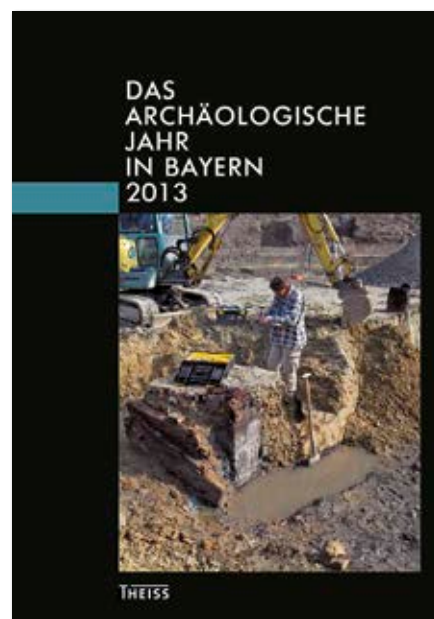
Aus dem Neolithikum werden Siedlungen in Estenfeld, Schnackenwerth, Wallerstein, Schwanfeld, Wolnzach, Essenbach, Kösching und Piesenkofen nebst der Pfahlbausiedlung im Starnberger See vor Kempfenhausen und einer Höhsiedlung in Burgerroth vorgestellt. Scharfsinn war insbesondere bezüglich der Interpretation einer Grabenanlage bei Gollhofen gefragt: Vorhandene Grubenhäuser legen nahe, dass dieser Ringgraben nicht fortifikatorischen Zwecken diente, sondern von Rinderhirten als Viehpferch genutzt wurde.

Ein Pilotprojekt startete in der Kirschbaumhöhle in der Frankenalb: Menschen- und Tierknochen meist aus schnurkeramische Zeit in dieser neu entdeckten Höhle verlangten eine besonders behutsame, wissenschaftlich genaue Bergung unter Anwendung modernster Methoden und Technik.

In der mittelnolithischen Kreisgrabenanlage Hopperstadt stieß man auf eine fundreiche Grube der mittleren Bronzezeit, was in Mainfranken bisher eine Seltenheit ist.

Ein neues urnenfelderzeitliches Gräberfeld im niederbayerischen Sallach konnte mit 140 Gräbern fast vollständig untersucht werden. Urnenfelderzeitliche Wohnterrassierungen wurden auf dem Bullenheimer Berg dokumentiert.

Im Ries eine Seltenheit sind hallstattzeitliche Hausgrundrisse, wie man sie nun auf dem Hahnenberg bei Appethofen bei Prospektionen entdeckt hat. Nicht weit entfernt auf dem Riegelberg erhielt eine Hallstattsiedlung in der Latènezeit eine Befestigung aus Spitzgraben, Wall und Trockenmauer. – Ob auch zwei trapezförmige Grundrisse aus Sand in die Hallstattzeit gehören, konnte vermutet, aber nicht bewiesen werden. Grabhügel dieser Zeitstellung bei Donaualthem und Sankt Helena erbrachten reiches Fundgut, darunter sogar Textilreste.



Zwei männliche Tote aus der Frühlatènezeit in Weng geben zu denken, da sie anscheinend in einem Getreidesilo begraben wurden.

Außergewöhnlich war die Baukonstruktion einer Römerstraße bei Zusmarshausen. Im Feuchtboden des Zusamtals hatte sich als Unterbau des Straßenkörpers ein Holzrost aus Erlen zweigen erhalten, der mit Grasbüscheln ausgestopft war. Damit konnte offenbar eine quasi schwimmende Lagerung der Straße erreicht werden.

Erstaunen rief in Günzburg die Aufdeckung eines römischen Großbaus hervor. Wozu diente das mindestens 74 m lange trajanische Gebäude mit Ständern in bis zu 1,5 m großen Pfosten gruben? Nur hoch entwickelte Bauingenieurskunst kann solche Dimensionen bewältigt haben.

Fragen knüpfen sich auch an einen Brandopferplatz in Schongau, wo dank Magnetometerprospektion unerwartete Architekturbefunde im Messbild erscheinen. Die Grundrisse erinnern frappierend an klassische Tempelbauten, lassen sich aber mangels Vergleichsbefunden noch nicht abschließend deuten.

Wer war die reiche Dame vom Augsburger Ulrichsplatz? Unter mehreren spätrömischen Gräbern stach das Grab a heraus, wo neben anderen Pretiosen die Restauratoren ein bronzebeschlagenes Kästchen vollständig rekonstruieren können. In diesem kleinen Gräberfeld konnte die Stadtarchäologie erstmals römisch-heidnische Grabsitten feststellen.

Die große Grabungsfläche half bei der Interpretation von Siedlungsbefunden in Aschheim auf die Sprünge: Handelt es sich bei einem 70 × 6 m großen Gebäude um einen Fronhof? Der archäologische und historische Kontext lässt dies plausibel erscheinen.

Im oberpfälzischen Penk steht eine der spannendsten Landkirchen Bayerns; es handelt sich um einen der ältesten erhaltenen Kirchenbauten im Freistaat. Den Ursprüngen dieses „Kircherls“, die ins 9. Jahrhundert zurück reichen, sind die Archäologen auf der Spur. Die Eigenkirche könnte Schlüsse zulassen, dass Penk im Früh- und Hochmittelalter ein Ort der niederen Gerichtsbarkeit war.

Eine große Herausforderung stellte zunächst ein Befund am Regensburger Donaumarkt dar, bis man ihn mit Hilfe des alten Quartiernamens „An der Richtbank“ als Standort des mittelalterlichen Galgens bestimmen konnte.

Es war auch nicht leicht, im Granitsteinbruch von Niederrunding ein hölzernes Balkengeviert richtig zu deuten. Hier war bergmännischer Sachverstand gefragt. Unzweifelhaft konnte damit aufgeklärt werden, dass die im Jahr 1529 geschlagenen Fichten- und Tannenstämmen den Verbau

eines Prospektionsschachts bilden, in dem man wahrscheinlich Vorkommen von Blei- und Silbererz erkunden wollte.

Bodendenkmäler der besonderen Art konnten im Bischofsgrüner Forst untersucht werden: Hier bewegt man sich auf den Spuren der Wolfsjagd, die

mit Ködern in Fanggruben betrieben wurde und wohl mit den Bayreuther Markgrafen in Verbindung zu bringen ist.

DE

Bezugsmöglichkeit: siehe S. 138

Zum Jahresende: Weitere Neuerscheinungen des BLfD

Rechtzeitig vor Weihnachten erscheinen vier wichtige Publikationen, auf die hier hingewiesen wird:

Denkmäler in Bayern. Denkmaltopographie der BRD, Band I.14: Karl Gattinger und Grietje Suhr
Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis

Der reiche Denkmalbestand des im oberbayerisch-schwäbischen Grenzgebiet liegenden Landkreises hat zur Ausgabe eines Doppelbandes geführt, der alle Bau- und Bodendenkmäler in Wort und Bild darstellt und durch einführende Beiträge einordnet. Hochwertige sakrale Baudenkmäler aller Epochen und Entwicklungen im altbayerischen Kirchenbau bestimmen das Bild, namhafte Architekten haben stattliche Pfarrhöfe, geschichtsträchtige Schlösser und Villen reicher Bürger an den Ufern des Ammersees hinterlassen. Die Große Kreisstadt Landsberg am Lech besitzt noch einen mittelalterlichen Mauerring, ein Rathaus mit Stuckfassade von Dominikus Zimmermann, und andere berühmte Künstler wie der Münsterbaumeister Matthäus Ensinger oder die Bildhauerfamilie Luidl haben hier gewirkt. Die Vorstellung des Doppelbandes erfolgte am 8. November 2014 in Landsberg am Lech.

Die Kunstdenkmäler von Bayern, Neue Folge 7.2: Achim Hubel und Manfred Schuller (Hrsg.)

Der Dom zu Regensburg

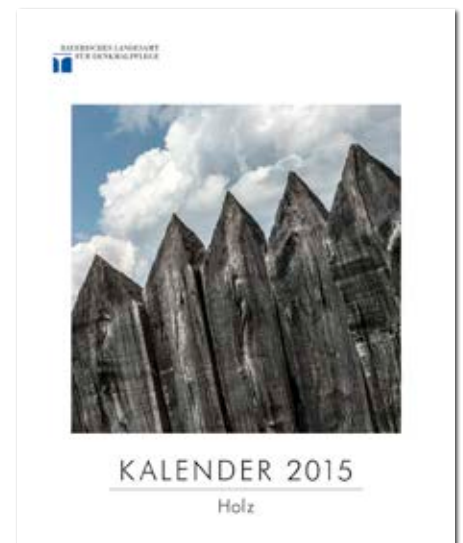
Der zweite Textband des Großinventars zum Regensburger Dom mit zahlreichen Beiträgen zur Baugeschichte, Farbigeit, zum Hauptportal, zu Skulpturen und Bauplastik, den mittelalterlichen Altären, Glasmalereien und zum Domschatz wird voraussichtlich noch im Jahr 2014 fertiggestellt. Auch dieser Band wurde von dem Kunsthistoriker Prof. em. Dr. Achim Hubel und dem Bauforscher Prof. Dr. Manfred Schuller betreut.

Schriftenreihe des BLfD, Band 9:

Karin Berghausen

Magnetometrische Untersuchungen an späteltischen Viereckschanzen in Bayern

Die Autorin führte geophysikalische Prospektionen an späteltischen Viereckschanzen durch und wertete sie in Hinsicht auf Gesamtausdehnung, Art und Dichte der Innenbebauung und Möglichkeiten kartografischer Umsetzung aus. Sie ging auch dem Phänomen nach, dass sich Viereckschanzen in der Prospektion unterschiedlich oder auch gar nicht abzeichnen, und versuchte durch bodenkundliche Untersuchungen spezifische Parameter dafür zu entwickeln.



BLfD-Kalender 2015 – Holz

Die Beiträge und Fotos unseres Kalenders für das Jahr 2015 beschäftigen sich mit Holz: Holz als Material, aus dem die Denkmäler sind. Die Objekte aus ganz Bayern decken ein Spektrum ab, das unterschiedlicher nicht sein könnte, von römischen Votivhölzern bis zu einer Schneidmühle, von einer Kreuzreliquie bis zur getäferten Ratsstube oder von einem Arma-Christi-Kreuz bis zu einem Gradierwerk in Bad Reichenhall.

Htr

Bezugsmöglichkeiten: siehe S. 138

Das Neue München – ein wegweisendes Werk von 1946

Karl Meitinger, Architekt und Münchener Stadtbaurat des Jahres 1946, Vater des mit der Rettung der kriegszerstörten Münchener Residenz bekannt gewordenen Ehrenbürgers der Stadt

München, des ehemaligen Präsidenten der Technischen Universität, Prof. Dr. Otto Meitinger, legte bei der letzten Stadtratssitzung seiner Amtszeit im Jahre 1946 das nur 64 Seiten um-

fassende Exposé „Das Neue München – Vorschläge zum Wiederaufbau“ vor, mit dem die künftige Stadtentwicklung der kriegszerstörten Stadt per Stadtratsbeschluss festgelegt wurde.

Autorisiert von der amerikanischen Besatzungsbehörde (Information Control Division) veröffentlichte Karl Meitinger dieses Geheft 1946 in einer kleinen Auflage (Gesamtherstellung Münchner Graphische Kunstanstalten). Das Werk war sehr schnell vergriffen, eine erste Neuauflage des „Haidhausen Verlag“ erschien im Jahr 1982 (Hrsg. Klaus Bäumler, Otto Lerchenmüller).

Das Motiv, ein solches, eher für die interne Arbeit in der Stadtverwaltung erarbeitetes Werk auch öffentlich herauszugeben, lag wohl auch in der harschen Kritik vieler Architekten und Stadtplaner begründet, die den auf Rekonstruktion des ursprünglichen Stadtbildes ausgerichteten Weg des Wiederaufbaus als zu konservativ und rückwärtsgerichtet betrachteten und einen „modernen Wiederaufbau“ vorgezogen hätten. Trotz dieser Kritik blieben die in diesem nur wenige Seiten umfassenden Werk Meitingers beschriebenen Maßnahmen die Grundlage für den städtebaulichen Weg des kriegszerstörten München aus seiner schwersten Krise. Mit großer Weitsicht, sensiblem Umgang mit der Geschichte und klarem Blick für die Potenziale der noch in Trümmern liegenden Stadt zeigte Karl Meitinger eine Entwicklung der Landeshauptstadt in einer beeindruckenden Gesamtschau auf.

Der Wiederaufbau auf den historischen Grundrissen und Straßenzügen des „alten Münchens“ war im Jahr 1946 noch keine Selbstverständlichkeit. Es gab ernst zu nehmende Planungen, nach denen die bayerische Landeshauptstadt an völlig anderer Stelle abseits der Kriegszerstörungen und in gänzlich neuer Erscheinung nach den zur damaligen Zeit modernen städtebaulichen Vorstellungen hätte „wieder-

entstehen“ sollen. Diese wären von „revolutionären Ideen“ wie autogerechtem Verkehr und Neubausiedlungen in Zeilenbauweise geprägt gewesen. „Nicht wiederaufbauen – aufbauen“ war die damalige Devise der meisten Stadtplaner und Architekten, die in den Zerstörungen des Weltkrieges auch eine Möglichkeit sahen, völlig neu zu beginnen.

Meitingers Planungen zum Wiederaufbau basierten dagegen auf den traditionellen städtebaulichen Vorgaben wie der Staffelbauordnung Theodor Fischers von 1904 und anderen stadtgestalterischen Überlegungen aus der Vorkriegszeit. Nur so war es möglich, der Landeshauptstadt trotz ihrer verheerenden Kriegszerstörungen das lebenswerte, typische Gepräge zu erhalten.

Parallel zu der in München erstaunlich schnell zu Ende gegangenen Phase der Schutträumungen (bis ca. 1947) spielte vor allem die Sicherung, Erhaltung und Sanierung stadtbildprägender

Einzelbauten und stehengebliebener Fassaden sowie die Nutzung der bestehenden Straßenzüge eine herausragende Rolle beim Wiederaufbau. Neben dem Erhalt der wichtigen historischen Platzsituationen bildeten diese übriggebliebenen baulichen Strukturen die „Inseln“ aus, um die herum sich auch moderne Neubauten in das gewachsene Stadtbild harmonisch einfügen konnten. Der erforderlich gewordene großflächige Austausch zerstörter historischer Gebäude durch moderne Neubauten konnte das traditionelle Gepräge der Stadt so nicht mehr stören.

Das Werk, die Idee von Karl Meitinger, kann nicht veralten. In seiner die Traditionen achtenden und die Notwendigkeiten zur Erneuerung integrierenden Haltung ist es heute, in Zeiten von in die Stadtgefüge eindringenden Investorenbauten, aktueller denn je. Der gesamtheitliche stadtplanerische Ansatz ist heute wieder genauso gefordert wie damals vor 70 Jahren. Aus diesem Grund hat sich das Landesamt für Denkmalpflege entschieden, mit einem Sonderdruck eine Neuauflage des Werks Karl Meitingers den heutigen Entscheidern und allen Münchnerinnen und Münchnern erneut an die Hand zu geben. Diese soll dazu beitragen, durch eine auf die heutige Situation bezogene Neuinterpretation und Weiterführung ihrer Inhalte der Stadt München auch weiterhin das auf traditionellen Werten, Erneuerungsfähigkeit und klaren Strukturen geprägte Stadtbild zu bewahren.

Aus dem Vorwort von
Generalkonservator
Dipl.-Ing. Architekt Mathias Pfeil



Bezugsmöglichkeit: siehe S. 138

ICOMOS Tagungsband: Wandmalereien in Krypten, Grotten, Katakomben

Zur Konservierung gefasster Oberflächen in umweltgeschädigten Räumen

Zum Thema

Das Thema der Schäden an „erdbe-rührter“ Wandmalerei ist trotz aller Fortschritte der Konservierungs- und Restaurierungswissenschaft eine immer noch aktuelle Dauersorge der

Denkmalpflege. Für das restaurato-rische Vorgehen an den Objekten hat sich seit den fünfziger Jahren bis heute ein ungeschriebener Pflichten-katalog entwickelt, der im besten Fall folgen-de Arbeitsschritte vorsieht: Kartierung

der Schäden, technologische Untersu-chung von Mauerwerk, Putzaufbau, Maltechnik, eventuell sofortige Not-maßnahmen. Laufende Beobachtung (sog. Monitoring) und zwar Klima-Monitoring (Raumklima, Mikroklima)

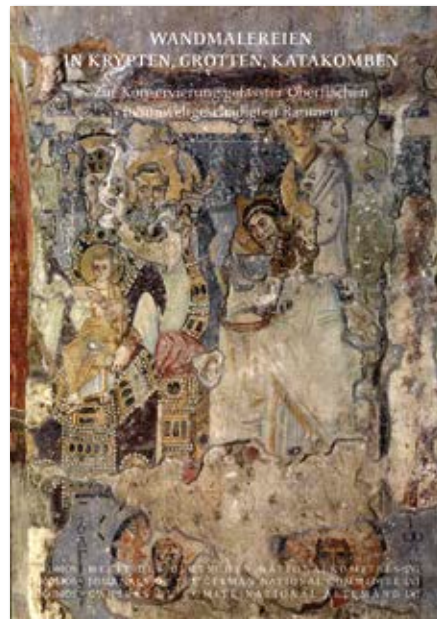
und Oberflächenmonitoring (Mikroaufnahmen), letzteres schwierig, wenn man dokumentieren möchte, was bei der Malerei im Mikrobereich passiert, sobald sich das Raumklima ändert. Häufig zu kurz kommt die historische Schadensgeschichte, trotz des in den Ämtern konservierten Bildmaterials. Dann Ursachenforschung und Ursachenbeseitigung oder -reduzierung (z. B. Trockenlegung, Drainagen, Klimatisierung). An der Malerei selbst: Reinigung, Umwandlung schädlicher Salze in weniger schädliche (z. B. „Barium-Methode“). Die im Extremfall drohende Radikalkur einer Abnahme kann heute in der Regel vermieden werden. Vor Ort folgen üblicherweise Fixierung und Konservierung, nicht mehr obligat sind Restaurierung im Wortsinne oder gar Rekonstruktion. Auch mit Retuschen hält man sich mehr und mehr zurück. Schließlich die Nachsorge: Wieder Monitoring in Abständen.

Die Tagungsvorträge

Dem Austausch der Methoden und Erfahrungen wie dem Vergleich der Standards der beteiligten Disziplinen widmet sich die hier angezeigte Tagungspublikation (auf zum Teil in englischer Sprache abgefasste Beiträge verweist der parallele Titel „Wallpaintings in crypts, grottoes, catacombs. Strategies for the conservation of coated surfaces in damp environments“). Sortieren wir die Beiträge der Quedlinburger Tagung methodisch. Über Einzelobjekte berichten: Thomas Warscheid zur Höhle in Lascaux, hier zum „microbiological monitoring“. Die Höhle ist bekannt für Algen- und Schimmelbefall, die zwischenzeitlich gewaltigen Probleme konnten zuletzt in einen einigermaßen stabilen Status überführt werden. Aus China berichtet Xichen Zhao über einen Grabraum des 10. Jahrhunderts in Weishan. Hier hätte man mehr Informationen gewünscht: Wozu die lange Diskussion um den ungewöhnlich dicken Kalkmörtel, wenn die Malerei dann doch abtransportiert wurde, per distacco oder per strappo? Aus der frühmittelalterlichen Kirche S. Maria Antiqua in Rom referiert Werner Schmidt über bewusst zurückhaltende Maßnahmen unter dem Motto „So viel wie nötig

und so wenig wie möglich“ (Malerei gereinigt mit Ammoniumhydrogenkarbonat und anionischem Ionenaustauschharz; das Wachs von 1900/04 belassen als Sicherheitsschicht für die Reinigung). Eine frühbarocke Krypta mit späterer Dekorationsmalerei von 1723/25 in Malta (La Valletta) stellt ein Team um Sibylla Tringham vor: Salzsäuren, Hauptursache der Kontakt mit der Außenluft über ein Fenster. Eindrucksvolle Reinigung der Malerei.

Wichtigste Einzelbeispiele sind natürlich die beiden Kirchen in Quedlin-



burg, am Ort der Tagung. Die Krypta in St. Servatius hatte Martin Lehmann schon seit 2001 untersucht, 2004 eine Diplomarbeit (Dresden) dazu vorgelegt. Jetzt praktizierte er die Umwandlung der starken Vergipsung mit Ionenaustauschharz und Bariumhydroxid. Kunststoffe der sechziger Jahre wurden reduziert, kühn allerdings die Mitteilung, dass man einen „Zustand der langfristigen Stabilität“ geschaffen habe. In der Wipertikirche gibt es aktuelle Salzsäuren und bei der Architekturfassung „Handlungsbedarf“ (Thomas Schmidt). Geographisch an Quedlinburg anschließend schreiben Torsten Arnold und Kollegen über Schadensdiagnostik in Krypten und Grüften in Sachsen-Anhalt, hier die Fürstengruft im Dom zu Merseburg, die Westkapelle im Kloster Gröningen (romanische Secco-Malerei, Polyvinyl-

acetat entfernt), die Krypta im Kloster Memleben (Vergipsung).

Über italienische Monumente referiert Mark Gittins: Domus Aurea in Rom, Anagni (Krypta der Kathedrale) und Paganica bei L'Aquila. Dieser Beitrag ist bemerkenswert (selbst)kritisch, auch hinsichtlich Konzepten mit minimalinvasiver Behandlung. Positiver der Bericht von Tefvik R. Isler über Konservierungsmaßnahmen in Kappadokien. Man schützt die Außenseite dieser Felsenkirchen mit einem Drahtgeflecht, in welches hydraulischer Kalkmörtel gemischt mit lokalem Tuffmaterial eingearbeitet ist, teilweise, je nach Formation der Felsen, durch regelrechte „Mützen“.

Zwei völlig verschiedene Fallbeispiele aus Bayern behandelt Jürgen Pursche: die Ausmalung der karolingischen Krypta von St. Emmeram in Regensburg, wo als Rezept gegen Salzausblühungen nur eine gut überwachte Klimaregulierung bleibt, und Schloss Pommersfelden, wo in der sog. Sala Terrena von 1715/23 ebenfalls eine Modifizierung des Raumklimas notwendig war, weil der komplexe Materialmix der Applikationen den weitgehend dem Außenklima folgenden Bedingungen nicht gewachsen war (Abb. 2-3): beides aufgrund der langjährigen Betreuung Modellfälle zur Evaluierung der Nachhaltigkeit.

Christoph Herm referiert über die Problematik organischer Bindemittel in dauerfeuchten Oberflächen: Quellen, Zusammensetzungen (Proteine, Polysaccharide, Öle, Harze usw.), Analytik, Veränderungen, Objekte. Steffen Laue spricht über Klimaeinflüsse auf die Kristallisation von Salzen in Grotten und Krypten (Köln, St. Maria im Kapitol, Potsdam). Über biogene Schäden ein Beitrag der Expertin Karin Petersen (seit Giacobini 1963 eine fast schon eigene Wissenschaft, vgl. Warscheid im vorliegenden Band), verknüpft mit Hinweisen auf die Gesundheitsgefährdung im Umgang mit besiedelten Malereien. Zur Restaurierungstechnik im engeren Sinne gehören die Experimente des Australiers Andrew Thorn mit einem neuen Füllmörtel aus Lithiumsilikat, das manche Vorteile bietet. Der Autor erprobt das Material vorwiegend an felsigen Oberflächen. Das zunehmend aktuelle Thema der digitalen Auswertung

behandeln Barbara Mazzei und Laura Pecchioli anhand der römischen Katakombe St. Tecla. Der Nutzen einer Datenbank ISEE wird darin gesehen, dass man eingespeicherte Daten aus einer dreidimensionalen Modellzeichnung des Objektes herausnehmen kann.

Ein Fazit der ganzen Tagung zog der Mitveranstalter Thomas Danz schon im Vorhinein mit einer klugen „Einführung in das Tagungsthema“,

dem Hinweis auf Hochschulen und Ausbildungsfragen sowie auf die Projekte der Arbeitsgruppe „Wandmalerei [...]“ des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS. Eine Diskussion des Themas ‚Forschungslandschaft‘ unternimmt Dörthe Jakobs: „Was bleibt? Was kommt?“. Jakobs bewertet diverse Projekte, vor allem ein Projekt „Wandmalerei-Schäden“ des Forschungsministeriums (BMFT, ab 1994) und jün-

gere Programme der Bundesstiftung Umwelt (DBU), die auch den vorliegenden Tagungsband maßgeblich unterstützt hat. Vielleicht ein Etappensieg der ‚Forschungsallianz Kulturerbe‘, keine Entwarnung für feuchtbelastete Räume.

Hans-Peter Autenrieth

Bezugsmöglichkeit: siehe S. 138

Leo in Fahrt – mit Leo ins mittelalterliche Kempten

Wer kann sich noch an die Geschichte von Leo und seiner roten Zeitmaschine aus unserem Heft 155 erinnern? Damals ging die Abenteuerfahrt in das römische Kempten: Dort lernte der kleine Leo die Lebensweise der Römer und Begriffe wie Toga, Terra Sigillata und Thermen kennen. Damals schaffte er es gerade so, mit der Maschine wieder in das Heute zurückzukommen und entging damit dem Schicksal, Latein lernen zu müssen.

Dieser ersten spannenden Ausgabe folgt jetzt eine neue Zeitreise – diesmal ins mittelalterliche Kempten. Der Illustrator Roger Mayrock lässt den kleinen Leo in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts landen: König Karl und seine Gemahlin Hildegard besuchen gerade das Kloster in Kempten und bringen diesem Märtyrerreliquien aus Rom mit. Dieses große Ereignis wurde in vielen Bildquellen festgehalten. Danach geht Leos Fahrt weiter in das Jahr 1270, wo er staunend feststellt, um wieviel größer die Klosteranlage geworden ist – hatte man um 1180 doch gerade erst mit dem Bau der neuen romanischen Anlage begonnen. Leo trifft auf auch auf viele andere große Gebäude und Umbauten in dieser Zeit wie die Errichtung der Kemptener Stadtmauer mit ihren Stadttoren oder die Verlegung des Iller-Flussbettes.

Die dritte Haltestelle auf seiner Reise ist das Jahr 1494. Zwei Jahre nach der Entdeckung der Neuen Welt durch Kolumbus hat sich auch in Kempten einiges verändert: Fachwerkhäuser beherrschen das Bild der Stadt, und an vielen Türen hängen Zunftwappen wie

das der Weber oder Bäcker. Was Zünfte eigentlich sind, wird in diesem aufschlussreichen Buch ebenfalls erklärt. Leo besucht die St.-Mang-Kirche, das Beginnenhaus und die Illerbrücke, von der er einen wunderbaren Blick auf die mittelalterliche Stadt hat. Auch diesmal findet Leo wieder viele neue Freunde: zwei Katzen, einen Hund und einen Raben. Dank des Sprachcomputers ist die Verständigung natürlich kein Pro-



blem. Verstehen wird der Leser nach der Lektüre auch viele stadthistorische Details: Wussten Sie z. B., warum Kempten ab 1488 das Wappen einer Reichsstadt mit Doppeladler und Kaiserkrone führen durfte oder was das Mühlberg-Ensemble ist?

Zufrieden reist Leo wieder in seine Zeit zurück. Onkel Georg, dem das rote Reisemobil gehört, ist sehr froh, dass sein Neffe nicht weiter in die Zeit nach 1500 gefahren, sondern wohlbehalten gelandet ist. Er erzählt ihm von den kommenden Jahrhunderten, der Reformation, dem Bauernkrieg, dem „Großen Kauf“ zwischen Bürgermeister Gordian Seuter und dem Fürststift Breitenstein, den Streitigkeiten zwischen der evangelischen Reichsstadt und der katholischen Stiftsstadt, die schließlich in einer Zerstörungswut endeten. Auch über die Zeit nach dem Dreißigjährigen Krieg berichtet der Onkel seinem Neffen Leo: zum Beispiel über den Barock und den Fürststift Rupert von Bodman. Was ab 1800 geschah und wie es mit Reichsstadt und Reichsstift in diesem schönen Kinderbuch von Ilse Roßmanith-Mitterer und Birgit Kata weitergeht, soll noch nicht verraten werden.

Auf den letzten 44 Seiten gibt es dann Spiel, Spaß und Spannung in Sachen Mittelalter: Man kann ein Rezept für Stockbrot ausprobieren, Kreuzworträtsel lösen, nach Anleitung weben, an einem Geschichtsquiz teilnehmen oder die Sage von Ritter Heinrich lesen und vieles, vieles mehr.

Insgesamt lernt man in diesem druckfrischen Band das Leben des mittelalterlichen Kempten in den drei Phasen Früh-, Hoch- und Spätmittelalter kennen. Lohnenswert für kleine und große Stadtgeschichtsinteressierte.

Ina Hofmann

Bezugsmöglichkeit: siehe S. 138

Bezugsmöglichkeiten von vorgestellten Publikationen

Das Archäologische Jahr in Bayern 2013. Hrsg. Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege und Gesellschaft für Archäologie in Bayern, Darmstadt 2014 (Konrad Theiss Verlag GmbH/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, ISBN 978-3-8062-3008-6, 200 S., 293 meist farbige Abb., € 29)

Berghausen, Karin
Magnetometrische Untersuchungen an späteltischen Viereckschanzen in Bayern. Inhalte – Projekte – Dokumentationen, Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 9, München 2014 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-163-9, im Druck)

Gattinger, Karl/Suhr, Grietje
Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis. Denkmäler in Bayern, Denkmaltopographie der Bundesrepublik Deutschland, Band I.14, zwei Teilbände, Regensburg 2014 (Friedrich Pustet Verlag, ISBN 978-3-7917-2449-2; 1136 S., über 3500 z. T. farbige Abb., € 69)

Hubel, Achim/Schuller, Manfred (Hrsg.): *Der Dom zu Regensburg,* Textband 2. Die Kunstdenkmäler von Bayern. N. F. 72. Mit Beiträgen von Friedrich Fuchs, Markus T. Huber, Peter Knoch, Michael Kühnlenthal, Peter Kurmann, Jürgen Michler und

Karl Schnieringer, Regensburg 2014 (Friedrich Pustet Verlag, ISBN 978-3-7917-2334-1; 632 S., 420 SW-Abb., über 180 Farbseiten, € 64; Vorzugspreis bei Abnahme aller lieferbaren Bände, € 54)

Wandmalereien in Krypten, Grotten, Katakomben. Zur Konservierung gefasster Oberflächen in umweltgeschädigten Räumen. Internationale Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege und Archäologie Sachsen-Anhalt und der Hochschule für Bildende Künste in Dresden, Quedlinburg 2011. Hrsg. von Thomas Danzl, Matthias Exner und Elisabeth Rüber-Schütte, München/Halle/Petersberg 2013 (ICOMOS Hefte des Deutschen Nationalkomitees, 56, 232 Seiten)

Kalender 2015 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege – „Holz“. München 2014 (Lipp GmbH, ISBN 978-3-87490-748-4, Deckblatt und 12 Monatsblätter mit aktuellen Farbaufnahmen und erläuternden Texten, 34,6 × 42 cm, € 13,90)

Meitinger, Karl
Das Neue München. Vorschläge zum Wiederaufbau, München 1946 (Bruckmann Verlag). Nachdruck, hrsg. von Mathias Pfeil, Bayerisches Landesamt

für Denkmalpflege, München 2014 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-162-2, 70 S., im Druck)

Powroznic, Klaus
Flussfunde aus der Donau um Deggen-dorf. Beiträge zur Archäologie in Niederbayern, Bd. 4. Hrsg. Bezirk Niederbayern und Bayerisches Landesamt für Denkmalpflege, gedruckt mit Unterstützung des Bezirks Niederbayern und der Gesellschaft für Archäologie in Bayern e. V., 91186 Büchenbach 2013 (Verlag Dr. Faustus, ISBN 978-3-933474-88-9 150 S., € 25)

Roßmanith-Mitterer, Ilse/Kata, Birgit (Text), Mayrock, Roger (Illustrationen)
Mit Leo ins Mittelalter – Auf Besuch im alten Kempten. Hrsg. v. Heimatverein Kempten e. V., 88161 Lindenberg im Allgäu 2014 (Kunstverlag Josef Fink, ISBN 978-3-89870-878-4, 144 S., 150 Abb., € 14,80)

Thronbesteigung Ludwigs II. vor 150 Jahren:
Schulze, Dietmar
Ludwig II. Denkmäler eines Märchenkönigs. Inhalte – Projekte – Dokumentationen, Schriftenreihe des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege, Bd. 2, München 2011 (Volk Verlag, ISBN 978-3-86222-006-9, 372 S., € 24,90)

Hinweise auf weitere Publikationen zu denkmalpflegerischen Fragen

Bei der Redaktion eingegangen:

Architektur und Kunstgeschichte

Ausstellungsreihe:
Kunst Oberschwaben 20. Jahrhundert. Hrsg. von der Gesellschaft Oberschwaben, Lindenberg i. Allgäu 2014 (Kunstverlag Josef Fink):

Später Aufbruch in die Moderne. 1900–1933 (ISBN: 978-3-89870-842-5, 216 S., 19,80 €);

Ein schwieriges Erbe. 1933–1945. (ISBN: 978-3-89870-841-8, 236 S., 19,80 €);

The Sleeping Beauty. 1945–1970. (ISBN: 978-3-89870-844-9, 160 S., 16,80 €);

Moderne und Glauben. Religiöse Kunst (ISBN: 978-3-89870-843-2, 216 S., 19,80 €)

Bedal, Konrad
Fachwerkkunst in Franken 1600–1750. Eine Bestandsaufnahme. Bad Windsheim 2014 (Verlag Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim, ISBN: 978-3-926834-87-4, 688 S., 39 €)

Kartause Marienau. Lindenberg i. Allgäu 2014

(Kunstverlag Josef Fink, ISBN: 978-3-89870-184-6, 48 S., 8,50 €)

Kirchinger, Johann
Benefiziumskirche Hailing. Reihe: Kleine Kunstführer, Lindenberg i. Allgäu 2014 (Kunstverlag Josef Fink, ISBN: 978-3-89870-881-4, 24 S., 4 €)

May, Herbert
Grundzüge des Bäuerlichen Hausbaus um Nürnberg vom 16. Jahrhundert bis zum Ende des 18. Jahrhunderts. Bad Windsheim 2013



(Verlag Fränkisches Freilandmuseum
Bad Windsheim, ISBN: 978-3-926834-
86-7, 397 S., 29 €)

Mühleisen, Hans-Otto
Wasenweiler, Pfarrkirche Mariä Himmelfahrt – Vituskalle Neunkirch.

Reihe: Kleine Kunstführer, Lindenberg
i. Allgäu 2014 (Kunstverlag Josef Fink,
ISBN: 978-3-89870-490-8, 40 S., 5 €)

Philipp, Hanna
Glanzvolle Silhouetten. Meisterwerke archaischer Toreutik im Badischen Landesmuseum Karlsruhe.

Hrsg. vom Badischen Landesmuseum
Karlsruhe, Lindenberg i. Allgäu 2014
(Kunstverlag Josef Fink, ISBN: 978-3-
89870-795-4, 228 S., 39,90 €)



Sonstiges

Hegner, Hans-Dieter (Hrsg.)
*Energieausweise für die Praxis.
Leitfaden für Energieberater, Planer
und Immobilienwirtschaft.*

Bundesministerium für Umwelt,
Naturschutz, Bau und Reaktor-
sicherheit
(Köln: Bundesanzeiger Verlag GmbH
ISBN: 978-3-8462-0117-6;
Stuttgart: Fraunhofer IRB Verlag, 2014
ISBN: 978-3-8167-8717-4,
375 S., 39,80 €)



Schnell, Jürgen/Loch, Markus/
Stauder, Florian/Wolbring, Michael
*Bauen im Bestand – Bewertung der
Anwendbarkeit aktueller Bewehrungs-
und Konstruktionsregeln im Stahlbe-
tonbau. Bauforschung für die Praxis,*
Bd. 108, Stuttgart 2014
(Fraunhofer IRB Verlag, ISBN: 978-3-
8167-9162-1, 308 S., 45 €)

Starzmann, Holger
*Steideles Tübing. Ein Stadtführer zu
Gogen und Gelehrten.* Reihe: Kleine
Kunstführer, Lindenberg i. Allgäu 2014
(Kunstverlag Josef Fink, ISBN: 978-3-
89870-633-9, 32 S., 4,90 €)

Externe Autoren dieses Hefts

Christoph Bucker
Leiter der Jugendbauhütte Regensburg
Malergasse 7 (Kassianspassage)
93047 Regensburg
E-Mail: fsj.denkmal.by@ijgd.de

Mathias Conrad
Kreishauptpfleger für Bau- und Boden-
denkmäler im Landkreis Amberg-Sulzbach
St.-Michael-Str. 30, 92284 Poppenricht
mathias.conrad@brainstage.de

Toni Drexler
Kreishauptpfleger Fürstenfeldbruck
Poststraße 6, 82278 Hörbach
E-Mail: toni.drexler@ffb.org

Prof. Dr. Andreas Grüner
Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-
Nürnberg
Institut für Klassische Archäologie
Kochstraße 4/19, 91054 Erlangen
andreas.gruener@fau.de

Dipl.-Ing. (FH) Eva-Maria Ilsanker
Bauforscherin
Nadistraße 16, 80809 München
E-Mail: symanker@aol.com

Dr.-Ing. Christian Kayser
Barthel & Maus, Beratende Ingenieure
GmbH
Infanteriestraße 11a, 80797 München
E-Mail: c.kayser@barthelundmaus.de

Juri-Johannes Leuschner M. A.
Kunsthistoriker
Weißenburger Straße 2, 85072 Eichstätt
E-Mail: jujo3000@gmx.net

Prof. Dr. Peter B. Steiner
Domberg 26, 85354 Freising
E-Mail: profsteiner@t-online.de

Rechtliches

Sämtliche mit Verfasserangabe versehenen
Beiträge stellen die Meinung des Verfassers,
nicht die der Redaktion, des Herausgebers,
des Amtes oder des Verlages dar.

Mit der Annahme eines Beitrags zur
Veröffentlichung erwirbt das Bayerische
Landesamt für Denkmalpflege als Verlag,
Herausgeber und Redaktion alle aus-
schließlichen Vertragsrechte für die Zeit
des Bestehens des Urheberrechts. Diese
umfassen insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen
und die Befugnis zur Einspeicherung des
Beitrags in eine Datenbank, verbunden mit
dem Recht zu deren Vervielfältigung und
Verbreitung (online oder offline) zu gewerb-
lichen Zwecken ohne zusätzliche Vergütung.
Das ausschließliche Recht an einer elek-
tronischen Version des Beitrags erwirbt das
Bayerische Landesamt für Denkmalpflege
ohne zeitliche Begrenzung. Alle Urheber-
- und Verlagsrechte, ausdrücklich auch
die Übersetzung in andere Sprachen, die
Auswertung der Datenträger, die Vervielf-
-ältigung jeder Art oder der Nachdruck von
Beiträgen bleiben vorbehalten; es bedarf in
jedem Einzelfall der vorherigen Zustimmung
der Redaktion.

DIE KUNSTDENKMÄLER VON BAYERN

DER DOM ZU REGENSBURG

Mit der in fünf Bänden erscheinenden Publikation *Der Dom zu Regensburg* legt der Verlag Friedrich Pustet eine herausragende Edition vor, die in der Reihe *Die Kunstdenkmäler von Bayern*, hrsg. vom Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, erscheint. Der Regensburger Dom als Modellfall einer gotischen Kathedrale – noch nie ist eine monumentale Kathedrale in solcher Gründlichkeit vermessen, fotografiert und dokumentiert worden!

DER DOM ZU REGENSBURG

Teil 2 – Textband 2

640 Seiten, 420 s/w-Abb., über 180 Farbseiten

Leinen mit Schutzumschlag, ISBN 978-3-7917-2334-1

Einzelpreis € (D) 64,-

Vorzugspreis bei Abnahme aller lieferbaren Bände € (D) 54,-

Zahlreiche Beiträge, die sich mit der Baugeschichte und der Bauentwicklung der Architektur, der kunsthistorischen Analyse der Skulpturen und der mittelalterlichen Ausstattung beschäftigen. Weitere Aufsätze fassen die neuesten Forschungen zu den mittelalterlichen Glasmalereien und zum Domschatz zusammen.



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet

Unser komplettes Programm unter:
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0

Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Landsberg am Lech und seine Denkmäler

Karl Gattinger / Grietje Suhr

Landsberg am Lech, Stadt und Landkreis

herausgegeben vom
Bayerischen Landesamt
für Denkmalpflege
Denkmäler in Bayern,
Bd. I. 14/1 und 2

Alle Denkmäler des Landkreises und der Stadt werden in dieser Topographie erstmals vollständig gewürdigt. Im Landkreis finden sich mehr als 1200 Baudenkmäler, unter denen die Kirchenbauten quantitativ und qualitativ herausragen. Auch die Stadt Landsberg, deren Altstadt von einem mittelalterlichen Mauerring umgeben wird, bietet ein beeindruckendes Bild.

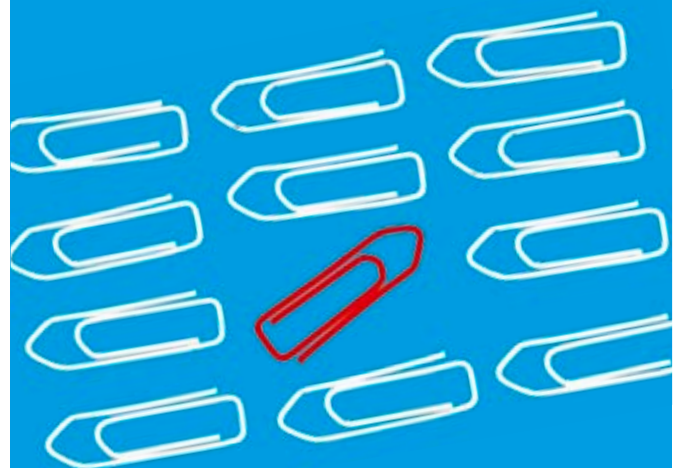


2 Teilbände
1136 S., über 3500, z. T. farb. Abb.,
Hardcover, ISBN 978-3-7917-2449-2
€ (D) 69,-

HIGH-TECH-DRUCK

KCM

... perfekte **DRUCKTECHNIK**
und individueller **SERVICE**
für anspruchsvolle **KUNDEN**
mit einzigartigen **ERWARTUNGEN.**



VERLAG
FRIEDRICH
PUSTET

Verlag Friedrich Pustet Tel. 0941/920 22-0
D-93008 Regensburg Fax 0941/920 22-330
www.verlag-pustet.de bestellung@pustet.de

Kastner & Callwey Medien
www.kastner-callwey.de

